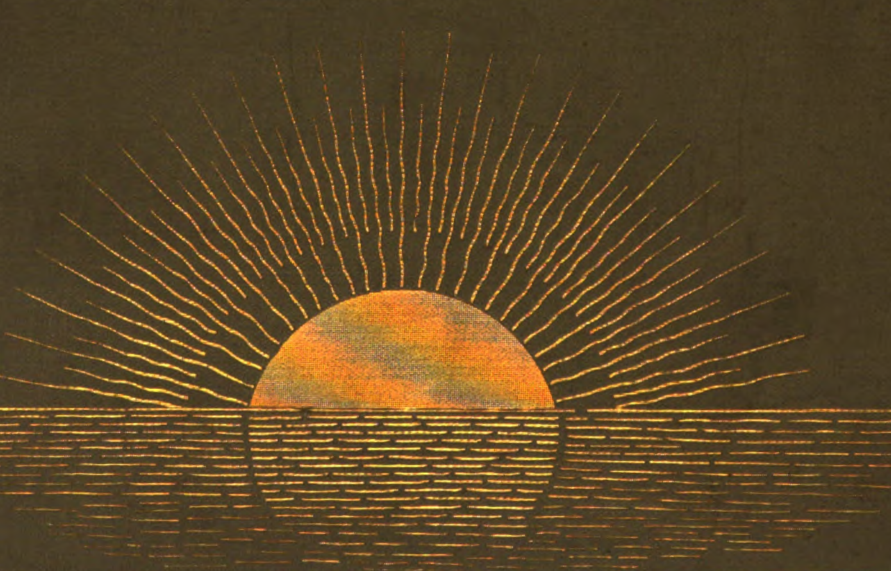
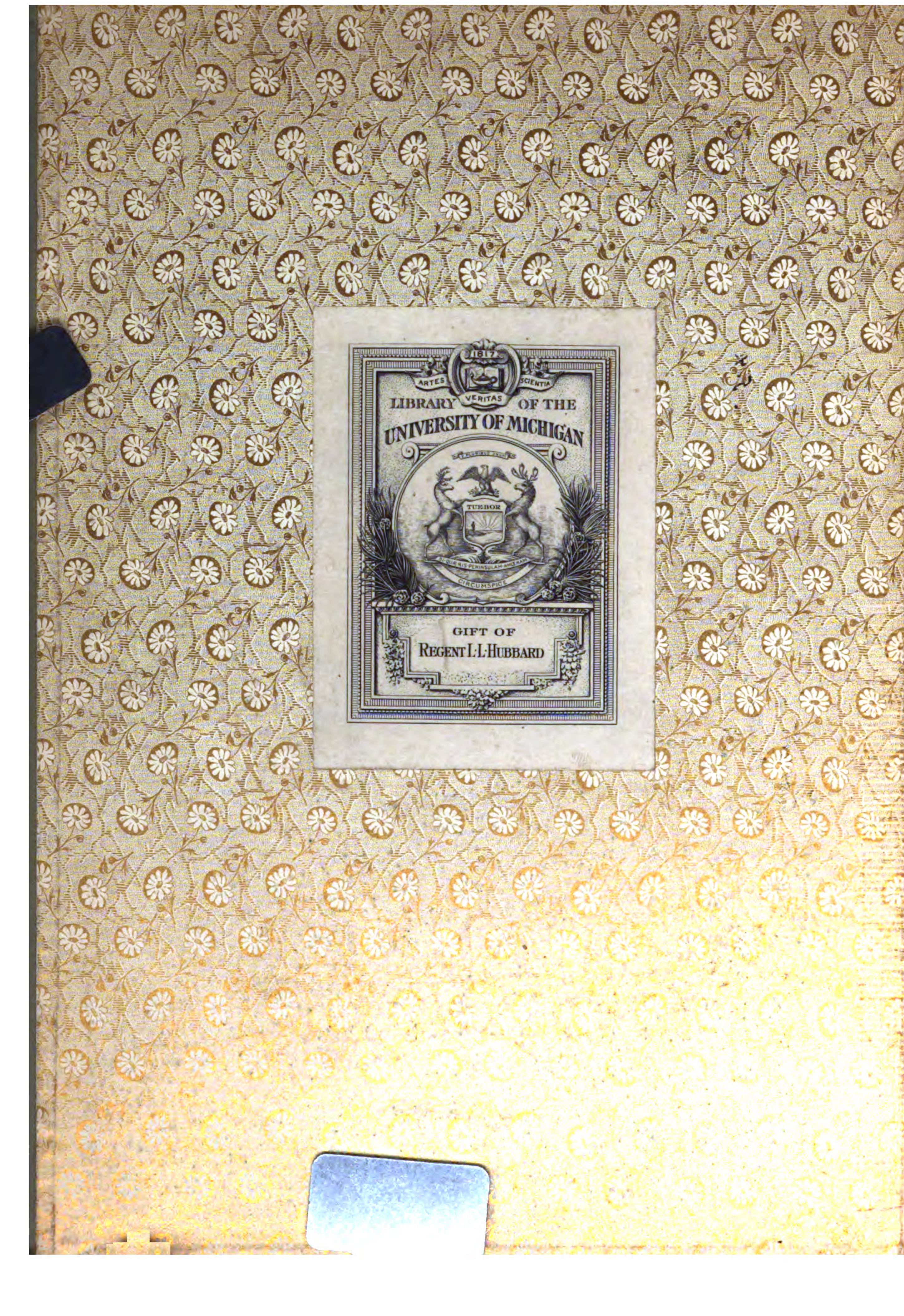
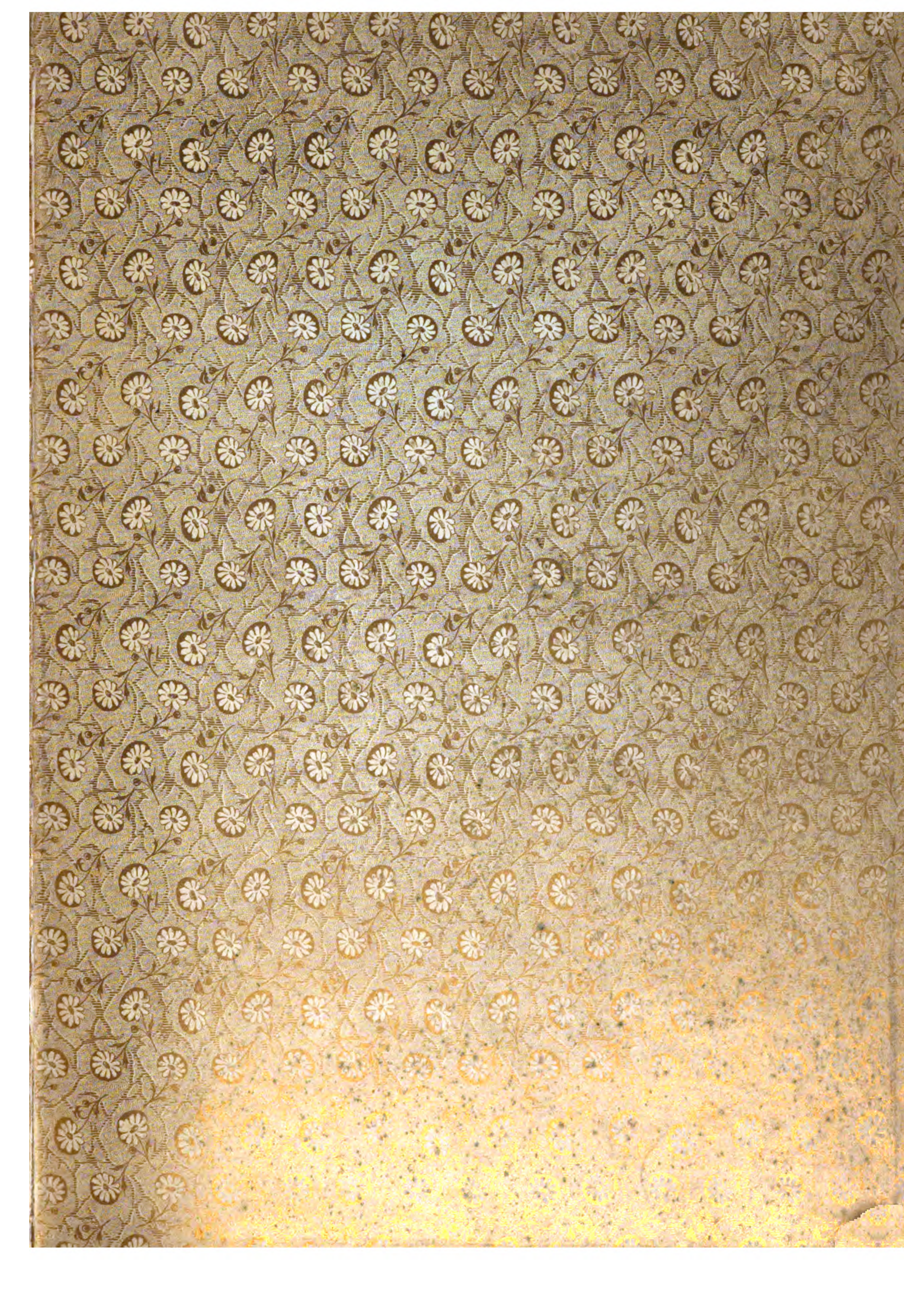
WESTLICH



Dr. Otto Zardetti




1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD



Ш. 14475

F
591
.Z36



Westlich!

oder

Durch den fernen Westen Nord-Amerikas.



Freiheits-Statue im Hafen von

Freiheits-Statue im Hafen von New-York.







Westlich!

oder

Durch den fernen Westen Nord-Amerikas.

Von

Dr. Otto Zardetti,
Titular-Erzbischof von Mozissus.

„Westlich zieht die Weltgeschichte.“

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1897.

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz

gift
Regent L. L. Hubbard
7-20-28

Vorwort.

Von den vierzehn bis fünfzehn Jahren meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas (1880—1894) waren sechs bis sieben meiner Thätigkeit als Professor der Theologie zu Milwaukee (Wiskonsin), eines meiner Stellung als Generalvikar in Jankton (Dakota) und vier bis fünf meiner Amtsführung als Bischof von St. Cloud (Minnesota) geweiht. Während meiner lehramtlichen Thätigkeit ward ich nie meinem festgesetzten Programme untreu, in den sogenannten größeren Ferien eine größere Reise nach irgend einem Theile der Vereinigten Staaten zu unternehmen, um so, bevor mich etwa die Fügungen der Vorsehung fester an einen Platz binden sollten, das Land meiner Adoption in seiner ganzen Größe und Ausdehnung möglichst kennen zu lernen. Dieser Reisen bedeutendste galt dem amerikanischen Westen, fiel in's Jahr 1885 und bildet den Gegenstand vorliegenden Tagebuches.

Hatte ich natürlich schon während der Reise mir meine Erfahrungen und Eindrücke kurz notirt, so suchte ich dieselben auch bald darauf in einer Reihe von Artikeln einer deutsch-amerikanischen Wochenzeitung [1]) für ein amerikanisches Publikum zu verarbeiten. Schon damals ward in Amerika der vielseitige Wunsch laut und fand seinen

1) Wahrheitsfreund. Cincinnati 1885/86.

Ausdruck in verschiedenen Preßstimmen, daß die gemachten Mittheilungen zum Gesammtbilde vereinigt in Buchform erscheinen möchten; allein verschiedene Umstände und Rücksichten verzögerten erst und vereitelten schließlich dieses Gedankens Ausführung. Dabei wäre es wahrscheinlich auch geblieben, hätte nicht eine zufällige Begegnung des Verfassers mit dem Verleger im letzten Sommer im Jordansbade die Aufmerksamkeit Beider diesen Tagebuchblättern wieder zugewandt.

Meine ersten Einwendungen, daß bereits zu viel Zeit verflossen seit dem Unternehmen dieser Reise und deren Beschreibung in beabsichtigter Form, fanden ihre beste Widerlegung in dem Umstande, daß die Zeit an der Sache hier kaum zu ändern vermochte. Wie der freundliche Leser sofort herausfinden wird, handelt es sich in diesen Blättern mit Nichten um eine erschöpfende, statistische Genauigkeit beanspruchende detailirte Beschreibung der berührten Ländergebiete, sondern um die Wiedergabe der gemachten Erfahrungen, empfangenen Eindrücke, veranlaßten und wachgerufenen Reflexionen durch das beschreibende Wort. So wurde denn freilich Manches geändert, Einzelnes ergänzt, die äußere Form des Gesammtbildes umgestaltet, aber der wesentliche Inhalt ist sich gleich geblieben.

Amerika, d. h. die Vereinigten Staaten von Amerika, steigt immer mehr an Bedeutung in den Augen der alten Welt. Seine unermeßliche Größe, seine fabelhafte Entwickelung, sein zunehmender materieller ja selbst politischer Einfluß auf das alternde Europa wenden diesem Reiche des Westens immer mehr den staunenden Blick der Gegenwart zu. Verhältnißmäßig dürfte die beschreibende Literatur über Amerika, namentlich diejenige im ausgesprochen katholischen Sinne, nicht reich sein. Haben wir auch schon dies und das von den großen Städten und Unternehmungen des Ostens gehört, so doch noch verhältnißmäßig wenig von jenem Westen, der sich jenseits von Chicago und dem Mississippi-Thale bis zum Gestade des stillen Meeres ausbreitet.

Mit diesem Gebiete den Leser in bescheidenem Maaße etwas vertrauter zu machen, ist der Zweck dieses Buches. Unterhaltung und Belehrung sollten sich vereinen und in steter Rücksichtnahme auf die christliche Geschichte und katholische Entwickelung derselben Länder, sollte auch der Erbauung gedient werden. Der Verfasser hatte Sympathie für das Land des Sternenbanners, bevor er es mit Augen gesehen; er hat in seinem vierzehnjährigen Aufenthalt diese Sympathie und Bewunderung für Amerika im großen Ganzen sich vertiefen und steigern gefühlt, aber seine höchste Bewunderung und ungetheilte Sympathie gehört doch jenem Reiche, das nicht von dieser Welt, das aber auch jenseits des Oceans bereits in voller Entwickelung begriffen ist.

Es ist des Verfassers Wunsch, so Gott Zeit und Gelegenheit gibt, seine Erfahrungen in und Betrachtungen über, zumal die kirchlich-politischen Bewegungen in Amerika in nicht zu ferner Zeit zu veröffentlichen. Wie kaum Einen, dürfte die Länge des Aufenthaltes und die Verschiedenheit der Stellungen, die er dortselbst einnahm, ihn dazu eigenschaften. Möge einstweilen diese Offenlegung seines Tagebuches geneigte Beurtheilung finden.

Jordansbad (Württemberg), Ostern 1896.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Reisen und Reiseplan.

Im Leben nicht bloß des Studenten, sondern auch des Professors, kommt der Vacanz oder jährlichen längeren Ferienzeit eine ganz besondere Bedeutung zu. Deren Zweck ist nicht bloß, nach den Anstrengungen einer längeren Studienzeit dem abgearbeiteten Körper Erfrischung und dem ermüdeten Geiste neue Spannkraft zu verleihen, sondern sie soll auch bezüglich geistiger Entwickelung selbst in gar Vielem ergänzend, ersetzend, vervollständigend einwirken. Dem Spekulanten und Verfolger „grauer Theorien" öffnet sie die Welt der Wirklichkeiten in all' deren Farbenpracht, Mannigfaltigkeit und Anziehungskraft. Der Einseitigkeit manch' ideellen Strebens, dem zwei Drittheile des Jahres geweiht sind, stellt sich die Vielseitigkeit menschlicher Bethätigungen im großen Weltgetriebe entgegen. Zu mancher Theorie und manchem Wissenszweig bietet sie das erklärende, läuternde und lösende Bild, dies aber nie so sehr, als wenn Student oder Professor auf Reisen geht.

Deshalb haben seit uralten Tagen schon die Studenten gereist und mußten sie selbst den Zehrpfennig dazu von Station zu Station sich erbetteln. Deshalb reisten von jeher und reisen noch heute die Professoren aller Grade und Wissenszweige; kann man doch an deren Wanderzügen ebensosehr die Jahreszeit beurtheilen, wie am Kommen oder Wegziehen gewisser Zugvögel den nahenden Frühling oder Herbst. Darum und noch viel mehr, reiste auch ich, ein Theologie-Professor des Salesianums, dem in Amerika nicht wie Andern die Wahl geboten war, entweder im heimathlichen Elternhaus sich auszuruhen, oder in die Ferne zu ziehen, sondern dem, wollte er die Seminarmauern, die zur Ferienzeit gleich Gefängnißmauern ausschauen, meiden, nur die Ferne offen stand. Diese Ferne aber suchte ich gerne, ist doch Amerika,

wie der Volksmund sagt, das Land „großer Entfernungen“ „of magnificent distances“. Den Osten der Vereinigten Staaten nach allen seinen Richtungen kannte ich zur Genüge, hatten doch meine wiederholten Reisen nach und von Europa mir Gelegenheit genug geboten, des stolzen Ostens, woher die „weisen Männer“ kamen, Herrlichkeiten zu bewundern. So hatte ich es mir zur Aufgabe gestellt, meine jährlichen Ferienmonate in Amerika durch Reisen nach irgend einer Richtung des von mir einmal adoptirten Landes auszufüllen und den Schachzügen einer unzuverlässigen Zukunft zuvorkommend, wollte ich noch dieses Jahr den Entschluß zur Ausführung bringen: das glorreiche Imperium des Westens und die Domäne des Sternenbanners nach ihrer ganzen Ausdehnung zu durchwandern.

Reisen an und für sich kann dem höheren Zwecke unserer Bestimmung hinderlich und somit in sich schädlich sein, und das wäre der Fall, wenn ihm nur die Befriedigung der Begierlichkeit der Augen, Sucht nach Zerstreuung, Abwechselung der Genüsse und Eindrücke zu Grunde läge.

Reisen kann, wenn nicht schädlich, so doch unnütz sein, obschon dieser Satz in dem Urtheile der Philosophen kaum haltbar ist, denn was unnütz ist, ist im letzten Grunde schädlich. Das bloße Durchfahren der Welt hat noch Keinem genützt. Viele haben Land und Leute, Nähe und Ferne, Heimath und Fremde durchwandert, aber weil dem äußeren Sehen der innere Sinn fehlte, haben sie von dem Vielen sehr wenig verstanden, noch weniger behalten und am wenigsten sich selbst nutzbar gemacht.

Diese Nutzlosigkeit des Reisens ohne die dazu erforderliche Vorbereitung und Geistesverfassung drückt das volksthümliche Spaßwort ganz vortrefflich aus: „Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein, als Gigag kam es wieder heim.“

Reisen kann aber schließlich, falls alle die erforderlichen Umstände sich vereinigen, eines der schönsten, fruchtbarsten, eingreifendsten und lohnendsten Bildungsmittel des Menschen werden.

Der Reisende bedarf der Vorbereitung, soll die Vielgestaltigkeit der Erfahrungen ihm von Nutzen sein, und ich verstehe unter Vorbereitung nicht bloß jene allgemeine Geistesverfassung, ohne welche Sehen Sehen bleibt, aber nicht Verständniß wird, sondern auch jene unmittelbare und specielle Vorbereitung, welche dem nächsten Zwecke des Reisenden sowie der Eigenthümlichkeit des Reisezieles und des Reiseplanes angepaßt ist. Der Reisende bedarf bestimmter, klar erfaßter,

lebendig ihn durchdringender Grundsätze, nach welchen er das bunte und oft räthselhafte Bild des Menschenlebens auf dieser weiten Erdenbühne sich erklären und zurecht legen kann, ansonst die Vielseitigkeit des sich entrollenden Bildes der Einheit seines Verständnisses nur schädlich würde. Der Reisende darf endlich — denn nur von reisenden Christen will ich reden — jene magische Laterne nie vergessen, deren Strahlen allein allen Bildern das rechte Colorit, allen Räthseln eine gewisse Lösung, allen Scenerien die richtige Beleuchtung, aller Verschiedenheit eine gemeinsame Einheit, allem Wechsel etwas wechsellos Bleibendes, allem Dunkel ein theilweises Verständniß, allem Zauber irdischer Schönheiten den Verklärungsschimmer überirdischer Beziehungen verleihen, — nämlich die Lampe und das Licht gläubig christlicher Auffassung von Allem, was die Welt und das Leben bieten. Die Welt, die wir schauen und reisend durcheilen, dürfen wir nie trennen von jener, die wir zu schauen hoffen und der wir auf Windesflügeln zueilen. Soll das Reisen von Nutzen sein, so muß durch das geöffnete Auge der Verstand und durch den Blick des Geistes der Glaube schauen. Wenn aber der Mensch, im Christen vollendet, diese Welt reisend durchzieht, dann glänzt einerseits der Schöpfung, der Menschengeschichte, des weiten Horizontes flimmernde Pracht ihm entgegen, aber anderseits gießt doch er erst das Alles belebende, vereinigende und verklärende Licht auf die Bahnen aus, die er durcheilt.

Cardinal Newman, der große Philosoph im Purpur, der begeisterte Lobredner wissenschaftlicher und ascetischer Zurückgezogenheit, erkennt im Reisen das fast einzige Mittel, den Geist vor Einseitigkeit und Beschränktheit zu bewahren. In seinem Buche: „Present position of Catholics in England“ [1]) (S. 295) vergleicht er die Bornirtheit mancher Nichtkatholiken, welche katholische Gebräuche kritisiren, ohne sich je zu bemühen, die solche Gebräuche allein erklärenden Prinzipien oder Glaubenssätze zu verstehen, mit Solchen, die nie gereist und somit Alles, was sie nach ihren Gewohnheiten, Sitten und Erfahrungen fremd und abnorm finden, als solches auch verurtheilen. Der Raum gestattet mir nicht, die mit Witz und Humor gesättigten Ausführungen des englischen Geistesmannes hier anzuführen, aber ich möchte doch Allen, die im Reisen nichts sehen, als eine verschwenderische Zerstreuung, die Folgerungssätze Newman's zum Ueberdenken empfehlen, wenn er sagt: „Was anderes ist alles dieses als

1) Die gegenwärtige Lage der Katholiken in England.

jener Geisteszustand, den wir lächerlich finden und Beschränktheit nennen, bei Solchen, die nie gereist sind. Wir nennen sie, und das mit Recht, Leute engherziger Ideen, die keinen Geschmack finden an Dingen, die nicht vor sich gehen, wie sie es zu Hause erlebt, und die über Alles lachen, weil es fremd ist. Sie selbst sind die Musterleute; ihre Auffassung, ihre Kleidung, ihre Nahrung, ihre Sprache, all' das Ihre ist begründet in der Natur der Dinge und alles Andere ist gut oder schlecht nur insoweit, als es Theil hat an diesem oder nicht Theil hat. . . Gar sehr weichen solche Leute ab von dem Weisen des griechischen Epos, dessen charakteristisches Merkmal war, daß er „bewandert" war, d. h. er hatte Länder und Völker und den Geist vieler Männer kennen gelernt. Geschichte und Reisen erweitern unsern Gesichtskreis mit Rücksicht auf Menschen und Gesellschaft; sie lehren uns, daß bestimmte Gesetze in verschiedenen Ländern und in verschiedenen Zeiten obwalten, und obgleich sie uns nicht lehren, daß alle Gesetze gleich wahr sind oder, was das Nämliche ist, daß keine weder wahr noch falsch sind, so lehren sie uns doch Alles mit Aufmerksamkeit betrachten und mit Geduld prüfen. So wird der Philosoph und Weltweise gebildet. Er mag Grundsätze für falsch und gefährlich halten, aber er wird versuchen in sie einzudringen, sowie in den Geist derer, die sie ersonnen und festhielten. Er wird erwägen, worin ihre Stärke liegt und was zu Gunsten derselben gesagt werden kann. Er wird sein Möglichstes thun, sie zu analysiren, mit andern zu vergleichen und er wird sich schließlich die Aufgabe stellen, diese bloßzustellen und zu mißbilligen." — Soweit der Cardinal-Philosoph. So bildet sich der Welt-, überhaupt der wahre Weise. So entwickelt sich endlich im Christen und Priester unbeschadet, ja in Belebung und Verklärung seiner Grundsätze die wahre Toleranz des Geistes und Vielseitigkeit der Lebensanschauung.

Hätte aber Cardinal Newman nicht noch ganz anders gesprochen, wenn er es sich zur direkten Aufgabe gestellt hätte, den bildenden Nutzen des Reisens, zumal in unseren Tagen und für den Priester in's rechte Licht zu stellen? Es ist das Charakteristische unserer Zeit, daß sie Schranken niederreißt, die Jahrhunderte gestanden, das Entfernteste mit dem Nächsten in Verbindung bringt, ja Alles überwindet und beseitigt, was dem Wechselverkehr der großen und über die Erdoberfläche hin verbreiteten Menschenfamilie hemmend im Wege steht. Ein gewisses Verständniß auch für das Fremde und Fernliegende, eine Bekanntschaft mit Vielem, das früher selbst der Gebildete nicht

zu wissen brauchte; eine gewisse kosmopolitische Richtung muß deshalb heutzutage Jedem eigen sein und werden, der nicht in thörichtem Wahne die Wechselwirkungen und Kreiswellen der allgemeinen Bewegung vom Erdenwinkel seiner Heimath oder Wirksamkeit fern halten zu können glaubt. Niemand endlich — sag' ich geradezu — sollte geneigter und empfänglicher sein für Verständniß und Verwerthung von Allem, was im Kreislaufe von Zeit und Raum uns entgegentritt, als der Bürger jenes universalen Reiches, in dessen Begrenzung der Herr selbst von allen Zeiten, allen Völkern, jeder Creatur gesprochen. Beschränktheit widerspricht dem Begriffe „katholisch". In der modernen Bewegung, welche Raum und Zeit triumphirend überwindet, erkenne ich nur die alliirte Macht natürlicher Kräfte, welche, verbunden mit der übernatürlichen Gewalt der Kirche, Christi Befehl zu verwirklichen sucht: „Geht hinaus in alle Welt." Eben darum hat mich Reisen, der Anblick von Land und Leuten, die Verschiedenheit im Thun und Treiben der einen Menschenfamilie stets gehoben und nie und nirgends auf meinen Reisen fühle ich mich fremd im Bewußtsein, Glied und Priester der universalen Kirche des Gottmenschen Jesus, des Herrn aller Zeiten und Völker, zu sein.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, kann endlich das Reisen nicht bloß nicht schädlich, nicht bloß nicht unnütz, es kann selbst Gelegenheit und Mittel der Erbauung werden. Ist denn nicht das Weltgebäude in all' seinem Wechsel und seiner Ausdehnung eine Meisterleistung des Schöpfers, deren Lob schon der Psalmist besungen? Kann es etwas Erhebenderes geben, als mit beobachtendem Auge Völker und Menschen zu betrachten, die alle, so verschieden ihre Gewohnheiten, Geschichte, Beschäftigungen und Lebensarten sind, doch nur als die Spieler bestimmter Rollen den Plänen jener Weisheit dienen, die nach der Schrift: „spielend ist auf dem Erdkreis" (Prov. 8, 31). Wäre es nicht traurig, wenn nur in der Abgeschiedenheit der Zelle das Herz und der Blick seine Richtung nach Oben fände und die Stimmen des Weltalls und des Völkerspiels nicht vermöchten, uns ebenfalls ein „Sursum corda" zuzudonnern? Aber dem ist nicht so. Die Geistesfassung und der Geistesflug jener ersten amerikanischen Missionäre, Brebeuf, des Apostels von Canada, Marquette, des Missisippientdeckers, und Junipero, des geistigen Vaters von Californien, wetteifert mit der Geistesgröße betrachtender Männer in der Zelle. Der Geist der großen Entdecker, Pioniere und Helden dieses westlichen Continentes, hat sich gleichsam erweitert, je mehr das unge-

heure Gebiet, das sie zu entwickeln, zu bebauen und zu bilden berufen waren, sich vor ihrem Auge in seiner ganzen Unermeßlichkeit entfaltete. Die unerschöpfliche, aber doch verdorbene Schönheit des verlorenen Paradieses dieser Erde, das endlose, aber doch stets nie ganz erfolgreiche Streben des Menschen in allen Formen und Richtungen, die Größe dieser Welt, wenn man zu Wasser und Land sie durchfährt, und doch deren Kleinheit, wenn der Blick nach Oben schweift und der Geist vom Werke zu dem Schöpfer aufsteigt: All' das hat mir auf meinen Reisen noch stets jenes schöne Verslein in's Gedächtniß gerufen, das ich einst als Student im Fremdenbuch, hoch oben inmitten der Tyroler Alpen, im Klostergasthaus zu Georgenberg bei Schwaz, unweit Innsbruck, gelesen:

„Die Erd' ist schön den Himmel zu erwarten.
Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten!"

Ich habe noch selten mehr Geschmack am Breviergebet gefunden, als gerade dann, wenn ich die Psalmen Davids, des königlichen Sängers von Sion, die Lobeshymnen der universalen Gotteskirche „ex omni tribu et populo et natione et lingua"[1]), die Lebensskizzen jener Heiligen, die auf beiden Continenten Gottes Namen verherrlicht, las und recitirte, während ich umgeben von Fremden auf eiserner Bahn Amerika's unendliche Weite durcheilte.

Stand ich bisweilen abends nach Sonnenuntergang auf der Plattform meines dahinsausenden Wagens und entzückten die letzten Farben des am westlichen Horizonte verschwindenden Lichtes mein Auge, so kamen mir David's Worte unwillkürlich vor das Gedächtniß: „Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange ist groß des Herrn Name" (Ps. 112, 3). Und ebensowenig konnte ich die goldene Morgensonne in ihrem Feuergewande über diese ruhigen Wellenhügel des stillen Meeres auftauchen sehen, ohne mit der Kirche in ihrem Morgenoffizium zu wiederholen: „Wunderbar sind die Erhebungen des Meeres und wunderbar in der Höhe ist der Herr." (Ps. 92, 4.) Nein, das Reisen an und für sich, zerstreut nicht, ja es lehrt uns betrachten, und gerne glaub' ich, was mir der jüngst von seiner Romreise zurückgekehrte Jesuitenpater Cataldo, Superior der Missionen in den Felsengebirgen in Oregon, erzählte. Papst Leo XIII. frug nämlich den apostolischen Missionär, ob denn seine Patres inmitten der Arbeiten und Zerstreuungen ihres mühevollen

---

1) Aus jedem Stamme und Volke, jeder Nation und Zunge.

Wirkens dennoch ihre Ordensregel und besonders die Vorschrift einer täglichen Morgenbetrachtung beobachten könnten. „O ja, Heiliger Vater," antwortete P. Cataldo, „wir machen täglich eine Stunde Meditation, wenn wir zu Hause in Communität leben, aber drei bis vier Stunden meditiren wir bisweilen, wenn wir allein zu Pferde sitzend die endlosen Prairien und die Hügelwelt der westlichen Felsengebirge durchreiten."

Doch ich bin wider Willen zum Apologeten des Reisens überhaupt geworden, und doch bedurfte es einer solchen Einleitung gewiß nicht. Die folgenden Bruchstücke werden übrigens dem Leser zeigen, daß ich nicht ganz kopflos den fernen Westen durcheilte und nach den bereits hier niedergelegten Grundsätzen die ersten Constellationen einer großartigen Welt des Westens mir betrachtet habe. Haben eben, wie ich vorausgesandt, Reiseerfahrungen ihre besondere Bedeutung und haben sie einen erhöhten Nutzen in unseren Tagen, so dürfte die Erforschung und Kenntnißnahme dieses fernen und äußersten Westens Amerika's an Anziehungskraft und Nützlichkeit beinahe jede andere Reiseerfahrung überbieten. Noch ist's kein halbes Jahrhundert, seitdem man diesen fernen Westen Amerika's fast wie ein sagenhaftes Land betrachtete und außer dem in die Ferne strahlenden Golde der californischen Minen jenseits des Mississippi nichts sah, als eine unermeßliche Wüste, worin sich menschliche Ungeheuer mit den Bestien der Prairien und Felsengebirge zankten. Was die Seeleute vor Columbus' Fahrt nach dem Westen vom Wassergebiete hinter den Azoren sich dachten, das ungefähr dachten frühere Generationen von dem unbekannten Gebiete, über welchem nun in üppigem Wachsthum eine großartige Zukunft aufblüht. „Nach Westen fliegt die Weltgeschichte," sagt das Sprichwort, aber vor dem immer weiter brausenden Strome der Einwanderung ist der Westen immer westlicher geflohen, bis endlich der stille Ocean dieser Flucht und der Union des Sternenbanners wenigstens ein zeitweiliges Ziel gesetzt. Noch leben in Ohio und Wisconsin Ansiedler, welche in den Tagen ihres Wanderns in diese Staatengebiete als Pioniere des Westens galten. Noch spricht man von westlichen Staaten und Territorien, wenn man Nebraska, Dakota, Kansas und Colorado erwähnt, aber auch diese Gebiete haben auf den Titel des „fernen Westens" verzichtet. In Oregon und Californien spricht man vom gesammten Ländergebiete jenseits der Felsengebirge als vom amerikanischen Osten.

Und mit der nach Westen fliegenden Weltgeschichte wenigstens

einen zeitweiligen Ausflug zu machen, muß das nicht einladend und bezaubernd sein? Hat meine letztjährige Reise nach Europa und der Anblick vergangener Größe, herrlicher Monumente und ehrwürdiger Ruinen meinen Geistesblick vornehmlich rückwärts und der Vergangenheit zugewandt, so hat das Panorama des amerikanischen Westens mit den Erstlingsschöpfungen einer jungen, aber fieberhaft schnell sich entwickelnden Welt mein Geistesauge vorwärts getragen und Träume einer unberechenbar großen Zukunft in diesem fernen Westen haben oft mein vom Schauen müde gewordenes Auge umgaukelt. Nirgends wie hier im fernen und äußersten Westen Nordamerika's tritt die Großartigkeit natürlicher Scenerien so überraschend auf; nirgends ahnt und fühlt man so sehr die Größe dieses amerikanischen Staatenbundes und die Unermeßlichkeit einer noch verschleierten Zukunft; nirgends kann das „Wachsen" und „Werden" und sich „Gestalten" einer neuen Ordnung, auch der Kirche Gottes, so klar und handgreiflich studirt werden als hier im Westen, wo die große Wandlung der Wüste in ein irdisches Paradies sich fast sichtbar vor dem beobachtenden Auge vollzieht und stufenweise entwickelt.

Diesem fernen Westen steuerte ich deshalb die vergangenen Monate des Juli und August zu.



II.

Der „glorreiche Vierte“.

Aus meinem Reiseplane ist bereits Wirklichkeit geworden. Ich verließ am 1. Juli mittags die Einsamkeit von St. Francis, aber nur, um am folgenden Tage, dem 2. Juli, bei den Agnesianerinnen zu Fond du Lac mein Namensfest zu feiern, dem großen Bamberger Bischof und Pommernapostel St. Otto die ihm gebührende Ehre zu erweisen und mich in besonderer Devotion unter den Schutz dieses apostolischen „Wanderers“ zu stellen. So harmonirte Alles: mein Vorhaben zu reisen; meines Namenspatrons Reiseschutz, ja selbst die Worte des Evangeliums vom Feste Mariä Heimsuchung: „Abiit in montana cum festinatione“ (Luk. 1, 39), (Sie ging eilends auf das Gebirg) schienen mir wie eine weihevolle Ouvertüre zum großen Flug nach Westen zu klingen. Die Gebete einer frommen Genossenschaft waren mir als geistiges Geleit zugesichert. Ich selbst hatte das „Itinerarium“ oder Reisegebet der Kirche mit Nachdruck recitirt. Vorwärts nun nach Westen ging die Fahrt und zwar in der frühen Morgenstunde „of the glorious Fourth“, „des glorreichen Vierten“.

Majestätisch trat an diesem Morgen die amerikanische Sonne aus dem Gewölke der Nacht; es war, als ob das Tagesgestirn wisse, welch ruhmreicher Tag heute sei. Ich hielt es nicht für eine Entweihung des großen, nationalen Festtages, wenn ich an dessen Morgen meine Reise antrat, sondern im Gegentheil glaubte ich seiner Idee gerade darin zu entsprechen, indem ich meine Erforschungstour des Westens an diesem „glorreichen“ Tage begann. An diesem 4. Juli 1776 tönte vom Thurme der „Independence Hall“ zu Philadelphia die Taufglocke der Union. Ich habe mir die ehrwürdige Nationalreliquie vor einigen Jahren selbst besehen. Heute zog ich aus, oder vielmehr von den Schwingen der Dampfkraft getragen, eilte ich zu erfahren,

wie weit denn dieser Glocke Töne klingen und wie groß schon der damals getaufte, seither jugendlich aufstrebende Riese der Union geworden.

Unwillkürlich dehnen sich meine Betrachtungen über den nationalen Festtag aus, das Datum vom 4. Juli wirkt zu mächtig und unwiderstehlich auf den Sinnenden. Kein Wunder übrigens, daß dem also ist, denn durch den ganzen lieben Tag, während ich in der „Wisconsin Central" Wisconsin und Minnesota in der Richtung nach St. Paul durchfuhr, umrauschten mein Ohr die schmetternden Nationalhymnen Amerika's, umgaukelten meinen Blick Fahnen und Guirlanden in allen Formen und Farben und umtummelte mich sowohl im Zuge, als auf jeder einzelnen, auch der kleinsten Station eine festlich gekleidete, jubelnde Volksmasse. Die Feier des 4. Juli in Amerika ist in der That und im Vollsinn des Wortes eine große, nationale Manifestation, wie ich sie mir ergreifender und allgemeiner nicht vorstellen könnte. Vom atlantischen bis zum stillen Ocean jubelt ein ganzer Continent in ungetheilter Harmonie. Vom fernen Süden bis zum Norden am „Lake Superior" ertönen die Hymnen der Freiheit und Unabhängigkeit. Alles feiert; Alles fühlt sich gehoben; Alles — die flatternden Fahnen, die klingende Musik, die knisternden Feuerwerkskörper, die singende Menge, das feiernde Volk gibt der großen Devise Ausdruck: „E pluribus unum" „Ein einig Volk von Brüdern". Kein Wunder, daß der Amerikaner auch ferne von seiner Heimath und in der Diaspora unter den Völkern der alten Welt sich an diesem Tage glorreicher Erinnerungen nicht erwehren kann und den „glorreichen Vierten" mitfeiert, wo immer er ist. Europa weiß bereits allüberall, was dieser 4. Juli zu bedeuten hat, und weit über die alte Welt hin verkündet das Sternenbanner an diesem Tage auch jenseits des Oceans die Geburt der Union. Ich sah vor einigen Jahren die stolze Tricolore von den Zinnen der größten Hotels der Schweiz flattern und zählte mehr als ein halbes Dutzend Sternenbanner von verschiedenen Geschäftshäusern St. Gallens, die da verkünden, daß der 4. Juli in Amerika gefeiert und vom Universum mitgefeiert werde. Die Wirkung ist aber nicht größer als ihre Ursache. Das Echo, das in all' den schmetternden Harmonieen wiederklingt, ist nicht großartiger als die schöpferischen Worte, die an diesem Tage das „Werde" einer neuen Staatenordnung sprachen. Wenn ich deshalb unter dem Einfluß des 4. Juli leide, bin ich gewiß zu entschuldigen, konnte ich doch im dahinbrausenden Zuge von morgens bis abends nichts anderes thun, als sehen, horchen und betrachten.

An dem Tage war es, sagt' ich mir, wo der Bildungsprozeß einer neuen Ordnung der Dinge vollendet war und nach heftigen Geburtswehen die amerikanische Union das Licht der Welt erblickte. „Die vereinigten Colonien sind freie und unabhängige Staaten und als solche anzuerkennen," das war der welthistorische Ausspruch dieses Tages. „Verkünde Freiheit durch das Land und allen seinen Bewohnern" ist die dem altersgrauen Erz der Freiheitsglocke eingeprägte Inschrift, und dieselbe Glocke, 23 Jahre vorher von London importirt, mußte klingend es verkünden, daß dem britischen Löwen seine reichste Beute entrissen worden. John Hancock, sagt die Geschichte, bemerkte spöttisch, als er mit großen Buchstaben seinen Namen unter die Unabhängigkeitserklärung setzte: „So, das zu lesen, braucht John Bull keine Brille aufzusetzen "

Als die Vertreter der 13 Colonien in Philadelphia ihre Unterschriften dem denkwürdigen Dokumente aufdrückten, da ahnten sie freilich kaum, daß sie die Urkunde in den Grundstein eines Gebäudes legten, dessen Fundamente die Wogen zweier Oceane belecken, durch dessen Thore Europa und Asien einströmen und dessen steigende Grundmauern schon heute fast 70 Millionen Bürger umschließen sollten. Der den Wappenschild der Familie Washington überragende ursprüngliche Rabe verwandelte sich zum Adler, breitete seine Schwingen und von ihm galt das Schriftwort: „Volabit et non deficiet" „Fliegen wird er und nicht aufhören". Die rothen und weißen Streifen, das Symbol des noch nicht zum Staate ausgebildeten Territoriums, wichen immer mehr vor dem blauen Grunde, aus welchem wie vom Sternenhimmel der Nacht Stern auf Stern hervortrat. Bald war der jetzige Osten „ex pluribus unum". Das Missisippiland, ehedem nur eine ausgedehnte Wildniß, wurde erobert, nicht von blutdürstigen Kriegern, sondern vom Unternehmungsgeiste dieses wachsenden Volkes. In rascher Aufeinanderfolge wurde von Frankreich Louisiana, von Spanien Florida erworben; das westliche Oregon durch die Besiedlung der Stromthäler des Columbia gewonnen und den trägen Mexikanern Texas, New-Mexiko und Californien abgenommen. Der nordamerikanische Adler taucht jetzt seine Schwingen in die großen canadischen Seen, in den atlantischen Ocean, in den mexikanischen Golf und in die Wogen des stillen Weltmeeres.

Die Männer, welche am 4. Juli 1776 zu Philadelphia den Jubel von heute anstimmten, wußten zwar, daß sie das patriarchalische Geschlecht einer hoffnungsvollen Nation seien, aber sie konnten doch un-

möglich voraussehen, mit welchem Erfolge die Vorsehung den Segen der Fruchtbarkeit über ihre Vereinigung gesprochen. „Wachset und vermehret euch und erfüllet die Erde.“ Das ist an ihnen nach enormem Maßstabe Wahrheit geworden. Zwei Menschenalter haben genügt, die Staaten zwischen dem Meere und den Alleghanies zu einem mächtigen Bienenkorbe zu machen, der seine Schwärme über die ganze Breite des Continentes aussendet. Ist's deshalb ein Wunder, wenn die stolzen Enkel an diesem Tage kein Ende und keine Grenze des Jubels kennen?

Die Reise ging heute sehr langsam von statten. Wo immer der Zug anhielt, strömte eine tummelnde Volksmasse aus und ein. Wir passirten keine Station, an der nicht eine Musikbande die volksthümlichen Melodieen: „The Star spangled Banner“ oder „Hail Columbia“ oder den „Yankee doodle“ spielte. Die Volksmenge schien zu fühlen, was des letzteren Liedes Text ausdrückt:

Yankee Doodle, Zauberklang,
Amerikaner Freude,
Er paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.

Und dann am großen Freiheitstag,
Wer sollte da sich plagen?
Da geh'n wir Saus' und Brausen nach
Und sorgen auch für den Magen.

Wir pflügen unser eigen Land,
Wir haben's wohl errungen.
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.

Vom „Zauber“ schien in der That die ganze Masse befangen. „Pfeife, Spiel und Sang“ kamen nicht zur Ruhe, soweit ich es beobachten konnte. Vom „Streiten“ sah ich nichts, denn dazu war's eben noch zu früh und zu hell. „Pflügt aber nicht der Amerikaner in That und Wahrheit wie kein anderer Erdenbürger sein eigen Land?“ Jeder hat sein Heim, mag es noch so klein sein. Jeder ist und fühlt sich als König. Jeder weiß sich Theilnehmer an der Glorie des größten civilisirten Staates der Neuzeit. „Und haben sie's nicht wohl errungen?“ Bis jetzt hat sich in der ganzen Geschichte noch kein Staatengebiet so natürlich entwickelt, wie die Union. Losgelöst von seiner Mutter, erstarkte das kaum geborene Kind über Nacht. Kriege und fürstliche Familienverbindungen haben die europäischen Staaten gebildet, aber Amerika hat durch eigenes Wachsthum und friedlichen Vertrag Alles „wohl errungen“. Wie man später die Grenzen

neuer Staaten aus dem frischen Ganzen unermeßlicher Landstriche, wie die Quadrate einer Freundschaftsdecke zuschnitt, so gestaltete man gleich von Anfang die Verfassung des jungen Staates nicht nach den Heften von Theoretikern, sondern auf den günstigsten und frischesten Verhältnissen, für Bürger, deren überwiegende Masse Grundeigenthum besaß, und für Einwanderer, die auf lange Zeit hin Platz und Arbeit, Brot und Grundbesitz finden mußten.

Bereits hatte die Bahn Wisconsin verlassen und wir durcheilten das „Land der himmelblauen Wasser", Minnesota, aber von einer Grenze der einzelnen Staaten spürt man in Amerika nichts. Obwohl völlig frei, selbstständig, sich nach besonderen Gesetzen entwickelnd, verschwinden die „Plures" in dem „Unum", die Mehreren in dem Einen, wenigstens im großen äußeren, öffentlichen und geschäftlichen Leben. Diese Verschmelzung Aller in Eins ist schon in der ausschließlichen Herrschaft der Tricolore, des Sternenbanners ausgedrückt, während sonst in anderen Bundesstaaten, wie z. B. der Schweiz, derartige Nationalfeste gewöhnlich die Farben und Fahnen der einzelnen Kantone oder „Stände" um das eidgenössische Bundeszeichen gruppiren. Heute aber war Wisconsin und Minnesota völlig eins und wie bei der letzten des vorigen, so tönte es wieder bei der ersten Haltstation dieses Staates:

Amerika ist ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern:
Hat einer Kuchen in der Hand,
Er theilt ihn mit den Brüdern.

Wir schaffen, schlafen, beten auch,
Sind arbeitsame Leute,
Doch geb'n wir unsern Honig nicht
Den Drohnen hin zur Beute.

Ja, glücklich sind wir, freie Leut',
Auch nicht ganz ungebildet.
Durch gute Schulen, weit und breit,
Wird unser Volk gebildet.

„Amerika ist ein herrlich Land", das hat selbst der deutsche Göthe gefühlt und ausgerufen:

Amerika, du hast es besser als unser Continent, der alte,
Du hast keine verfallenen Schlösser und keine Basalte."

Ein anderer Deutscher, Heine, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, feiert die neue Welt, welche Columbus aus dem Ocean hervor-

gezogen, in seinem Romanzero, „weil sie noch in Jugendfrische glänzt, kein Kirchhof der Romantik, kein alter Scherbenberg verschimmelter Symbole ist und nicht im Rücken die Schwindsucht hat." Wir wollen nicht des Landes Vorzüge auf Kosten der Wahrheit erheben, aber darüber dürfte kein Zweifel sein, daß zumal die „große Masse" nirgends unter der Sonne freier, besser und erfolgreicher leben, sich bewegen und fortkommen kann als hier zu Lande.

„Amerika schafft"; „Amerikaner sind arbeitsame Leute". „Drohnen" gedeihen hier nicht und bleiben in der Regel auch meistens im milderen Klima Europa's, wo sie besser aufkommen. Die materielle Wohlfahrt der Vereinigten Staaten hat in der Welt kein Gegenstück und für die Raschheit eines solchen Fortschrittes gibt es kein Beispiel. Wie Louisiana unter den Händen der Franzosen leblos war und erst durch seine Einverleibung in die Union germanischer Cultur und Betriebsamkeit erschlossen wurde, so ist auch Californien und Amerika's Westküste erst vom Unternehmungsgeiste Amerika's zu neuem Blühen geweckt worden. Amerika's Wohlstand ist so groß, daß, wenn nicht Religiosität und Geisteskultur parallel gehen, eben darin seine Versuchung, ja sein Ruin begründet liegen müßte.

„Ja glücklich sind wir, freie Leute," jubelte deshalb mit Recht das souveräne Volk. Amerika ist frei. Jeder weiß es, daß dem so ist, und wehe Jedem, der des Andern Unabhängigkeit in angemaßter Auktorität antastet. Die großartigen Volksbewegungen vor der jeweiligen Präsidentenwahl und die sofortige Ruhe nach constatirtem Resultate; das üppige Wachsen und Entwickeln aller Korporationen und Organismen und dennoch deren Spielen und Wirken in Harmonie mit dem ungeheueren Staatsorganismus beweist handgreiflich, wie eine natürliche Vermählung von Ordnung und Freiheit die Hebelkraft der erstaunlichsten Leistungen ist. Ich will zwar nicht gerade mit dem „Yankee doodle" in das Lob der amerikanischen Schulen einstimmen, aber der Sänger ist ja nicht unbescheiden und nennt seine Genossen nur „nicht ganz ungebildet". Wer müßte das nicht unterschreiben! Alle Völker sind nach Ernst v. Lassaulx's Philosophie in ihrem Jugendalter industriell und erst im reifern Alter, ja gegen den Abend ihrer historischen Existenz hin beginnen Kunst und Wissenschaft zu blühen. Mag übrigens Amerika in seinem Schulsysteme viel Tadelnswerthes bieten, so gestattet es doch dem freien Schulwesen ungehemmte Entwickelung, und schämen würde sich der Yankee jener kleinlichen und erbärmlichen Duodeztyrannei, die z. B. im kleinen Schweizerkanton

Solothurn verbietet, den Kindern der ersten zwei Primärschulklassen Religionsunterricht zu ertheilen.

Aber vorwärts eilte das schnaubende Dampfroß. Von den „Kuchen", welche die meisten Festpilger in den Händen hielten, erhielt ich zwar nichts und fand hierin den Yankee doodle nicht gerechtfertigt. Der nationalen Forderung aber genügte ich und that meinem „Truthahn" alle Gerechtigkeit. Doch schon wieder Halt und wieder Musik. Sie können heute scheints nichts anderes als repetiren, weil sie fühlen, wie wahr der Text des Jubels ist. Da steht in Reih' und Glied eine martialische Compagnie. Man sieht's ihr zwar an, daß die einzelnen Waffenträger nicht von einem preußischen Unteroffizier geschult worden, und nach den scharlachrothen Röcken könnte man sie für eine zersprengte Bande der britischen Armee halten. Die Waffen glänzen, aber nur die Trompeten spielen, während es weiter tönt:

Frankreich, Spanien, Engelland
Soll'n unser Land bekriegen;
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Könn'n sie noch All' besiegen.

Ich wett Euch Punsch ein ganzes Maß
Und laß es gleich auftragen,
Daß Yankee Buben auch mit Spaß
Zu Schiff sie können schlagen.

Seht unsere Mädchen, wie sie blühn,
Seht unsere starken Knaben,
Seht unsere Alten, frisch und grün,
Was woll'n wir mehr noch haben!

Die kriegerische Bande schien die herausgeforderte Allianz noch nicht zu fürchten, denn sie sammelte sich vorerst im nächsten „Saloon". Bevor die Yankeebuben an's „Schlagen zu Schiff" denken, werden sie wohl erst noch an einige Verbesserungen an der U. S. Navy denken müssen. Die Mädchen, Knaben, Alte und auch, wie man's an Gesicht und Kleidern kannte, viele „Grüne" [1]) waren in reichlichster Auswahl und im buntesten Kostüme heute zur Schau ausgestellt, wo immer der Zug hielt und der Reisende nur schauen mochte.

Trommel und Trompete hatten harte Zeiten. Die Raketen flogen bisweilen bis an die Wagenfenster des Zuges und hätten einem allzu

1) Volksausdruck für einen Neuling oder frischen Ankömmling in Amerika.

Vorwitzigen bald den Jubel des 4. Juli an die Nase gebrannt. Fahnen in allen Größen, wo immer der Blick sich hinwandte: an den Häusern, auf den Kirchthürmen, an der Lokomotive, an den öffentlichen Wagen, am Bahnhof, ob jeder Hausthüre, ja selbst kleine Fähnlein am Knopfloch der Herrenanzüge und bisweilen an den Hutverzierungen der „Ladies". Die Sterne und Streifen passen aber auch überall hin. Sie passen an das bescheidene Holzhaus, denn vielleicht steht nach wenigen Jahren an dessen Stelle ein marmorner Bau. Amerika ist jung. Sie passen an die Lokomotive. Die Eisenbahnen eröffnen neue Bahnen des Wohlstandes dem amerikanischen Adler. Amerika hat noch eine Zukunft. Sie passen an die Geschäftshäuser. Es ist Amerika's Größe und Freiheit, welche dem Wettstreit um die goldene Palme des Erfolges riesige Bahnen eröffnet. Amerika ist ein Geschäftsland. Sie passen an die Kleider von Jung und Alt. Die „Alten" fanden hier eine neue Heimath und die „Jungen" richten ihr Auge schon jetzt dem viel versprechenden Westen zu. Sie passen an die Kirchthürme, denn noch nicht hat amerikanische Freiheit sich dazu verstiegen, zu gebieten, wann man mit geweihten Glocken läuten muß, und zu verordnen, wann die Glocken nicht erschallen dürfen, wie man es in Europa, ja in den sogenannten freien Staaten fertig bringt.

Da ruft der Anblick eines geschmückten Kirchthurms eben eine andere Idee wach. „Wir beten auch," meinte, wie wir gehört, der Yankee doodle, und wenn gleich dem Yankee wegen des zu viel „Betens" kein Vorwurf gemacht werden darf, so ist's und bleibt's eben doch wahr: man schämt sich in Amerika des Betens und der Religion nicht; das religiöse Gefühl wird nicht verhöhnt und findet noch selbst im öffentlichen Leben seinen unzweideutigen Ausdruck; in den Kirchen der wahren Kirche wird aber auch in Amerika und zwar viel, vielleicht mehr gebetet, als in den ehrwürdigen Domen Europa's. Washington war ein religiöser Mann und nicht ohne Gebet zum Herrn ist Amerika's Freiheit erkämpft worden. Carroll von Carrollton, der katholische Mitunterzeichner der Freiheitsurkunde, hat, nachdem er selbst alle Mitunterzeichner überlebt, am Abende seines Lebens ein Zeugniß abgelegt, welches jeder katholische Amerikaner am 4. Juli betrachten sollte, wenn er sagt: „Ich lebte bis in mein sechsundneunzigstes Jahr; war beständig gesund; war gesegnet mit großem Reichthum und Glück und Allem, was die Welt verleihen kann, öffentlichem Ansehen, Anerkennung, Achtung; aber, auf was ich jetzt mit der

größten Freude zurückschaue, ist die Thatsache, daß ich den Pflichten meiner heiligen Religion stets nachgekommen bin.“ Noch heute ordnet der Präsident alljährlich einen bestimmten Tag (meistens den letzten Donnerstag im November) als sog. „Thanksgivingday“ oder nationalen Danksagungstag an, an dem die Nation als solche dem höchsten Herrn für Alles danken soll, was erreicht worden, seit die Sonne des „glorreichen Vierten“ über dem atlantischen Ocean aufgetaucht.

Es widert mich zwar immer an, wenn die Zeitungsreporter nach diesen nationalen Festlichkeiten zu berichten wissen, mit welcher Andacht die verschiedenen Sekten diesen Festtag begangen und mit welch' hinreißender Beredsamkeit die „Diener des Wortes“ dem nationalen Gedanken Ausdruck verliehen. Ostern und Pfingsten treten in den Augen solcher „Frommen“ zurück vor der Sonne des 4. Juli. Es ist ganz begreiflich, denn die meisten unserer Bethäuser sind ja nur mehr „Halls“ und „Meeting-houses“, keine Gottes- sondern Menschenhäuser. Wo eben keine Auktorität den Blick des Geistes auf die Gestirne übernatürlicher Geheimnisse richtet, da wendet sich der „freie“ Blick dem Sichtbaren zu und man hat dann Zeit und Muße, im Abendgottesdienste durch's Stereoskop die Illustrationen aus dem Indischen Missionsleben zu betrachten, die jüngst ein sog. „Reverend“ in der Plymouth-Kirche zu Milwaukee als Bild zum Texte seines evangelischen Wortes darbot.

Ich sehe anderseits eine gewollte oder nichtgewollte Demüthigung der Kirche darin, wenn sie, wie es in Europa oft geschieht, einfach durch „allerhöchste Ordres“ oder durch „Regierungsbeschluß“ kommandirt wird, für die Majestät an dero Namens- oder Geburtstag ein Amt zu singen oder das „Bettagsmandat“ von der Kanzel des Herrn zu verkünden — kurzum die Dienerin des Staates zu spielen. Die Kirche ist eine Souveränin von Gottes Gnaden, mehr als jede andere Majestät auf Erden. Sie ist gern bereit, zu beten, zu danken und zu feiern, aber man soll sie nicht dazu kommandiren, sondern durch die gehörigen Organe ersuchen, ihre höhern Dienste irdischer Gewalt zu leisten. Längst, ehe Könige, Kaiser und Regierungen ihre Mandate erlassen, kam die Kirche dem Mandate des Weltapostels nach, daß Fürbitten geschehen für „Könige und Alle, die in erhabener Stellung sind, daß wir ein ruhiges und friedliches Leben führen.“ (1. Tim. 2, 2.)

Sollte aber, das ist nun meine ernstliche Erwägung in Hinsicht auf dieses apostolische Wort, — sollte von Seite der Katholiken an diesen nationalen Tagen nicht etwas mehr geschehen? Gibt es denn zwischen den Uebertreibungen schmeichelnder und um die Staatsgunst buhlender Prediger und zwischen dem Staatszwang, der zum „amtlichen Gebete" zwingt, nicht einen goldenen Mittelweg? Sollte die wahre Kirche, berufen, alles natürliche, zeitliche, irdische Gut zu veredeln, zu verklären und zu heiligen, nicht auch hierin dem Volk und Staate nahe legen, daß Amerika's Größe, Freiheit, Wohlstand auf Den zurückgeführt werden müsse, von dem die Schrift sagt: „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk ist von Oben, herabsteigend vom Vater des Lichtes?" (Jac. 1, 17.)

Wenn die Andersgläubigen beten und dann jubeln und wir nur jubeln, so finde ich das nicht erbaulich. Wenn ein Gottesdienst, von der freien Auktorität der Kirche angeordnet, dem Herrn die Ehre gäbe und Dank ausspräche für die natürlichen Vortheile, welche auch die Kirche und das katholische Volk hier genießen, so wäre das gewiß nicht zu viel. Die Zeitungen besprachen nach dem letzten Baltimorer Concil einige herrliche diesbezügliche Anspielungen in der Concilsrede des Hochwürdigsten Bischofs Spalding von Peoria, ja manche Blätter wollten wissen, daß der „Thanksgivings-day" auch zu einem kirchlichen Festtage umgewandelt werden sollte. Wir haben dieses Letztere weder geglaubt, noch gewünscht. In besonderem Gebete und Gottesdienste aber an solchem Tage dem Herrn der Völker die Ehre geben, schien mir nicht zu viel. Ich könnte von einer solchen Neuerung nur sagen: Warum denn nicht? Warum erst jetzt? „Vere dignum et justum est!"

Als ich in St. Paul einfuhr, übertönte eben der dumpfe Ton der Kathedralglocke, die St. Paulsfeier von morgen einläutend, die irdischen Jubeltöne, und mein Geist fing wieder an, höher zu denken, als nur der amerikanische Adler fliegt. Noch einmal zwar, und dies in humoristisch unangenehmer Weise, ward ich an den vierten Juli erinnert. In die bischöfliche Residenz[1]) eingeladen, wollte ich gleich nach Verlassen der Bahn noch ein „Verschönerungsbüreau" ausfinden und mußte somit nach den heute so unwillkürlich bewunderten Farben des „Roth, Weiß und Blau" nochmals eigentlich suchen. Ich suchte und fand, d. h. die Farben, als Signal des „Barbershop", der Babier-

1) Jetzt Erzbisthum.

stube, aber überall fand ich verschlossene Thüren. Einem solchen Emblem, sichtbar im zweiten Stock eines Gebäudes, folgte ich wieder, öffnete, aber erhielt vom aufgeschreckten Prinzipal, in dessen Phantasie die Thüre verschlossen war, die Antwort: „No shaving on the Fourth, nicht rasiren am Vierten!“ Endlich aber wirkte mein Aussehen als Fremder und meine vielleicht sichtbare Verlegenheit doch auf den Yankee und er, der immer vernünftig und kaltblütig handelt, gab mir schließlich, wenn nicht ex justitia seines erhabenen Berufes, doch ex caritate eine Rasirung am Abende des „glorreichen Vierten“!



III.

In den Zwillingsstädten des Westens.

Minneapolis, oder soll ich meine heutige Aufzeichnung nicht lieber aus St. Paul datiren? Die beiden hoffnungsvollen Schwesterstädte sind nämlich in ihrem raschen Wachsthum einander bereits so nahe gerückt, daß eine Verschmelzung der zwei großen Stadtkomplexe auf beiden Ufern des Minnesotaflusses kaum mehr zweifelhaft wäre, könnten sich die zwei Rivalinnen bezüglich Beibehaltung des einen und Fallenlassen des andern Städtenamens einigen. Da aber liegt die Schwierigkeit. St. Paul hat unstreitig das Recht historischer Priorität, und wenn seine Bürger glauben, die christliche Erinnerung an den großen Völkerapostel sollte den Zauber, welchen indianische Vergangenheit und Longfellows poetische Muse den Namen Minnesota und Minnehaha verliehen, überwinden, so denken sie nach meiner Anschauung richtig. Minneapolis freilich macht seinen fabelhaften Aufschwung, seine commercielle Bedeutung und seine die ältere Schwester wahrscheinlich besiegende künftige Größe geltend, ist ja Minneapolis, wie sein Name sagt, nicht blos eine, sondern die, folglich die erste Stadt des Staates Minnesota. So hadern die zwei blühenden Schwestern über die Fluthen des Minnesota hin, wie sich einst an den Pforten des Wormser Domes die zwei königlichen Rivalinnen Krimhilde und Brunhilde zankten, aber das Rauschen der Wasser von St. Anthony übertost ihre Streitrede und sie reichen sich gleichwohl in täglich regem Verkehre die schwesterlichen Hände. Die Zukunft wird lehren, ob Christen- oder Heidenerinnerung triumphirt, aber es thäte christlichem Gefühl weh, sollte St. Paul, der große Weltapostel, sein Anrecht auf dieses schönste Monument irdischen Stoffes auf Erden einbüßen.


UNIV. OF MICH.

Hotel Ryan in St. Paul.

So viele Städtenamen Amerika's sind Erinnerungen an Heilige der Kirche und somit meist eine unsterbliche Verkündigung, daß das Andenken an einen Großen des Himmelreiches, die apostolische Mühe eines Missionärs oder ein bescheidenes Heiligthum der ersten Ansiedler der neuen blühenden Stadt den Anfang gegeben. So war es mit St. Paul. Schon 1680 hatte der Missionär Hennepin die berühmten Fälle entdeckt und nach St. Antonius benannt. 1841 weihten Jesuitenmissionäre die aus einem Blockhause bestehende erste katholische Kapelle dem heil. Paulus. Um dieses bescheidene Heiligthum baute sich nun in überraschender Schöne ein Denkmal des Weltapostels auf, das in seiner Größe und Bedeutung seines Namens die Denkmale zu Rom und an der Themse noch überbieten wird [1]).

Und St. Paul soll seine Ansprüche nicht verlieren, sondern die Katholiken der Stadt sollen einst in Zukunft durch einen monumentalen Bau ihrem Stolze, Kinder des Völkerlehrers zu sein, Ausdruck geben, — so dachte ich, als die Glocken der Kathedrale mich früh morgens aus dem Schlummer weckten. Ich war ja gerade zur Feier des St. Pauls-Festes gekommen, welches als Patrocinium von Diöcese und Dom auf diesen ersten, dem 29. Juni folgenden Sonntag verlegt war. Gerne folgte ich der Einladung meines Hochwürdigsten Gastgebers und assistirte am bischöflichen Throne bei der Feier des folgenden Pontificalamtes.

Ich wollte zwar diesmal keine Betrachtung anstellen, aber wer kann sich denn in der Stadt, in der Diöcese und im Dome des heil. Paulus einer flüchtigen Betrachtung über diese Riesengestalt der Apostelgeschichte erwehren! Der vom verklärten Christus berufene Apostel; der frühere Verfolger und spätere glühendste Träger des Namens Christi; der erhabenste aller inspirirten Schriftsteller und der erfolgreichste aller apostolischen Prediger; der Mann sonnenlichten Glaubens und verzehrender Liebesgluth; der Völkerlehrer und der Weltapostel; diese Personifikation des die Kirche ausbreitenden Elementes; die im Christenthum verklärte Vereinigung von Juden- und von Römerthum in seiner eigenen Person; der Sterbliche, der diese Erde durchwandert und lebend sich in den dritten Himmel erhoben: — dieser Paulus ist eine so erhabene und staunenswerthe Gestalt, daß Worte

---

1) Ich meine die Stadt St. Paul, denn eine seiner und dieser Stadt würdige Domkirche hat der Apostel noch nicht gefunden. Alle großthuerischen Ankündigungen vom Bau eines imposanten Domes sind bis jetzt „Ankündigungen" geblieben.

Bürger nennen, hat
inorama, beschienen
dar. Als vor etwa
toriale Organisation
mte, war der Platz
aphen wußten nur,
t. Anthonys-Fällen
s man damals mit
Westen," bezeichnete.
über 130,000 Ein-
Nordwestens. Wo
an die Türme von
dem Menschenleben
rwerben und Geld
en Ansiedler mit
nkonkurs der Ge-
n „Union Depot"
n, es sendet der
er Fürstin. Wir
r, bis sich uns
igen palastartige
bot. Die ganze
Anhöhen gebaut,
erheben. Mehr
man steigt, die
daß wir unter
ul's Bürgern
s Postgebäude,
on St. Paul's
rrasse schweift
Wälderstriche,
ten Wege zu
Eagle Lake"
uptstadt ein-
twickelt sich
Schiffe auf
nach New

sagt, daß

nicht vermögen, nur die Umrisse seiner Erscheinung zu zeichnen. Die allerneueste Hyperkritik und ungläubige Richtung der Wissenschaft gibt überdies dem Apostel Paulus noch eine neue Bedeutung für unsere Tage, für dieses Geschlecht der Zukunft und somit gerade auch für das von einem modernen Heidenthum bedrohte Amerika.

Freilich steht die Authenticität der Evangelien und der darin konstatirten geschichtlichen Erscheinung Jesu Christi über jeden begründeten Zweifel erhaben, aber Renan und Strauß und — falls es der Mühe werth ist, ihn zu nennen — ihr Anbeter und Nachbeter Ingersoll, haben doch ihre Zweifel erhoben. Wir besitzen jedoch, Dank der Vorsehung, eine Urkunde, die keine Wissenschaft und Kritik je in ihrer klar zu Tage tretenden Aechtheit anzuzweifeln gewagt, und aus ihrem Inhalt tritt das Bild Jesu Christi fast glänzender und schärfer gezeichnet hervor, als es im Evangelium uns vor Augen tritt, so daß dies eine Dokument, selbst ohne die Evangelien, die Wahrheit hinlänglich konstatirte, und dies Dokument sind — die Briefe des heil. Paulus. Wie einst in der Synagoge zu Damaskus gleich nach seiner Bekehrung, so steht heute nach bald zweitausend Jahren der frühere Saulus mit seiner Schriftrolle inmitten der Gegenwart und predigt den Sohn Gottes, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, den Erwählten die Kraft des Heiles.

Ja, er predigt heute noch, aber ich will heute nicht predigen. Mit solchen Gedanken beschäftigt, fühlte ich die Länge des festlichen Gottesdienstes und die sengende Julihitze weniger. Mehr als irgend eines Apostels dürfte Pauli Charakter mit dem des Amerikaners Verwandtschaft haben. Er hat die ganze damals bekannte Welt gemessen. Im Vollbewußtsein seiner höheren Sendung hat er es nicht verschmäht, von seinen bürgerlichen Rechten Gebrauch zu machen. Rastlos nach einem Ziele strebend, hat er es erreicht — die Verbreitung der Herrschaft Jesu Christi auf Erden.

Diese Paulsstadt zu besichtigen, nachdem wir vormittags ihrem Patron die schuldige Ehre erwiesen, lud mich Bischof Ireland nach Tische ein. Gern nahm ich die freundliche Einladung an, zu Wagen erst St. Paul und dann, den Minnesota übersetzend, die Schwesterstadt Minneapolis zu besichtigen. Der Besuch mußte erhöhten Reiz bieten, zumal der geistliche Oberhirte von Stadt und Diözese und einer der activsten Bischöfe der Union mein Wegführer sein wollte.

Ich will mich nicht auf eine in's Einzelne gehende Beschreibung dessen, was ich bei der Fahrt sah, einlassen. Minnesota, „der

Kaiserstaat des Nordwestens", wie ihn stolz seine Bürger nennen, hat aber eine würdige Capitale, und ein herrliches Panorama, beschienen vom Glanz der Julisonne, bot sich meinem Blicke dar. Als vor etwa vierzig Jahren der Congreß dem Staate seine territoriale Organisation gab und St. Paul als Sitz der Regierung bestimmte, war der Platz noch auf keiner Karte verzeichnet und die Geographen wußten nur, daß es eine kleine Ansiedlung war nahe bei den St. Anthonys-Fällen und gelegen in jenem unermeßlichen Gebiete, das man damals mit dem unbestimmten „The far West, dem fernen Westen," bezeichnete. Und welche Wandlung heute! St. Paul zählt jetzt über 130,000 Einwohner und ist eine der ersten Städte des reichen Nordwestens. Wo die erste Blockhütte und Kapelle stand, da zeigen nun die Türme von 49 Gotteshäusern der geschäftigen Bevölkerung, daß dem Menschenleben noch ein höheres Ziel gesetzt sei, als blos Geld zu erwerben und Geld zu verschwenden. Der dürftige Verkehr der ersten Ansiedler mit den rothen Ureinwohnern Amerika's ist zum Riesenkonkurs der Geschäftswelt angewachsen; denn allein im prachtvollen „Union Depot" kommen täglich mehrere Hunderte Eisenbahnzüge an, es sendet der Verkehr eines Reiches seinen Tribut in den Schooß der Fürstin. Wir fuhren in unserem Wagen allmählich höher und höher, bis sich uns von der höchsten Terrasse, an deren sanften Abhängen palastartige Residenzen wie hingesät sind, ein entzückender Anblick bot. Die ganze Stadt ist nämlich auf eine Folge klar unterscheidbarer Anhöhen gebaut, die sich vom Flußufer in regelmäßigen Abstufungen erheben. Mehr unten rauscht das geschäftige Leben, während je höher man steigt, die Ruhe zunimmt und die Eleganz der Gebäude anzeigt, daß wir unter den „Genießenden" und „Erfolgreichen" von St. Paul's Bürgern weilen. Paläste wie „City Market", das Kapitol, das Postgebäude, das Metropolitan- und Windsor-Hotel geben Zeugniß von St. Paul's Reichthum und Ansehen. Von der Höhe der obersten Terrasse schweift das Auge über die benachbarte Hügelkette, ferne dunkle Wälderstriche, und ich fand wenigstens mit dem Blicke die fein ausgelegten Wege zu den zahlreichen und malerischen Seen von „White Bear", „Eagle Lake" und „Lake Elmo", die wie Perlen den Edelstein der Hauptstadt einfassen. Ein verworrenes System von Eisenbahnlinien entwickelt sich in immer engerem Knäuel um die Hauptstadt, während Schiffe auf „dem Vater der Flüsse" eine Verbindung zu Wasser bis nach New Orleans ermöglichen.

Das ist des heil. Paulus Stadt, von der ein Reisender sagt, daß

„Erfolg ihr Klima und Reichthum ihr Grund und Boden sei". Wir durften aber nicht vergessen, daß jenseits des Mississippi und Minnesota das ehemalige Indianerfort Snelling liegt, das jetzt mit St. Paul rivalisirende Minneapolis, wo ich dies niederschreibe. Die beiden Städte sind blos 10 Meilen von einander entfernt und durch drei Eisenbahnlinien, welche auf Eisenbrücken den Strom übersetzen, in Verbindung gebracht [1]). Eilig fuhren wir durch die regelrecht angelegten Straßen der fabelhaft rasch aufblühenden Stadt. Die Wassergewalt der St. Anthonys-Fälle, welche hier der Schifffahrt auf dem Mississippi Halt geboten, gab Veranlassung zum Bau der Stadt und eröffnete dem angelsächsischen Unternehmungsgeist ein grenzenloses Feld erfolgreicher Arbeit. Die Weizenfelder des goldenen Nordwestens, der Holzreichthum Minnesota's und die dienstbare Gewalt der Stromfälle, vom Genie des Amerikaners nutzbar gemacht, wirkten zusammen, gleichsam über Nacht diese Stadt mit über 100,000 Einwohnern [2]) zu schaffen. In wirbelnd weißen Schaumwogen stürzt das tobende Wasser über den hölzernen Schooß, welcher sein Ungestüm etwas mildern soll, während die graziösen Bogen der Drahtbrücke den Menschenverkehr über sein Wogenspiel hin vermitteln. Ueber sein Flußbett, an seinen Ufern, in der ganzen nahen und fernen Umgebung herrscht ein rastloses Arbeiten, Rennen und Jagen, von dem man einen annähernden Begriff hat, wenn man bedenkt, daß über 26 Mühlen täglich arbeiten und im Jahre 1882 3,125,000 Faß Mehl lieferten. Heute freilich herrschte Ruhe, denn es ist Sonntag und wir sind in Amerika, wo Sonntagsruhe noch That und Wirklichkeit ist. Die lieblichen Fälle von „Minnehaha", denen Longfellow's Epos „Hiawatha" solchen Zauber verlieh, konnte ich diesmal nicht besuchen, sah sie aber auf meinem früheren Besuche im Jahre 1882. Die anmuthvolle Lage des herrlichsten der Seen von „Minnetonka", der mit seinen tiefblauen Wellen zahllose Inselchen und darauf thronende Hotels umspült, mußte ich mir auch nur vorstellen und schildern lassen. Die Abendschatten schwebten bereits über dem Schwesternpaar der Städte und wir mußten heimwärts „ad S. Paulum" unsern Wagen lenken.

Da auf einmal durchzuckte mich ein Gedanke. Hat wohl Gottes und der Kirche Werk mit dieser Entwickelung von Menschenwerk

---

1) Jetzt verbindet ein System elektrischer Tramways die zwei Schwesterstädte.
2) Heute 165,000.

gleichen Schritt gehalten, oder ist die Kirche, welcher St. Paul Entstehen und Namen gab, in der stetigen Entwickelung zurück geblieben? „Facta loquuntur," konnte Bischof Ireland mir antworten, als er auf die weithin sichtbaren und massiven Thürme der von den Benediktinervätern geleiteten Mariä Himmelfahrts-Kirche deutete und wir bald vor dem erst eröffneten Seminar der Diöcese abstiegen. In mehr als acht katholischen Kirchen[1]) wird das Evangelium des heil. Paulus gepredigt. Die eben genannte Mariä Himmelfahrts-Kirche, bei deren Hochw. Vätern ich bereits bekannt und am folgenden Morgen noch freundschaftlichste Aufnahme fand, ist ein Prachtbau und monumentaler Beweis, wie des heil. Benedikt Söhne in Gründung unsterblicher Stifte noch nicht aus ihrer Rolle gefallen. Eine ähnliche Zahl von katholischen Kirchen haben die Katholiken von Minneapolis, aber sie sollten noch mehr haben, fänden sich nicht, wie allüberall in Amerika, so zahllose, wenigstens praktische Renegaten unter einer un- und irrgläubigen Masse zerstreut. Das Bisthum St. Paul, im Jahre 1850 errichtet, zählt nach dem diesjährigen Direktory über 150 Priester, 195 Kirchen und eine Katholikenzahl von wohl an 130,000 Seelen[2]).

Doch auf den Abend ist die Nacht gefolgt. Noch hatte ich einige Abendstunden bei einem mir bekannten Herrn, einem schweizerischen Landsmann und Freund, zugebracht und eilte dann dem bereits vor mir heimgekehrten Bischof in die Bischofswohnung nach. Zu meinem freudigen Erstaunen traf ich da, eben vom Osten angekommen, Msgr. Brondel, den Bischof von Helena, der mit mir folgenden Tags den weiten Weg nach Westen antreten wollte. Mein Verweilen in St. Paul war so beendet. Der folgende Morgen führte mich nun zur Besorgung meiner Billets nach dem Palaste der „Northern Pacific Road", und in der That, im Palaste wird man und wurde auch ich nobel behandelt. Die vorgewiesenen Empfehlungen genügten, mir das Billet der ganzen Strecke bis an die Meeresküste um 30 Prozent zu reduziren. Wie stutzen die Leute in Europa, wenn sie von

1) Jetzt natürlich ist die Zahl bedeutend größer. Der berühmte Eisenbahnmagnat James Hill hat inzwischen auch auf seine Kosten ein großartiges katholisches Seminar bauen lassen.

2) Erzbisthum seit 1888 zählt es im Bereiche der Provinz die neu errichteten Diözesen von Winona, St. Cloud, Duluth in Minnesota und Sioux Falls und Jamestown in Dakota.

dieser geschäftlichen Noblesse der Eisenbahngesellschaften gegenüber dem Clerus hören, sie, die gewöhnt sind, gerade den Clerus überall chikanirt, statt privilegirt zu sehen. Mit derselben Geneigtheit entsprach man meinen Wünschen bezüglich der verschiedenen Stationen, wo ich meine Reise unterbrechen konnte.

So war ich bereit, den Weg anzutreten, zu dem ich erst die einleitenden Schritte gethan. Nun mag's vorwärts gehen!



IV.

Auf dem nördlichen Schienenweg.

In der That, es ist weiter gegangen, und seitdem ich meine letzten Zeilen in mein Tagebuch eintrug, bin ich von St. Paul um 1030 Meilen vorwärts gerückt, habe den Meridian von 110 Gr. W. überschritten und befinde mich 4,450 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. Durch zwei Tage und zwei Nächte in meinem „Pullman-Car" einlogirt, eilte ich auf dem neuesten und — ich füge wohl bei — besten Eisenwege des Nordens dem fernen und äußersten Westen zu. Was ist es doch Großartiges, dacht' ich mir oft, um dieses Reisen in einem amerikanischen Continentalzuge, zumal im Vergleich oder Gegensatz mit der diesbezüglichen Spielerei und Unbequemlichkeit des Reisens auf europäischen Bahnlinien!

Welch' Gedränge beim Verkaufe der Billets eines europäischen Eisenbahnbureau! Nichts von Allem dem hier. Sollte selbst auch das bisweilen zutreffen, so kann ja der Reisende dem leicht dadurch ausweichen, daß er sein „Ticket" Tage und Wochen lang vorher sich irgendwo in einer „Office" der Stadt kauft. Welch' ein langweiliges Warten und Eingesperrtsein in den europäischen Wartezimmern drei verschiedener Klassen, bis der „gnädige Herr" eines rasselnden Portiers, oder roth bekappten Bahnhofsverwalters, oder beschnauzten Condukteurs beliebt, die Thüren der großen „Menagerie" zu öffnen! Nichts von All' dem hier. Wenn es auch Wartezimmer gibt, so ist doch der Wagen selbst der beliebteste, am meisten gesuchte und natürlichste Ort zu warten. Längst vor Abfahrt steht er bereit. Geschriebene und mündliche Auskunft ist überall erhältlich. Was der Reisende vor Abfahrt noch bedürfen mag, kann er im Wagen selbst finden. Welch' ein Drängen und Drücken und Eilen und Schimpfen, wenn einmal die wild bewegte Horde europäischen Reisepersonals durch die Gnade des

Condukteurs freigelassen, den Wagen zustößt! Nichts von All' dem hier. Die Wagen sind meist lange vor Abfahrt besetzt, aber nicht so, daß man drei und vier ohne Noth zusammen in eine einzige „Section“ oder zwölf in ein „Coupé“ zusammenpfercht, einriegelt und ihnen Gelegenheit gibt, durch halbe und ganze Tage sich vis-à-vis sitzend, zu begucken und physiognomische Studien zu machen. Beim Eintritt in den Wagen nimmt eben jeder seinen Platz und der zweite desselben Sitzes wird in der Regel erst beansprucht, wenn Alles sonst eingenommen ist. Ruhig und still sitzt die flüchtige Gesellschaft in der herrlich ausgestatteten Halle „Wagon“ oder „Car“ genannt. Mit amerikanischer Freiheit bewegt man sich, wechselt seinen Platz, begibt sich auf die Plattform, durchwandelt den dahinbrausenden Zug, besieht sich die Bahn durch die nie verschlossenen Glasthüren, versucht im „smoking car“, dem Rauchwagen, noch auf eine andere Weise, als es in der Lokomotive geschieht, sich die Erscheinung des Dampfes nützlich und angenehm zu machen. Welch' ein Rufen, Kommandiren, Läuten, Pfeifen, Signal geben, bis in Europa, zumal in kleineren Orten, der brausende Zug einmal von Ort und Stelle kommt! Nichts von All' dem hier! Nicht ein gellender Ruf ist hörbar, mögen auch eine Masse von Zügen in den größten Bahnhöfen in New York, Pittsburg oder Chicago bereit stehen. Der Amerikaner hat ausgefunden, daß höhere oder geringere Lungenanstrengung dem Befehl nicht mehr Auktorität verleiht. Kein Pfeifen und Läuten, denn wenn die Glocke der Lokomotive anschlägt, wäre es schon zu spät. Die Leute haben Uhren hier zu Lande, und wenn sie vergäßen, sich darnach zu richten, könnten sie auch das Signal übersehen oder überhören. Von Hörnerblasen, daß man sich auf Schweizeralpen versetzt glaubt, oder Fahnenausstrecken, damit man seinen Weg finde, oder Pfeifen, daß man zu spät wisse, man sei zu spät — von All' dem keine Spur, und doch geht's weiter — vielleicht bis an des Continentes Grenzen.

Ich fühle schon, daß es heute eine Eisenbahnbetrachtung gibt, und es ist auch nicht zu verwundern, daß eine ununterbrochene Fahrt von mehr als fünfzig Stunden irgend welchen Eindruck auf mich machte. Die Vorzüge des amerikanischen Reisens im großen Ganzen und zumal auf weite Entfernungen hin, sind so groß, daß ich denselben schon aus Dankbarkeit eine Erwähnung schulde.

Die „Eisenbahn“ hat wohl nirgends auf der Welt eine so hervorragende Bedeutung, wie hier in Nordamerika. Beinahe allüberall in der alten Welt haben die eisernen Bahnen Verkehr und Handel

neu belebt und erleichtert, während sie hier in dieser neuen Welt fast die einzigen möglichen Straßen des Verkehres in unermeßliche Fernen sind und zusammen jenes großartige Nervensystem des Landes bilden, das nur durch sie eines so regen Wechselverkehrs aller seiner Völkertheile sich erfreut. Die amerikanische Cultur ist ohne Eisenbahn gar nicht denkbar.

Es ist die Lokomotive, welche zuerst hineinsticht in die bisher undurchdringliche Wildniß und den Goldfaden der Civilisation mit Gewalt hineinführt in die rohen und wilden Länderstrecken des Continents. Es ist die Lokomotive, welche, einem unermüdlichen Pioniere gleich, unaufhaltsam vorwärts drängt und vor nichts zurückschreckt, seien es endlose Prairien, unübersteigliche Felsen, meilenlange Seen, tobende Wasserfälle, gähnende Abgründe, plötzlich gethürmte Schneeberge oder verführerische Sumpfböden. Vorwärts, immer vorwärts schnaubt dieser rastlose Pionier, und während er als riesiger Christophorus die Millionen von Ocean zu Ocean trägt, verwandelt sich die durcheilte Bahn zu einer langhingezogenen Kette von aufblühenden Ansiedlungen, Ortschaften und Städten.

Wie bekannt, sind sämmtliche Eisenbahnen der Vereinigten Staaten Eigenthum freier Korporationen, deren Reichthum natürlich beim zunehmenden Verkehr in riesigem Maßstabe wachsen muß. Draußen, wo die meisten Bahnen Staatsbahnen sind, kann man sich kaum eine Idee machen von der Concurrenz und Vielgestaltigkeit des amerikanischen Eisenbahnwesens und Mancher würde staunend sich um das „möglich" fragen, wenn er sähe, wie z. B. zwei verschiedene Linien, zu gleicher Zeit die gleiche Strecke befahrend, nur von Chicago nach Milwaukee eilten. Und doch sind beide Züge vollbesetzt! Sind aber die Eisenbahnen in Amerika an und für sich von Bedeutung, welche Bedeutung muß dann erst nicht jenen Continental-Linien zukommen, welche als die großartigste Errungenschaft der Neuzeit die Verkehrsadern von Meer zu Meer bilden und eine längere Fläche durchschneiden, als der gesammte europäische Continent aufzuweisen vermag.

Auf einer solchen Linie, und zwar der neuesten von allen, bin ich seit letztem Montag gefahren und es lohnt sich wohl der Mühe, den einen oder andern Satz meinem Reisehandbuch zu entheben, um von der Größe, Bedeutung und Vortrefflichkeit dieses Unternehmens eine Vorstellung mir machen zu können. Seitdem im Jahre 1835 die erste Maschine amerikanischen Boden befuhr, ist auf dem Gebiete der Eisenbahnentwicklung zwar Erstaunliches geleistet worden, aber die direkte

Verbindung zweier Weltmeere durch eine, ja, wie es jetzt Thatsache ist, durch drei parallell laufende Eisenstraßen, gehört doch zu den glanzvollsten Errungenschaften derartiger Bestrebungen. Bereits war der mittlere (Central & Union Pacific Road) und südliche (Southern Pacific) Schienenweg bis an die Küste des Stillen Meeres vollendet und dem Betrieb übergeben, als endlich im Jahre 1883 unsere „Northern Pacific Road" auch den nördlichen Staaten vom obern Missisippi bis zur Mündung des Columbiastromes die Segnungen dieses Verkehrs vermitteln sollte. „Die letzte, aber nicht die geringste," muß ich übrigens beifügen, wenn ich diese nördliche Bahn die letzte nenne. Nicht nur übertreffen nach meinen persönlichen Erfahrungen deren Einrichtungen, Annehmlichkeiten, Vortheile um ein ganz Bedeutendes die der „Central Union Pacific", auf der ich meinen Rückweg machte, sondern dieses zuletzt vollendete Unternehmen war auch seiner Idee nach das erst geplante. Der Gedanke an diese nördliche Verbindung trat schon gleich nach Einführung des amerikanischen Eisenbahnsystems auf; 1845 legte ein gewisser Whitney, der sich in China Reichthümer gesammelt, ein derartiges Projekt bereits dem Congresse vor; 1852 veranlaßte der mexikanische Krieg und die Annexirung Californiens vorerst die Herstellung der mittleren Linie und drängte folgerichtig die Ausführung dieses Planes etwas zurück; 1864 beschäftigte sich der Congreß wieder direkt mit unserer Linie, bis die finanzielle Panik von 1873 abermals das Unternehmen hemmte, ja für Augenblicke zu vernichten schien. Die Wiederaufnahme desselben folgte aber sofort. 1881 ward Henry Villard, bereits die Dampfboot- und Eisenbahnverbindung in Oregon und Washington Territorium controlirend, Präsident der Gesellschaft. An verschiedenen Stellen ward die Bahn wenigstens theilweise vollendet, bis endlich der „goldene Nagel" auch dieser Eisenstraße des amerikanischen Nordens im Jahre 1883 die Vollendung und deren Betrieb die Eröffnung gab [1]).

Der „goldene Nagel" hat in der That nach aller Berechnung eine goldene Zukunft für den amerikanischen Norden gesichert. Die ehedem entlegenen Regionen des Nordens sind nun leicht zugänglich gemacht; der Strom der Ansiedler und Einwanderer wird nun natur-

1) Seither sind zwei neue Continentallinien zu den bereits genannten getreten, die „Great Northern" des genannten Eisenbahnkönigs J. Hill und die Canadian Pacific.

gemäß durch diesen eröffneten Canal in immer reicherer Wogenfülle fluthen; der Weizenreichthum, die Ueberfülle des Minerals, die Schätze der nördlichen Wälder, all' die Produkte dieses noch jungfräulichen Bodens stehen nun bereit, aus dieser unbegrenzten Vorrathskammer des Nordens in die entlegensten Fernen transportirt zu werden. Leuten aber, zu denen auch ich mich rechne und die der Amerikaner „Touristen", oder „Vergnügenzügler", oder „Aussichtler" nennt, ist durch diese Bahn der Einblick und Zutritt zu den großartigsten Naturerscheinungen des amerikanischen Continentes oder, wie mein „Führer" es zu betiteln pflegt, zum „American Wonderland" eröffnet. Die Bahn, auf der ich bereits über 1000 Meilen zurückgelegt, durchläuft, die Seitenlinien mit eingerechnet, eine Strecke von über dreitausend Meilen; sie kreuzt sieben der größten Staaten und Territorien der Union, nämlich: Wisconsin, Minnesota, Dakota, Montana, Idaho, Washington und Oregon, in runder Rechnung ein Sechstel des Flächeninhaltes der Vereinigten Staaten oder den großen Riesengürtel, der das Mississippithal mit dem Stillen Meere und seinen Küsten verbindet.

Ich will nicht von der äußern Composition und inneren luxuriösen Herrlichkeit des Zuges reden, der mir wirklich eine gewisse Sympathie abgewonnen. Der Amerikaner ist an dieses „non plus ultra" im Verkehr, welches wir in unsern fürstlichen „Parlor- und Dining-Cars" besitzen, bereits gewöhnt und wollte ich dem Europäer die innere Herrlichkeit unserer Salon- und die Bequemlichkeit in unsern Speisewagen schildern, oder gar erzählen, wie man nach meiner Erfahrung mit einem Koffer ohne das geringste Risiko, ohne einen Cent zu bezahlen, ohne die gelindeste Mühe fünftausend Meilen reisen kann, so lief ich Gefahr, des „amerikanischen Humbugs" beschuldigt zu werden. So groß die Einrichtung ist, so fern das Reiseziel, so unbekannt die Gesellschaft, die man antrifft, man fühlt sich in der Regel gleich beim Betreten der „Pullman-Cars" nicht fremd, setzt sich an den bestimmten Platz, macht es sich bequem wie zu Hause und — vorwärts mag der Flug gehen über den Ocean der Prairien.

Ja wohl, über den Ocean der Prairien! Immer und immer wieder drängte sich mir bei der Fahrt selbst der Gedanke an die auffallende Aehnlichkeit dieses Reisens mit der Schifffahrt auf dem Ocean auf. Nicht blos bilden die unermeßlichen Weiten und Flächen einen „Ocean der Prairien", sondern die Fahrt selbst bietet so viel Verwandtes mit den Eigenthümlichkeiten, Eindrücken und Erfahrungen einer Meerreise.

Wie auf den Wogenhügeln des Meeres der unermüdliche Dampfer vorwärts schaukelt Tag und Nacht, so eilt und schnaubt das Dampfroß über Stein und Hügel dieser trockenen Unendlichkeit. Wie das Auge des Seereisenden morgens und abends nichts erspäht als denselben Horizont, dieselbe Wasserfläche, nur geringe Veränderungen des Meeres, so mag auch hier der Reisende sich anstrengen, aber die im Ganzen und Großen herrschende Monotonie wird ihm verständlich machen, daß er vom Continente des Verkehres längst abgestoßen und auf der hohen See des Oceans der Wüste dahineile. Auf dem Meere gibt es keine Halte und Stationen. Hier bemerkt man sie kaum oder kümmert sich nicht darum. Auf dem Meere sucht der Reisende das Verdeck auf, um frische Morgen- und Abendluft zu trinken. Hier steht der Fahrende und stehen oft ganze Gruppen zum selben Zwecke auf der Plattform des dahinbrausenden Zuges. Auf dem Meere sucht man sich die Zeit zu verkürzen, indem man wie ein hochbestellter Examinator das ganze Schiff, seine Maschine, all' seine Räumlichkeiten in Augenschein nimmt und nicht des Tages geringsten Theil dem vortrefflichen Frühstück, Mittagessen und Abendessen widmet. Gerade so hier. Man spazirt durch die Wagenreihe; man plaudert oder musicirt im „Rauchwagen"; man besieht sich die Einrichtung der Emigrantenwagen, ein „Analogon" zum Zwischendeck der atlantischen Dampfer, und folgsam wie das unschuldigste Kind gehorchen endlich sämmtliche Passagiere dem dreimaligen Rufe des schmunzelnden Schwarzen mit der weißen Kravatte „last call for Dinner" oder „Supper", „zum letztenmale gefälligst zum Mittagessen", oder „zum Abendessen". Auf dem Meere bilden die Reisenden eine geschlossene Gesellschaft, ja das Bewußtsein gemeinsamen Zieles und gemeinschaftlicher Gefährde schlingt ein enges Band der Geselligkeit um die ganze Karawane. So ist's auch hier. Man fühlt und weiß, daß man auf einander angewiesen ist. Selbst die dem Amerikaner sonst eigene Schweigsamkeit und Zurückhaltung weicht hier gar bald der oft sehr interessanten und stets freundlichen Conversation.

Gerade diese ließ mich die Eintönigkeit der Außenwelt ziemlich vergessen. Von den lebendigen Bewohnern der Prairieen habe ich bisanhin noch wenig gesehen. Ein Adler mit weitausgebreiteten Fittichen, aber ob seines Fluges Höhe kaum sichtbar, schien uns erinnern zu wollen, daß wir in Amerika sind; sog. „Prairiehunde" kauerten sich auf den verdorrten Steppen oder guckten verwundert dem ungestümen Riesen, der Lokomotive, nach; eine Schaar von Antilopen soll in weiter Ferne sichtbar gewesen sein, aber wie ich sie erspähen

wollte, waren sie schon verschwunden und aus Aerger darüber faßte ich gleich den Vorsatz, deshalb, im Mamothhotel des Yellowstoneparkes angekommen, vor Allem zuerst „Antilopenfüße" zu bestellen.

Sausend ging es durch Länderstriche, die bis in die neueste Zeit im vollen Sinn des Wortes noch „Terra incognita" gewesen. Wo noch vor wenigen Jahrzehnten der schmucke Indianer sein Pony tummelte oder in Schwärmen und auf fliegenden Pferden, mit dem Wurfspieß in der Hand, den Büffel zu erreichen strebte, da trägt jetzt das Dampfroß eine friedlichere Gesellschaft zu friedlicherem Ziele. Der Büffel ist verschwunden und nur bisweilen noch sind Ueberreste desselben, große Gerippe oder ein Hörnerpaar irgendwo am Wege sichtbar. Der Indianer hat vor dem Weißen sich zurückgezogen und in seinen „Reservationen" betrauert er den Verlust des amerikanischen Scepters. Als eine Reliquie an den einst furchtbaren Büffel kaufte ich mir an einer Station ein feingeschliffenes Paar Büffelhörner, die feilgeboten wurden, und als lebende Erinnerung an den „rothen Mann" saß im eigenthümlichen Nationalschmucke seines Stammes ein „Crow Indian" im Emigrantenwagen. Ich glaube, er wäre lieber allein gewesen und auf seinem Pony gesessen, denn finster schaute er vor sich und apathisch überließ er sich dem Befehle des Conducteurs.

Minnesota's westlicher Theil, den wir zuerst durchfuhren, war bald zurückgelegt. Die zwei Städte St. Paul und Minneapolis, längst meinem Blicke entschwunden, bilden gleichsam die zwei östlichen Pfeiler der großen Brücke nach Westen, wie das ferne Portland in Oregon und Takoma in Alaska die westlichen Pfeiler dieser Eisenspanne sind [1]). Brainerd, am östlichen Ufer des Mississippi mit seinen 10,000 Einwohnern, und Detroit, inmitten großen Holzreichthums, flogen an uns vorüber. 25 Meilen von letzterem Platze entfernt, findet sich die Reservation der Chippewä-Indianer, genannt „White earth" [2]), und nicht viel mehr als 20 Jahre sind dahin, seitdem ein anderer und gefürchteterer Stamm, die „Sioux", in diesem westlichen Theile von Minnesota 3000 Männer, Frauen und Kinder mit dem „Tomahawk" erschlugen.

Dakota's Grenze, das Land fabelhafter Entwickelung, ist bereits

1) Ich habe einer neuen Stadt an dieser Linie im Texte keine Erwähnung gethan, darf sie aber jetzt nicht schweigend übergehen. Es ist St. Cloud am Mississippi, etwa 75 Meilen von St. Paul. Ich ahnte damals wenig, daß im Jahre 1889, also vier Jahre später, ich selbst als deren erster Bischof in sie einziehen sollte.

2) Weiße Erde.

überschritten und mit Dampfeseile und auf Windesflügeln folgen wir des Dichters Commando:

„To the Kingdom of the West-wind,
To the Land of the Dakothas [1]).“

Wenn es auch in Ziffern eine Romantik gibt, so liefert sie die Statistik dieses Territoriums. Keine Landschaft kann solch' fabelhaften Aufschwung und so schnelles Wachsthum der Bevölkerung aufweisen, seitdem die Entdeckung des californischen Goldes den Impuls zur Besiedelung des fernen Westens gegeben. Als Dakota im Jahre 1861 seine Organisation als Territorium empfing, umspannten seine Grenzen noch einen Theil des jetzigen Montana und Wyoming, mit einer Bevölkerung von 5000 Seelen im Ganzen, während der Census der Gegenwart wenigstens 450,000 Seelen aufweist [2]).

Was wird die Zukunft sein dieser reichen Landschaft von 149,100 Quadratmeilen, einer Ausdehnung, welche die des vereinigten Königreiches von Britanien übertrifft! Wie viele Millionen und Millionen Acker Land warten noch der thätigen Hand des Menschen, um ihn mit goldenen Aehren zu lohnen! Welch' herrlicher Anblick, der mir aber natürlich in Folge des schnellen Fahrens kaum für wenige Minuten geboten wurde, wenn die Batterien der Feldmaschinen in wohlgeordnetem Zuge, dirigirt von berittenen Superintendenten, durch ihre taktmäßigen Bewegungen sich selbst den Trommelschlag ersetzend, wie eine Artilleriekolonne über die goldgelben Saaten dahinfahren und die schweren Aehren zu Millionen sich unter den Angriffen zahlloser Sensen beugen!

Der Zug gestattete uns nicht zu rasten und auch nur Etwas von dem berühmten „Bonanza Farming“ mit Augen zu sehen. Zum Staunen ob des großartigen Maßstabes, in welchem hier der Getreidebau betrieben wird, genügte mir die Notiz, daß Mr. Oliver Dalrympl's Farm 27,000 Acker unter Bearbeitung hat und dessen Gewinn im Jahre 1882 sich auf 216,000 Doll. belief. Dakota's Hauptplätze Moorhead, Fargo und Bismarck wurden in Eile passirt. In der Hauptstadt Dakota's betrat der Hochwürdigste Abt Edelbrock von St. John in Minnesota den Zug und freudig begrüßten wir auf unserer eilenden Heimath den bekannten Fremdling. In der Stadt

1) „Zum Königreich des Westwindes, in's Land der Dakotas.“

2) Die neuesten Bevölkerungsziffern aus dem Jahre 1891 weisen auf: Nord-Dakota 183,000, Süd-Dakota 329,000, Montana 132,000, Wyoming 61,000, zusammen 705,000 Einwohner.

des Mannes von Blut und Eisen hatte er einen früheren Gasthof angekauft und denselben bereits zum Zwecke eines von barmherzigen Schwestern bedienten Hospitals eingerichtet. Bismarck von jenseits des Wassers hat bis jetzt deshalb noch keine Note an den Congreß gerichtet und sollte er es versuchen wollen, so würde er erfahren, wie viel Bismarck über „Bismarck" hier vermöchte.

Im Durcheilen dieses zukunftsreichen Landes konnte ich nicht umhin, auch über der Kirche Zukunft in diesem Gebiete meine Betrachtungen anzustellen. Ein Sohn des heil. Benedikt, ein schweizerischer Landsmann, der Hochwürdigste Bischof Martin Marty ist in diesem ungeheueren Gebiete der Kirche Gottes vorwärts dringender Pionier. Welch' unermeßliches Ackerfeld! Welch' unberechenbare Mühen! Welch' kostbare Ernte steht aber zu erwarten, wenn auch dieses Ackerfeld in analoger Weise, wie die Bonanza-Farmen, des apostolischen Säemannes Mühen lohnen wird. Was der sel. Erzbischof Henni in der einstigen Wildniß von Wisconsin war, das ist Bischof Marty im Gebiete der Dakotas: der Bahnbrecher des Kreuzes. Unter seinem Hirtenstab weilen jetzt die einstigen Todfeinde, der rothe Ureinwohner Amerika's und der weiße Ansiedler. Ruhig zu sein kann das Gesetz des Staates und äußere Noth den Sohn der Wildniß zwingen, aber versöhnen mit seinem Loos, seinem Erbe und seinem Gotte kann und wird ihn nur die Religion des Kreuzes.

„The bad lands[1])!" flüsterte einer der Passagiere dem andern zu, und richtig, wir fuhren nahe der westlichen Grenze Dakota's in diese sogenannte Hügelregion hinein. Deren Name „bad land" läßt befürchten, daß entweder Gefahren von Seite des Weges oder der Indianer oder lauernder Straßenräuber oder gar heimtückischer „Cowboys" der Fahrt drohen. Nichts von All' dem, und man könnte die Region eben so gut die „interessante", ja die Region geologischer Prachtbildungen nennen. Der Name „bad lands" datirt zurück auf die Zeit der alten französischen Ansiedler, welche ob der Schwierigkeit des Reisens durch dieses Hügelland, die ganze Strecke „mauvaises terres pour traverser"[2]) betitelten. In Wahrheit bietet sich hier dem Auge die wunderbarste Constellation der mannigfaltigsten, buntfarbenen, vielförmigen, ungemein grotesken und pittoresken Ablagerungen von Stein und Hügelformen.

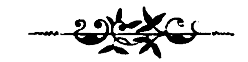
Wie ein bewegliches Bild in einem Panorama entschwand auch dieser Anblick meinem Auge. Glendive, Miles City, Fort

1) Das schlimme Land. — 2) Schlimme Landstriche zum Durchreisen.

Keogh mit der unweit gelegenen Reservation der Crow Indians wurden bei Nacht passirt. Als es wieder Tag wurde, hieß es vorerst die Uhren richten, denn auf die bisherige Centralzeit war nun die Gegend der Gebirgszeit angerückt.

Schon nahten wir dem Mittag, und ich mußte mich bereit machen, eine bereits lieb gewonnene Gesellschaft zu verlassen. Was ich von der Geschlossenheit einer solchen vorausgesagt und von dem in der Regel daselbst herrschenden Tone der Geselligkeit, kann ich nun aus Erfahrung bestätigen. Wir waren in der That eine kosmopolitische Gesellschaft im Kleinen.

Bischof Brondell von Helena, ein Belgier; ein Zeitungsreporter von Kansas, der mit freiem Ticket reiste und dann mit einem Artikel die Bahn bezahlen sollte; ein deutscher Geschäftsreisender, welcher seine Spekulationen auf dem Gebiete der Materie bis nach Mexiko hin ausdehnen wollte, während seine Spekulationsgabe auf geistigem Gebiete nicht so weit reichte als seine Nase, wie ich bald herausfand in einem Gespräche über Religion und Kirche; eine französische gräfliche Familie, welche nach Montana reiste, um daselbst erworbene Minen in Augenschein zu nehmen, und deren ganzes Auftreten, Benehmen und Zubehör ihre Herkunft von jenseits des großen Wassers bekundete; ein sehr artiger junger Bankier von Salem in Oregon, welcher der kleinen Entfernung wegen seine Schwester aus einem Institute im mehr als 3000 Meilen weit entfernten Massachusetts in die Ferien abgeholt hatte; meine eigene Wenigkeit — das war die Gesellschaft, welche der väterlichen Obsorge eines Schwarzen im Pullman-Car, „Livingstown" mit Namen, anvertraut war. So zusammengewürfelt die Gesellschaft war, so gemüthlich war die Unterhaltung. Bischof, Priester, Zeitungsreporter, Graf, Geschäftsmann, Bankier, Institutstochter — well, wir waren eben doch Alle Passagiere der „Northern Pacific Road" und als solche umschlang uns das Band froher Geselligkeit. Leider mußte ich unter den Ersten dieses lösen, um nun die Seitenlinie von Livingstown nach Cinnabar zu benutzen, denn ich wollte und durfte an des „Wunderlandes" Hauptpartie, dem „Amerikanischen Nationalpark", nicht vorübereilen.



V.

Zum Amerikanischen Nationalpark.

Die Seitenlinie der „Northern Pacific" hat mich von Livingston bis an die südliche Grenzlinie des Montana[1])-Territoriums mit dem Endziel Cinnabar City gebracht. Die durchfahrene Strecke längs des Yellowstoneflusses, von beiden Seiten eingeschlossen durch mächtige Felsstöcke, bildet eine entsprechende Vorhalle zum Mekka der amerikanischen Touristen, zum „Wunderlande" dieses westlichen Continentes oder zum bereits weltberühmten National- oder Yellowstone-Park Nordamerika's. Ich hatte nach Verlassen der Hauptlinie in Livingston selbst gerade Zeit, mich einerseits durch ein zwar keineswegs délikates „Dinner" auf den Weg zu stärken und anderseits mich mit dem Rundbillet für den Besuch des Parkes zu versehen. Die Wallfahrt nach dem Heiligthume der Naturwunder Amerika's ist noch neu, ja nach meiner Erfahrung noch zu neu, um sie Jemanden, der nicht gerne solchen Hochgenuß mit vielen Strapazen erkauft, vor fünf oder zehn Jahren anzurathen. Mit der Eröffnung der „Northern Pacific" ist der Yellowstone-Park eigentlich erst recht zugänglich geworden, denn die früheren Wege dahin waren doch für die Wenigsten einladend. Nicht nur hat diese Bahngesellschaft durch Erstellung ihrer Seitenlinie nach Cinnabar sich den Strom dieser Wallfahrer zu den Wundern der Natur für alle Zukunft gesichert, sondern sie hat es auch übernommen, für die Verkehrsmittel im Parke selbst zu sorgen und ist in der Lage, sogenannte Rundbillete, giltig für einen Besuch von 2, 3 und 5 Tagen im Parke auszugeben. Diese „Tickets", in ihren äußern Formen ganz den bekannten Reisecoupons von Cook & Co.

---

1) Montana ist längst auch Staat geworden und glänzt als Stern auf dem blauen Felde der Unionsfahne.

ähnlich, berechtigen für die festgesetzte Dauer zu den bestimmten Postwagen, Mahlzeiten und Herberge einer zum voraus nach Zeit und Richtung bestimmten Tour. Man bezahlt für den Besuch von zwei Tagen bis Mammothhotel 20 Doll.; für den von drei bis zum „Upper Geyser Basin" und zurück 30 Doll.; für den von fünf Tagen, welcher sich zu allen Hauptmerkwürdigkeiten des Parkes ausdehnt, die sehr bescheidene Summe von 50 Doll. — Alles in Allem. Meine Zeit war sehr beschränkt; mein Reiseplan umfaßte noch eine so ungeheure Entfernung; Sonntag, an dem ich wenigstens die Feier des heiligen Opfers nicht unterlassen wollte, war auch nahe; meine Idee, daß drei Tage Ueberfluß an Zeit böten, um in einem „Parke" zu „lustwandeln", wirkte auch mit; so nahm ich nur ein Ticket für drei Tage, sollte aber bald Gründe genug finden, es wenigstens theilweise zu bereuen.

Der Weg von Livingston bis Cinnabar führt durch das obere Thal des Yellowstone, mitten durch ein stets abwechselndes Panorama von Berg- und Hügelketten, Wäldern und Farmen, endlich immer näher tretender, zuletzt den dahingleitenden Zug fast erdrückender Felswände. Diese vielgerühmten „Cannons" oder Felsschluchten, durch welche der Zug einer zischenden Schlange gleich sich durchwindet, haben mich stets sofort an eine Fahrt durch die „Via Mala" im schweizerischen Kanton Graubünden erinnert, aber ich muß doch, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, beifügen, daß kein einziges dieser noch von mir in Colorado gesehenen Cannons mit der Pracht und Majestät der „Via Mala" unserer Schweizerrepublik sich messen kann. Die Schlucht erweiterte sich wieder und ein romantisches Thal, genannt „Paradise Valley", eröffnete sich vor uns, doch nur um sich sofort wieder in das rasch folgende „Middle Cannon" zu verengen. Die Vorboten der Wildniß beginnen sich schon zu zeigen; wilde Gänse und Enten schnattern dem Reisenden ihr Willkommen entgegen; Antilopen und Elkthiere gehören nicht mehr zu den Seltenheiten und hoch über uns flattern und kreischen die befiederten Segler der Luft, als vergönnten sie's uns nicht, daß auch wir mit ihnen die bisanhin verborgenen Geheimnisse dieses Wunderlandes schauen wollen. Kaum sieben Meilen von dem genannten Cannon zeigt sich Mount Cinnabar[1]), so genannt von dem rothfarbenen Tone, der die obere Hälfte seiner Front charakterisirt. Auf einmal eilten alle Passagiere den Fenstern der einen Seite zu und ich folgte natürlich der allgemeinen Bewegung. Der Conducteur, welcher

1) Zinnoberberg.

während der ganzen Zeit in freundlichster Weise die Rolle des Cicerone gespielt, rief mit Nachdruck durch den Wagen: „The devils slide", „der Teufelsrutsch". Den „Rutsch" habe ich gesehen, aber nicht, Gott sei Dank, den rutschenden Teufel, denn wenn er es einst wirklich dorten probirt hat, so mußte er sich erinnern an die Blitzfahrt von noch unvergleichlich schwindelnderer Höhe. Diese Nominalerinnerungen an den „Teufel" werden uns übrigens während des Besuches des Parkes immer und immer wieder begegnen. Wir werden auf dem weiten Geysergebiete bei des Teufels Küche und Waschküche vorbeikommen. Es scheint, als hätte die vulkanische Macht, welche hier mit solcher Allgewalt an die Oberfläche dringt, doch auch unwiderstehlich dem Menschen die Ahnung oder Erinnerung an die „geistige Macht von Unten" nahegelegt und aufgedrängt.

Die „City of Cinnabar" war glücklich erreicht. Großer Gott, was ist das für eine „City"! dacht' ich beim ersten Rundblick nach Verlassen des Zuges. Und doch darf Cinnabar sich noch mit mancher sogenannten „Stadt" vergleichen, die ich passiren sollte.

In diesen westlichen Regionen braucht es eben noch nicht viel, um einer, auch der elendesten Ansiedlung den großartigen Titel einer „City" zu geben. Ein Bretterhaus als Bahnhof; einige so schnell und flüchtig wie Kartenhäuser aufgestellte Residenzen; zwei bis drei sogenannte „Stores" oder Kaufläden, worin man „Alles" haben kann, was man will: sei es ein Paar Hosen oder Schnupftabak oder eine englische Bibel; eine große Bude mit einer Taverne, worauf man eine Meile weit die Aufschrift „Grand National Hotel" lesen kann; eine Druckerei, woselbst die öffentliche Meinung dieser Stadt zu Ausdruck und Abdruck gelangt; ein „Barbershop" mit anstoßendem „Salon" und beide Lokale durch die landesüblichen Signale weithin sichtbar gemacht und — die City of London, oder Vienna, oder Paris, oder Cinnabar ist fertig. Spielt jedoch der „amerikanische Humbug" in zahllosen Schöpfungen dieser Art über „Nacht" eine nicht unbedeutende Rolle, so ist gleichwohl auch hierin nicht Alles Schwindel und eitle Großhanserei. Der Name „City", einem Häuflein von Häusern beigelegt, zeigt bereits an, zu was nach der bestimmten Berechnung des rastlos vorwärtstreibenden Amerikaners dieser „Embryo" einer Stadt sich auswachsen soll, denn auch hier gilt der philosophische Grundsatz: „Finis primus in intentione et ultimus in executione[1])." Diese verächtlichen Hütten und bau-

---

1) Das Ziel kommt bei der Ueberlegung zuerst und bei der Ausführung zuletzt.

fälligen Baracken werden nicht lange als Ironie auf den amerikanischen Fortschritt dastehen, denn entweder wird eine bewegliche Bevölkerung, den Platz als hoffnungslos erkennend, dieses ihr zeitweiliges Lager bald abbrechen und weiter „moven“, weiter bewegen, oder Ziegelstein-, Granit-, Marmor- und die herrlichsten Holzbauten werden bald diese ersten Versuche eines künftigen, vielleicht großen Stadtkomplexes verdrängen. Cinnabar, wo ich eben ausgestiegen, braucht um seine Zukunft nicht bange zu sein, denn als Pfortenstadt des „Wunderlandes“ und nationalen „Heiligthums“ ist diese ihm völlig gesichert, sagt ja mein Eisenbahnführer ganz kategorisch: „Es ist der günstigste Punkt für das Hauptquartier der Besucher; und das muß es auch bleiben.“

Es war selbstverständlich hier unseres Bleibens nicht und wir drängten uns alle nach den bereitstehenden, berädeten Rumpelkammern, die man „stages“ nennt und die mein gedruckter Führer mit dem feiner klingenden Namen „Concord coaches and light spring wagons“ [1]) bezeichnet. Ferne und nahe ist oft wieder so innig verwandt und ich konnte somit nicht umhin, mich bei dem Wirrwar schreiender Kutscher, kreischender Gassenjungen, wiehernder Pferde, rasselnder Wagen, gaffender Buben, herumschwirrender Passagiere zu erinnern, wie es im Jahre 1870 ganz gleich zuging, als ich in Gesellschaft meines seligen Bischofs von St. Gallen, Msgr. Greith, mit einem Zuge von Rom in Castellamare eintraf, um von da per Wagen nach Sorento zu fahren. Wie weit entfernt von einander liegen Castellamare und Cinnabar! Wie verschieden ist der Charakter des Italieners und Amerikaners! Wie ähnlich wiederum die beiderseitige Offenbarung brennender Begierde nach Geld und Erwerb, sei es ein amerikanischer Dollar oder eine italienischer Lira! Zwei volle Stunden dauerte nun die „Rumplerei“ der „Spring Coaches“ und ich hatte vollauf zu thun, bald meinen Hut, bald mich selbst zu halten, um die Wirkung der nur in der Idee vorhandenen „Springs“ nicht zu meinem Nachtheil zu verspüren. Man verläßt gleich hinter Cinnabar das Thal des Yellowstone und aufwärts geht's, hop, hop, hop, über Stock und Stein, bis die Anhöhe des „Gardiner River Valley“ endlich erreicht ist. War ich auch der Meinung, daß „Mammoth Hot Springs Hotel“ viel näher beim Eisenbahnterminus Cinnabar liege und lehrte mich erst die „erschütternde“ Erfahrung, daß ich eben im Lande der „magnificent distances“, „der

---

1) Concord-Kutschen und leichte Federwagen.

großartigen Entfernungen" reise, so hatte mir doch die Unterhaltung mit einer sehr artigen Familie aus Pennsylvanien die Strapazen dieser Vorübungen vom Lustwandeln im Parke bedeutend versüßt. Endlich ist das Ziel erreicht. Von einer mit üppigem Graswuchs bekleideten Hochebene erblickt man die kreideweißen Terrassen der „Hot Springs", unwillkürlich an die blendenden Kreidenfelsen Dovers, an der britanischen Küste erinnernd, dunkle Eichenwälder, die vom Weiß dieser Steinformationen um so greller abstechen, rechts „Sepulcre Mountain" und östlich die Spitzen der Yellowstonekette. Das viel, und sag' ich's gleich beim Anblick desselben, übermäßig und unverdienter Maßen gerühmte „Mammoth Hot Springs Hotel" präsentirt sich inmitten solcher Scenerie.

Ein feiner Regen fiel, als wir anlangten. Das „Hotel" selbst, das Hauptquartier aller Besucher des „Wunderlandes", ist ein riesiges, zwei- und dreistöckiges Holzgebäude. Diese seine Größe ist der einzige relative Vorzug, während Bedienung, Zimmereinrichtung, Entgegenkommen nicht bloß zu „Wünschen" übrig lassen, sondern zu „Klagen" Anlaß genug bieten. Gleich beim Eintritt in die Halle grinste ein mächtiger ausgestopfter Waldbär mir entgegen. Kaum bei Tische, bestellte ich in Folge feierlichen Schwures meine Antilopenspeise, aber erfuhr bald genug, daß mein Kellner oder „Waiter" keine Antilopenfüße habe, sondern eine halbe Stunde brauchte, bis er mir das kalte Fleischstück präsentirte. Es ist jedenfalls ein nicht zu unterschätzender Vortheil der nahen Heißquellen, daß man, wie Fama sagt, eine nebenbei im kalten Wasser gefangene Forelle gleich in dem heißen Sprudelwasser sieden kann, denn der hungrige Fremde müßte „kalte Fische" speisen, wenn die Riesenküche vom „Mammoth Hotel" sie liefern müßte. Ich war müde und überließ mich früh der Ruhe. Früh morgens bereits unterrichtet, daß die reizenden „Spring Coaches" schon um 7 Uhr bereit stehen werden, uns in den Park zu „holpern", machte ich mich eilig bereit. Sowohl die eigentliche von mir gemachte Reiseroute in diesem „Wunderlande", als deren Hauptpartie, die „Geyserregion" des Yellowstoneparkes, will ich später kurz besprechen und beschränke mich heute darauf, soweit möglich und thunlich eine annähernd richtige Idee von diesem „National-Parke" der Union niederzulegen.

Hier im „Gardiner River Valley" stehen wir an des Zauberlandes Pforten, und steht auch kein Cherub mit feurigem Schwerte vor denselben, wie beim Eingange zum verlorenen Paradiese, so haben doch Jahrhunderte die civilisirte Menschheit von diesem Eintritt ferngehalten

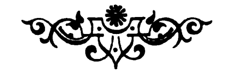
und die rauchenden und brodelnden Naturerscheinungen selbst den Indianer mit mystischer Furcht vor dieser „Region“ erfüllt. Man spricht von einem „Parke“, aber es wäre eine gewaltige Enttäuschung, sich im „Yellowstone-Park“, wenigstens wie er jetzt ist, einen Park im europäischen Sinne des Wortes, d. h. eine romantische, abgezirkelte, fein ausgelegte, mit Sorgfalt gepflegte, mit Kenntniß und nach Plan kultivirte Strecke Landes und Waldes vorzustellen. Nichts als die wildromantische Natur, aber in einer Ausdehnung von gegen 4000 Quadratmeilen, ihre bizarrsten Formen und buntesten Farbenbrechungen, ihre mannigfaltigsten Gebilde und tollsten Wuthausbrüche — um mich so auszudrücken — bilden den Nationalpark. Der Mensch hat bisanhin hier gefehlt. Seiner Hände Werk hat noch nicht ordnend in dies Chaos eingegriffen. Was somit der Name „City“, beigelegt einer nichts weniger als stadtähnlichen Ansiedlung, andeutet, das bezeichnet hier die Benennung „Park“, beigelegt dem Revier der Naturwunder im Yellowstone-Thale. Was ist denn also die genauere Beschreibung dieses für die Gesammtnation reservirten Gartens der westlichen Wildniß? Wohin datirt die Idee zurück, in analoger Weise, wie der Distrikt von Columbia aus dem Staatengebilde von Maryland ausgeschieden worden, auch dieses große Viereck im fernen Nordwesten als Gemeingut aller Bürger der Union abzuzirkeln? War die Idee eine begründete und darf die Intention des Congresses auf eine glänzende Verwirklichung in der Zukunft hoffen?

Was der Park ist? wäre die erste Frage. „Go and see; geh, und sieh!“ müßte ich sagen, wollte ich die scharfe Frage scharf beantworten. Die nach der Congreßakte abgezirkelte Fläche umfaßt 3400 englische Quadratmeilen im nordwestlichen Theile des Territoriums Wyoming. Die durchschnittliche Erhebung über dem Meere beträgt 6000 bis 7000 Fuß, während die Bergketten, die den Park unschließen, bis 12,000 und 13,000 Fuß emporsteigen. Das hier vorherrschende Klima ist rauh. Der Winter zieht sich tief in den Frühling und die Blumen des Spätherbstes findet man nicht selten mit Schnee bedeckt. Im nordwestlichen Theile des Parkes haben die beiden Quellen des Missouri, der Madison- und Gallatinfluß ihren Ursprung, während im nordöstlichen Winkel der Yellowstone, im südöstlichen der Schlangenfluß oder nachherige Columbia entspringen. Von hier aus also ergießen sich zwei Ströme in den Stillen Ocean, während zwei andere, vom Vater der Ströme aufgenommen, dem Golf von Mexico und dem Atlantischen Ocean zueilen.

Und wie kam man zur Ausscheidung dieses höchst merkwürdigen Reviers? Bis auf die jüngste Zeit dienten die spärlichen Berichte, die über das Yellowstonegebiet in die Oeffentlichkeit drangen, nur dazu, der Phantasie Nahrung zu bieten. Gerüchte seltsamster Art cirkulirten hierüber. Ewig brennende Berge und Prairien, heiße Quellen, Vulkane, die flüssige Lava auswürfen, sollten im Ueberflusse zu finden sein. Reisende erzählten mit einer Miene, als ob sie Augenzeugen gewesen wären, von versteinerten Wäldern, welche einst von nun selbst versteinerten Indianerstämmen bevölkert gewesen u. s. w. Erst vor wenigen Jahren unternahm Professor Dr. Hayden, im Auftrage der Vereinigten Staaten und auf Grund der ersten officiellen Berichte hierüber von Capitain De Lacy, der 1863 bis zum „Lower Geyser Basin" vorgedrungen, eine Expedition dahin und seine auf Thatsachen gegründeten Berichte blieben nur wenig hinter den von der Einbildung geschaffenen Schilderungen zurück. Seiner Anregung ist es zu verdanken, daß der Congreß durch eine Akte vom Jahre 1872 diese „Schmiedwerkstätte Vulkans" „für immer als öffentlichen Park dem Publikum reservirte und ihn von aller Besiedelung und Bevölkerung ausschloß." Noch ist die Verwirklichung dieses Vorhabens erst begonnen und wenige Jahre erst läßt die Union öffentliche Straßen ꝛc. herstellen. In Amerika aber geht Alles mit Dampf und Eile. Dann kann's hier dreifach schnell gehen, denn „Dampf" ist hier im Ueberfluß vorhanden. Und ist die Idee eine lohnende, das Vorhaben ein versprechendes, das Projekt ein glückliches zu nennen? Warum nicht? Warten wir noch zehn Jahre und dann wollen wir sehen, ob die Welt ein ähnliches „Wunderland" besitze? Während ich von morgens 7 Uhr bis mittags 1 Uhr dahin rumpelte und noch nicht viel Außerordentliches sah, bis wir in die Geyserregion kamen, sah ich in meinem Führer nach und er gab mir das Programm dessen, was zu sehen war. „Es ist — lese ich — eine Region der Wunder, der Schrecken und des Entzückens. Die Natur offenbart hier all' ihre Macht und zeigt sich im ganzen Wechsel ihrer Umwandlungen und Launen. Hier spritzen gewaltige Geyser ihre dicken Wassersäulen zu staunenswerther Höhe und machen die Erde zittern und beben. Zahllose Brunnen siedenden Wassers, unbeschreiblich in ihrer Schönheit, zeigen krystallhelle Teiche. Trichter brodelnden Schleimes verschiedener Farbe sind überall sichtbar. Schneegekrönte Berge, tiefe Schluchten, jähe Bergrücken, gähnende Abgründe, rauschende Wasserfälle, dunkle Wälder, smaragdgrüne Wiesen, spiegelhelle Seen wechseln in größter Mannigfaltigkeit ab."

Ich war auch nach einem Wechsel begierig, d. h. voll Sehnsucht, einmal meinen holperigen Sitz mit dem auf grünem Rasen oder wenigstens auf festem Grund vertauschen zu können. Endlich, gegen 1 Uhr mittags, wo auch die Magenglocke sich vernehmen läßt, hielt die vierspännige Kutsche. Wir hatten das „Norris Geyser Basin" glücklich erreicht.

Da mein Führer für diese Zeit mich auf mein „Hotel" vertröstet, so schaute ich mich in der Waldeslichtung, wo wir hielten, um, aber sah nichts als drei bis vier flüchtig und nachlässig aufgeschlagene Tuchzelte. Jetzt erst verstand ich, daß kein innerer oder metaphysischer Widerspruch die zwei Ideen: Hotel und Zelt, wechselseitig ausschloß. Wir traten ein, und da meine Erwartungen auf das hier erhältliche Mittagsmahl gleich von Anfang nicht hoch gespannt waren, ward ich auch nicht enttäuscht. Schon seit einigen Stunden hatten sich schwere, schwarze Wolken am Himmel zusammengezogen. Ich saß kaum am Tische, als das Rollen und Donnern losging. Eine Minute und ein gewaltig schmetternder Hagelregen fiel auf das Zelt nieder. Das Wasser kam in dicken, schweren Tropfen auf uns. Soll denn heute, dacht' ich, Alles dampfen, rollen und spritzen?! Vulkane von unten und Donner von oben schien mir fast des „Erhabenen" zu viel. Well, wir ließen hageln, denn man hat hier Gelegenheit, sich in der heiligen Indifferenz zu üben. Unterdessen hatte aber ein anderer Wagen beim gleichen „Hotel" Zuflucht gesucht und die auf dem Rückweg zum „Mammoth" befindliche Gesellschaft konnte mir Manches mittheilen, das von Interesse für mich war. Die umgekehrte Marschroute meines Reiseplanes verfolgend, waren diese reisenden Yankees vom Osten bereits im Yosemite-Thal in Californien gewesen und bemerkten mit Nachdruck, wie sie dessen Scenerie bedeutend interessanter als die dieses Parkes, dagegen des Parkes Geyserregion Alles übertreffend gefunden. Meine Erfahrung führte mich nachher zum gleichen Urtheil. Ich will deshalb zunächst von des Wunderlandes größtem Wunder — seiner „Geyserregion" erzählen.



The Albertype Co. New York

Old Faithful-Geyser im Yellowstone-National-Park.



VI.

In der Geyserregion.

Der bereits erwähnte Hagelschauer hatte uns vom Mittagstische aufgeschreckt, und wie ich unter die Zeltöffnung trat, die als Thüre diente, gewahrte ich zum erstenmale, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen, über dunkelm Waldesgrau verschiedene Rauchsäulen aufsteigen, zu einer weißen Wolke sich vereinigen, endlich langsam in der Atmosphäre sich verflüchtigen. Ich brauchte nicht erst zu fragen, was das bedeute, denn zwei nach derselben Richtung hin schauende Reisegefährten, Geschäftsleute aus Philadelphia, besprachen schon sehr lebhaft die „Geyserregion", der wir nahegerückt waren. Seit morgens 7 Uhr waren wir fortwährend in der Richtung nach Süden gefahren und standen nun an der Grenze jenes geheimnißvollen Gebietes, über welches noch kein Indianer seinen Fuß zu setzen gewagt, aus Furcht vor den hier vermutheten Geistern der Unterwelt und aus Ehrfurcht vor diesen einzigen Wundern der Natur. Der Bann, welcher jedoch seither den Menschen vom Betreten dieses Heiligthums der nördlichen Wildniß fern hielt, ist nun gebrochen, und begierig, mit Augen zu sehen, wovon wir mit den Ohren so viel gehört, bestiegen wir abermals unsern vierspännigen Wagen. Das uns umwölbende Segeltuch tropfte noch von Nässe, als auf einmal die Sonne wieder aus dem Gewölke hervortrat, und als hätte es sie gereut, daß sie in Nachgiebigkeit gegen Pluto uns etwas wenigstens den Spaß verdorben, ließ sie nun ihren vollen Strahlenregen auf das sich vor unsern Augen ausbreitende weißglitzernde, aus tausend kleinen Kratern dampfende und brodelnde Geyserfeld niederfallen. Wir hatten im Vorbeifahren die ungehinderte Aussicht auf das erste oder „Norris Geyser-Basin". Da ich in Wirklichkeit die zwei Geysergebiete, genannt „The Norris Geyser-basin" und „The Lower Geyser-basin", nur im Vorbeifahren betrachtet, so will ich auch

hier nur im Vorübergehen derselben Erwähnung thun. Die specifischen Naturwunder, welche allerdings gerade beim ersten Anblick am meisten das Staunen des Neophyten fesseln, kehren in größerem Maßstabe sowohl, als in größerer Anzahl auf dem sogenannten „Obern Geyserfelde" wieder, wo ich sie mit Augen gesehen, genauer betrachtet, und darum auch einläßlicher schildern werde. Nur ganz im Vorübergehen will ich Etwas über die „Geyser", deren Benennung, Wesen, Zahl und Großartigkeit überhaupt vorausschicken.

Der Name „Geysir" kommt von dem Zeitworte „geysa", welches auf Meer oder Fluthen bezogen, deren „Strömen", „Wüthen", „Anstürmen" bezeichnet; er ist im Isländischen eigentlich nicht der Gattungsname für heiße Quellen überhaupt, sondern ein Eigenname, der aber mehreren Quellen beigelegt wurde. Durch Fremde ging später dieser Name, womit man zuerst die im Jahre 1294 sich bildenden vulkanischen Ausbrüche in Island bezeichnet hatte, auf andere ähnliche Quellen und zweifellos auch auf diese Naturerscheinungen über, welche den ersten Rang unter den Wundern des „Yellowstone-Park" einnehmen. Die „Geysererscheinung" ist somit, wie bereits bemerkt, nichts neues oder nur diesem Parke Eigenthümliches, denn ähnliche finden sich auch an andern Orten, insbesondere in Island. Ja die Beschreibung der isländischen „Geysire in Haukadalar", wie sie P. Alex. Baumgartner, S. J., in den „Stimmen aus Maria-Laach" gegeben hat, ist auch auf unsere amerikanischen Geyser so zutreffend, daß ich, um ein Bild vom Springen des „Giant" oder „Old Faithful" zu geben, nur seine Farben und Skizzen entleihen könnte. Nicht einmal in Amerika sind die Geyser auf den „Yellowstone-Park" begrenzt, weist doch das mit unserm „Park" rivalisirende „Yosemite-Thal" in Californien auch „Geysers" auf, doch nirgends sonst, weder in Amerika, noch in Island, noch in Thibet sollen sie sich in solcher Großartigkeit und Zahl finden, wie hier im Parke, im Thale des Feuerloch- und des Shashoneflusses. Die Zahl kann freilich nicht genau angegeben werden. Im Thale des Feuerlochflusses allein erheben sich mehr als tausend Quellenkrater über der Erdoberfläche, im Durchmesser von 2—120 Fuß messend. Der Krater ist bei Allen bis auf etwa 25 Fuß Tiefe konvergirend und von diesem Punkte aus wieder kegelförmig auseinanderlaufend, so daß sie im Grunde wie zwei mit den spitzen Enden gegen einander gerichtete Trichter aussehen würden. Die Tiefe ist bei allen unergründlich und offenbar bis in's Innerste der Erde gehend. Während ihre hauptsächlichsten Bestandtheile Silikate,

Magnesia und Kalk sind, findet man jedoch auch in ihrer unmittelbaren Nähe Schwefelquellen und klare, reine Kaltwasserquellen.

Meine Erwartungen bezüglich der Scenerien des Nationalparkes — sag' ich es gleich von Anfang — waren zu groß, aber sie wurden bezüglich der Großartigkeit der Geysererscheinungen bedeutend übertroffen. Ist der Titel „Wunderland" dem Yellowstone bezüglich seiner verschiedenen Ansichten und Bergpartieen keineswegs ausschließlich zu ertheilen, da nach meiner Ansicht das Yosemite-Thal in California und die Gegend längs der beiden Ufer des Columbia River in Oregon dem Yellowstone-Park die Palme des Vorzugs streitig machen dürften, so ist die Bezeichnung dieses Nationalgebietes mit dem Namen „Wunderland" völlig, absolut glänzend gerechtfertigt in diesem sprudelnden, dampfenden, glühenden, feurigen Naturwunder der „Geyserregion". Das „Geyserbasin" ist gleichsam der feuersprühende Demant und der jenes umgebende Park ist nur die buntfarbige und verschiedenförmige Fassung des Juwels.

„Norris Geyser-Basin", das sich stets dem vom Mammothhotel kommenden Fremden zuerst eröffnet, ist das älteste bekannte Geyserfeld. Das ganze Gebiet bildet einen weiten Thalkessel, in welchem aus zahllosen Löchern heißes Wasser und Dampf strömt, aber die Quellen sind sehr verschieden an Farbe, einige schwarz, andere schneeweiß, andere roth wie sprudelnder Wein. Interessanter noch sind die „Mud-Geysers", welche eine breiartige Flüssigkeit brodelnd auffspritzen und sie dann in pastellfarbenartiger Masse ablagern. Ich erinnere mich da an einen Geyser, dessen Breimasse das schönste und feinste Himmelblau zeigte. Der Anblick dieser großen „Exhibition of volcanic experiments"[1]), wie ich sie nennen möchte, vom Wagen aus ist sehr interessant. Hart am Wege, rechts und links vom dahinrasselnden Fahrzeug, dampft es und kocht es aus den verschiedensten Oeffnungen. Fast möchte man bisweilen fürchten, die weißliche Kruste breche, selbst die Straße sinke ein und das furchtbare Schicksal von Dathon und Abiron, welche nach der Schrift die Erde verschlang, werde unser Loos. Die drei größten Geyser der „Norris"-Gegend sind der „Monarch", alle 24 Stunden spielend, der „Kleine Mann" (minute man), der alle Minuten 25 Fuß hoch springt, und der „Furchtlose" (fearless), dessen Wasser gleich aufgelöstem Smaragde ausschaut.

---

1) Ausstellung vulkanischer Experimente.

Schon da beginnt man zu staunen. Ich erwartete, einige Springbrunnen zu sehen und sah mich in eine ganze Region unaufhörlicher vulkanischer Ausbrüche versetzt. Das Auge mag sich hinwenden, wohin es will, es sieht nur Rauch und Wolken; das Ohr vernimmt nebst dem Wagenrasseln nichts, als das beständige Brodeln und Zischen; selbst der Geruchssinn muß, mehr als angenehm ist, mithelfen, das Dasein vulkanischer und schwefelartiger Erscheinungen zu konstatiren.

Und immer noch wird der Anblick interessanter, je tiefer wir in dieser „Werkstätte Vulkans" vorwärts dringen. „Gibbon-Basin" präsentirt sich wie eines Kunstmalers riesige Palette, worauf Farbenmischungen aller Art aufgetragen sind. Aus hundert Löchern springt eine dampfende Masse hervor — weiß, blau, grün, violet, roth, gelb und purpurn. Dieses Geheimniß der Farben war mir persönlich stets das bezauberndste, aber auch unerklärlichste.

Schon haben wir das „Lower Geyser-Basin" erreicht, ein weites Thal zwischen dem Feuerlochbache und seinem östlichen Zufluß, nicht weniger als gegen 700 Geyser aufweisend. Später folgte „Midway Geyser-Basin" und in seiner Nähe die herrlichsten Ausbrüche des „Grand Prismatic", einer 250—350 Fuß breiten Wasserströmung über kleine, von den Ablagerungen der Quelle selbst gebildete Terrassen. Die silbergrauen Ränder der Wasserbecken durchzieht in breiten Bändern erst ein hochrother, dann in allen Schatten des Roth und Braun sich verdunkelnder Niederschlag, der im Wasser durchscheinend ein herrlich Farbenspiel hervorruft. „Komm und schau!" kann man einfach sagen, wenn man in Beschreibung solcher Dinge seine Ohnmacht fühlt, Form und Farbe der Wirklichkeit entsprechend im Worte wiederzugeben. Der Gesammtanblick dieser Vulkane erinnert an den Hexenkessel in Shakespeare's „Macbeth" und es bedürfte nur der Gegenwart Hekates und ihrer Bande, um diese Schöpfung poetischer Phantasie hier zu verwirklichen.

So herrlich jedoch der Anblick, so sehnte ich mich doch danach, endlich einmal das Ziel unserer ununterbrochenen Wagenfahrt zu erreichen. Allerdings genoß ich der angenehmsten Gesellschaft, die ich mir hätte wünschen können und die mir wieder den Yankee von seiner vortheilhaftesten Seite zeigte. Es waren zwei junge, gut erzogene, höchst artige Geschäftsleute aus Philadelphia, Protestanten natürlich, aber mir, dem katholischen Priester, gegenüber mit einer Artigkeit und Zuvorkommenheit sich benehmend, wie man es von keinem der gebildetsten Katholiken besser hätte erwarten dürfen. Sie hatten beide schon

den europäischen Continent bereist, kannten mein Heimathsland, die Schweiz, fast besser als ich und waren jetzt auf dem Rückwege von Californien. Selbstverständlich gab dies Zusammentreffen Anlaß zur Besprechung sowohl angenehmer Erinnerungen, als auch meines weiteren Reiseplanes nach der Küste des stillen Meeres.

Seit morgens 7 Uhr waren wir nun auf dem Weg und schon zeigte die Uhr wieder auf Sieben; die Sonne war hier schon bald am Untergehen; eine sehr fühlbare Kälte weckte in uns das Verlangen nach den Ueberziehern; fast unheimlich nahm sich die weite, waldige, von Felsen umschlossene Gegend aus, nur unterbrochen von den noch sichtbaren Geyserfeldern, über welchen eine schwere von Rauch und Nebel gebildete Decke sich immer tiefer herabsenkte. Als ich so dahinfuhr, wollte mich fast etwas von dem anwandeln, was man „Heimweh" nennt. Der hereinbrechende Abend, die fühlbare Kälte, die düstere Scenerie, die Einsamkeit der weiten Entfernung von über 6000 Meilen vom schweizerischen „Wunderlande" wirkten niederdrückend auf das Gemüth, das ja wie die Natur seine „Witterungen", seinen „Sonnenschein" und sein „Regenwetter" hat. Auf einmal zogen die Pferde rascher an und von einer leichten Anhöhe im Galopp herunterfahrend, rasselten wir schon im Halbdunkel unter beständigem Rieseln und Regnen über das weite, offenliegende, berühmteste der Geysergebiete, das „Upper Geyser-Basin".

Es war, wie bereits bemerkt, schon 8 Uhr abends und dennoch mußten wir uns begnügen, diese Abend- und ersten Morgenstunden zur Besichtigung dieser Wundergegend zu benützen, denn schon um 7 Uhr morgens sollte und mußte wieder aufgebrochen werden. Rechts, links, so weit das Auge reichte, dehnte sich ein ungeheures weißes Feld aus, von welchem die dunkeln Fichtenwälder und fernen Bergketten scharf abstachen. Ueber die ganze Ausdehnung hin stiegen sich thürmende und wirbelnde Wolkensäulen zum abendlichen Himmel empor — ein Bild der Wunder und der Schrecken.

Das „Hotel", woselbst wir mitten unter den auch bei Nacht nicht ruhenden Ungethümen der Natur rasten sollten, war zwar nur eine Bretterhütte und ich mußte meine schloßlose Thüre mit selbsterrichteten Barrikaden gegen möglichen Einbruch eines „Cowboys" sichern, aber die Bedienung war doch im Ganzen besser, als in dem prahlerischen Mammothhotel. Beiläufig bemerkt freut es mich, zu sehen, daß ich in meinem Urtheil über die Mängel der „Hotels", und zumal des „Mammothungeheuers", nicht allein stehe. In seiner trefflichen Be-

schreibung des Yellowstone-Parkes, in der „Illinois Staatszeitung", sagt Washington Hesing: „Das Essen im Mammothhotel ist traurig und nichtswürdig zu nennen und über den Rest läßt sich nur in durchaus unparlamentarischen Ausdrücken reden." Doch kehren wir nach dieser beiläufigen Bemerkung wieder zu unserm „Hotel" zurück. Mitten in der Eingangshalle stand ein Ofen und das darin lodernde, durch die halb offene Thüre herausleuchtende Feuer warf einen unheimlichen Reflexglanz auf die martialischen Gesichter der ringsum sitzenden Gesellschaft von einigen Touristen, Minenarbeitern, „Cowboys" und Angestellten des „Grand Hotel". Wir drei froren; eilten zum Ofen; wendeten dem geliebten Wärmespender bald den Rücken, bald die Front zu — und das an einem Sommerabende des Monats Juli!

Das Ziel war so erreicht. Noch diesen Abend sollte „Old Faithful" uns seine Vorstellung halten. Wir hatten nicht lange zu warten, keine Billets zu lösen und saßen kaum am Tische zum frugalen Abendmahle, als ein Angestellter hereinsprang mit der Meldung, daß „Old Faithful" sofort springen werde. Ein Wort, ein Sprung und springend erblickten wir noch den Schluß seiner Springproduktion. Wohl wissend, daß dasselbe Schauspiel in einer Stunde sich wiederholen würde, eilte ich in's Gastzimmer zurück und dann hinaus in's Freie, wo wenigstens der Regen aufgehört. Der Mond sandte bereits sein fahles Licht auf das ohnedies schon geisterhaft genug aussehende Bild der wilden, tobenden, ruhelosen Natur.

Das „Obere Geyser-Basin" nimmt einen Flächenraum von etwa vier Quadratmeilen ein, liegt 150 Fuß höher als das untere und seine mit Wald bedeckten Ränder steigen bis zu einer Anhöhe von 1500 Fuß. Der Hauptarm des „Feuerlochbachs" fließt mitten hindurch. Dieses Basin enthält die größte Zahl der in Thätigkeit befindlichen Geyser und bietet deshalb dem Besucher das meiste Interesse. Es ist mir unmöglich, in dem mir zur Verfügung stehenden Raume auch nur die bedeutendsten dieser Springquellen zu besprechen, hab' ich doch selbst auch nur in Eile deren verschiedenartige Krater, keineswegs deren freilich im großen Ganzen allen gemeinsames „Spielen" gesehen. Unter den namhaftesten Geysern, wie „Bienenstock", „Riese", „Riesin", „Löwe", „Löwin", „Sägmühl-Geyser", „Grotten-Geyser" u. s. w., meist nach der Formation der Krater oder irgend welch' anderer Eigenthümlichkeit so benannt, ragen zwei ganz besonders hervor, die „Riesin", so benannt wegen seiner Großartigkeit, und „Old Faithful" ob der Regelmäßigkeit seines „Spielens". Allerdings

halten sämmtliche Geyser eine gewisse Regelmäßigkeit der Thätigkeit inne, und eben diese erheischt vom Reisenden entweder langes Verweilen im Parke oder die nothwendige Resignation auf das Vergnügen, den Vulkan springen und speien zu sehen. Bei einigen finden die Eruptionen in Zeiträumen von 10 Minuten, bei andern von einer oder mehreren Stunden statt, während wieder andere nur alle 24 Stunden, einige nur jede andere oder dritte Woche spielen. Die „Riesin", von welcher Wash. Hesing in der „Illinois Staatszeitung" sagt, „hätte man sie zur Zeit des großen Feuers nur in Chicago gehabt," speit das Wasser aus einem 24—54 Fuß breiten, 63 Fuß tiefen Basin bis zu einer Höhe von 250 Fuß. Ich kann mir vom Schauspiele, das „Old Faithful" bei Mondlicht uns geboten, klar vorstellen, was vom Hochgenusse, den das Springen der „Riesin" beim Tageslicht ihm geboten, ein Augenzeuge schreibt: „Das Schauspiel ist in seiner Schönheit unvergleichlich. Die Wassersäulen spielen in den Lüften bald steigend, bald fallend. Regenbogen spielen und jagen in den Wolken von feinem Sprühregen auf und nieder, während die niederfallenden Tropfen wie ein Diamantenregen gegen die Erde niederblitzen. Und wie das Bild einer Gottheit, so ist auch die großartige, strahlende Fontaine in einen Rahmen lichter, runder Dampfwölkchen gehüllt, deren Ränder von der Sonne wie Heiligenscheine erleuchtet werden." „Old Faithful" jedoch, der allzeit Getreue, hat auch uns, trotz später Ankunft, trotz Regenwetter und trotz der geringen Anzahl von Besuchern, das Schauspiel seiner Produktion nicht entziehen wollen und verdient gewiß, daß ich seiner Kraftleistung ausführlicher gedenke.

Unter verschiedenen Betrachtungen, die ich vor der Hotelfronte anstellte, war es nahezu 9 Uhr abends geworden und mit meinen Reisebegleitern rückten wir nun, des Schauspiels begierig, dem Krater näher. Ich möchte beinahe zweifeln, ob der Anblick eines Geysers schöner sein kann bei Tag, als wie ihn „Old Faithful" uns gewährte bei mondheller, sternenloser Nacht. Alles ringsum in tiefe Schatten gehüllt; der Boden schimmernd und glitzernd, nicht zwar im Farbenschmelz des Regenbogens, aber in bläulich silbernen Tinten und dunkelblauen Schattirungen; die Wassersäule endlich, wie flüssiges Silber aufbrausend, zum fahlen, lichten, bläulichen Himmel und des Mondes Glanz in sich aufnehmend. Doch noch springt „Old Faithful" nicht. Wir trugen kleine Holzbrettchen mit, nur um auf dem schlüpfrigen und durch Regen benetzten Krystallgrunde trocken zu stehen. Da es noch mehr als zehn Minuten dauern mußte, bis die Eruption erfolgte, traten wir auch

ohne Bangen dem brummenden Krater näher. „Old Faithful“ springt aus einem Hügel von Sprudelstein und sendet seine Wassersäule bis zu einer Höhe von 135 Fuß in die Luft. Das Wasser vor Ausbruch hat 200 Grad Fahrenheit. Beständig entwindet sich dem krystallenen Munde ein Brummen und Summen, das natürlich gegen die Zeit des Ausbruches hin heftiger wird und nun auch uns veranlaßte, eine weitere Peripherie aufzusuchen. Es war hohe Zeit. Aus dem Brummen war bereits Donnern geworden und der innere Aerger machte sich Luft, indem Dampfwolke um Dampfwolke dem Krater entstieg. Wir hatten gerade eine hinlängliche Entfernung erreicht, als es losging mit Donnern, Brausen und Schäumen. Es war genau 9 Uhr abends. Mit Donnergepolter schossen während drei bis vier Minuten einige Wasserstrahlen empor, fielen aber immer wieder in die Tiefe, wie mißlungene Versuche. Allein unentmuthigt folgte immer sofort ein erfolgreicherer Erguß. Unter Knallen und Rauschen übt sich so „Old Faithful“, bis er zu seiner Meisterleistung sich erhebt. Pulsgerade fährt nun eine Wassersäule donnernd empor. Dampf umringt das zitternde Ungethüm. Eine prasselnde Kaskade fällt ringsum glitzernd nieder.

An stürmischer Wuth ließ „Old Faithful“ nichts zu wünschen übrig. Er gab ein drastisches Bild von der ungeheuern Expansivkraft, die sich in diesen unterirdischen Räumen entwickelt. Gleich einem Ausbruche des Jähzornes aber brach auch dieser Wuthausbruch fast im selben Momente, als er seine höchste Höhe erreicht. Die Kraft war erschöpft. Die zischende Säule sank. Ohnmächtige und dampfende Wolken nur verkündeten noch durch fast zehn Minuten, daß „Old Faithful“ nun wieder für eine Stunde gute Vorsätze gemacht und seine Leidenschaft bemeistern werde.

Es war ein Schauspiel, das ich nie vergessen werde, dieser nächtliche Ausbruch des „Old Faithful“, und ich verstehe den Ausruf eines gewissen Herrn Foß, der am 12. Sept. 1883 in das Fremdenbuch niederschrieb: „Groß sind deine Werke, o Herr! Durch zwei Tage, wenn immer ich vor meiner Zeltthüre saß, entzückte mich dasselbe Schauspiel und zwar immer in höherem Grade. Majestätisch bist du stetsfort, „Old Faithful“. In der Gemäldegallerie meiner Erinnerungen wird dein Bild stets vereint sein mit dem Anblick der „Jungfrau“ in der Schweiz, des „Lake George“ im amerikanischen Osten und des Mailänder Doms.“ So spielt nun „Old Faithful“ jede Stunde bei Tag und Nacht, in der That eine lebendige Warnung vor jenem unterirdischen Orte der Offenbarung, von dem es heißt: „Und der Rauch

ihrer Qualen wird aufsteigen in alle Ewigkeit" (Apok. 14, 11.), und eine eindringliche Frage an den ob solchem Naturwunder staunenden Menschen: „Wer von euch wird wohnen können in den ewigen Gluthen." (Js. 13, 14.) Wir saßen noch plaudernd am wärmenden Ofen, als wir um 10 Uhr das ferne Getöse des erneuten Ausbruches wieder vernahmen. Trotz schlechten Lagers schlief ich nach den Strapazen des Tages recht gut. Als ich früh morgens vor dem Hause auf und abging, meine Matutin und Laudes betend, da schloß ich, den Blick auf die vulkanischen Gefilde gerichtet, auch die Geyser in mein „Benedicite" ein und in Gedanken repetirte ich: „Lobet den Herrn von der Erde aus, Drachen und alle Abgründe; Feuer, Hagel, Schnee, Eis, Sturmwind, der vollführt sein Wort; Berge und alle Hügel; Fruchtbäume und alle Cedern." (Ps. 148, 7. 8.) Noch einmal machten wir in der Morgenfrühe einen Besuch bei „Old Faithful" und dann gings um sieben Uhr wieder vorwärts, d. h. besser gesagt, denselben Weg rückwärts.

Es ist fast selbstverständlich, daß sich unser Gespräch bei der Rückfahrt um die wissenschaftliche Erklärung der gesehenen Naturerscheinungen drehte. Bunsen hat hierüber verschiedene Hypothesen aufgestellt. Viele pflichten diesem bei und an mir ist es nicht, eine andere Erklärung zu versuchen. Wir wollen Hypothesen jeder Art recht gerne ihre Berechtigung lassen, wenn nur nicht die Herren Geologen oft zu vorschnell definiren und als unumstößliches Resultat proklamiren würden, was sie oder ihre Schüler später selbst wieder genöthigt sind, zu verwerfen. Während wir aber das „Wie" besprachen und das „Warum" in Betrachtung zogen, dampfte und brodelte das „Faktum" vor unsern Augen fort, bis das „Obere Geyser-Basin" dem Auge entschwand.

Wir waren noch nicht weit gefahren, als einer meiner Begleiter, das Gespräch auf andere Bahnen lenkend, die ächte Amerikaner-Bemerkung machte: „Well, I wish to see this whole phenomenon turned to some practical purpose [1])." Ich wußte damals noch nicht, was ich erst später vernahm, daß nämlich bereits ein Chinese in diesem Parke des Yankee Wunsch zu verwirklichen sich bestrebte und eine heiße Quelle in seine aus Zelt und Zuber bestehende Waschanstalt geleitet hatte, um sich so den Waschlohn von 50 Cts. per Hemd auf noch wohlfeilere Art als sonst zu sichern. Mir gefiel des Amerikaners

1) Ganz wohl, aber ich möchte nun diese ganze Naturerscheinung zu einem praktischen Zwecke verwerthet sehen.

Bemerkung und sein sofortiges Ablenken einer theoretischen Besprechung auf das Gebiet der Praxis ganz vortrefflich. Die Praxis ist das letzte Ziel jeder Theorie, ihr einziger Prüfstein, Zweck und Maßstab selbst der Theorie des Heiles in Religion und Christenthum. Von der Praxis freilich, welche bisweilen selbst das „Ideal eines Lustwandeln im Park der Nation der Zukunft“ verdunkeln kann, bekam ich an diesem Tage noch genug zu verkosten.



VII.

Die Wunder der Natur.

Mein Besuch im „Yellowstone- oder National-Park“ ist zu Ende und ich muß trotz aller, mir theilweise wenigstens gebotenen Genüsse dennoch beifügen: ich bin dessen herzlich froh. Das Wort „Park“ hatte mich gleich von Anfang an, trotz aller eingezogenen Erkundigungen etwas irregeleitet, denn ich erwartete mehr Veredlung und Pflege der Natur durch Menschenhand und sah mich im Gegentheil in eine Art Wildniß versetzt. Die ungeheuern Distanzen nicht im Voraus berechnend, als ich mein auf drei Tage giltiges Ticket löste, war ich so gezwungen, in zwei auf einander folgenden Tagen zweihundert Meilen zu Wagen zu machen, und das war in der That zu viel. Und welch' ein Weg! Erst seit einem oder zwei Jahren beginnt die Union, eine bestimmte Summe für Anlegung fahrbarer, anständiger Straßen auszuwerfen, und diese Summe war bis dato viel zu gering. Zur Stunde ist mit Cultivirung des Parkes erst der Anfang gemacht. Die meisten Wege sind keine Wege, d. h. keine vom Wiesengrunde, Waldgebiet oder Sumpfgründen ausgeschiedenen Straßen. Und welch' ein Wetter! Sonnenschein hatten wir jeden Tag etwa eine halbe Stunde; Hagel am ersten Tage mittags; Regen und beißende Kälte beinahe durchweg. Und welches Glück wiederum trotz all' den genannten Unannehmlichkeiten! Ich habe am Schlusse meines Reiseberichtes keinen Ueberfall von Seite der gefürchteten „Cowboys“ zu verzeichnen, wie Washington Hesing in seinen Briefen über die „Wunder des Nordwestens“. Hatte ich auch unmöglich alle Hauptmerkwürdigkeiten des Parkes in Augenschein nehmen können, so hatte ich dennoch einen hinlänglichen Einblick in das Gesammtgebiet des Nationalparkes empfangen. Die Geyserbasins hatte ich alle gesehen und als Repräsentant sämmtlicher Geyser hat uns „Old Faithful“ seine Probeleistungen bewundern

lassen. Mehr als ein möglicher Unfall ist aus dem Bereiche der Möglichkeit nicht über die Grenze der Wahrscheinlichkeit und nie in das Gebiet der Wirklichkeit getreten. In Folge des am ersten Tage anhaltenden Regens waren die Wege und Wiesen sehr weich und schlüpfrig geworden, so daß unser schwer bepackter Wagen mehr als einmal im Kothe stecken blieb und drohte mit seiner ganzen Last umzufallen. Es wäre ein wenig angenehmes Experiment gewesen, wenn die bewegliche Ladung von acht Ladies und zwei Gentlemen, welche wir Mitte Wegs aufgenommen, in die rechts und links liegenden Sümpfe geworfen worden wäre. Wiederholt ersuchte der Kutscher die Herren auszusteigen, um das Vorwärtsbringen des Wagens zu erleichtern. Wir gehorchten nur zu gerne in der Befürchtung, wir würden am Ende unfreiwillig abgeladen, aber anderseits standen und wateten wir auch wieder sehr ungern im tiefen, lehmartigen, bis an die Knöchel reichenden Kothe. Meine Leidensgenossen waren feste Kameraden, andernfalls ich allein, wegen meines Gewichtes, wohl kaum ersucht worden wäre, den Wagen zu „entlasten". Endlich brach in einer Entfernung von noch etwa zwei Stunden vom Hotel ein Wolkenbruch los und unter strömendem Regen fuhren wir nun im vollen Galopp, über Stock und Stein, an Felsen und Kurven vorbei, steil abwärts und hart seitwärts an den Ufern des Yellowstone über eine schlüpfrige Straße wieder zurück in's Thal des „Gardiner River", zum „Mammoth Hot Springs Hotel", zum Ziele unserer Wanderung.

Mein Erstes, nachdem ich meine durchnäßten Kleider gewechselt und mir ein behagliches Feuer hatte anzünden lassen, war nun, die empfangenen Eindrücke noch einmal wachzurufen und mir einige wenige Anhaltspunkte zu notiren. Ein bedeutendes Intermezzo meines Fluges nach Westen war vorüber, wenn nicht das interessanteste, so doch das mühevollste. Ich hatte den Yellowstone nach seiner ganzen Länge durchfahren, hatte seine größten Wunder gesehen, aber freilich auch manche Partie ungesehen liegen lassen müssen, die ich gerne in die Ausführung meines Planes mitaufgenommen hätte. Viele sagen, der See, die Fälle, die Felsschlucht des Yellowstone bilden eigentlich die Hauptschönheiten des Parkes, und ich sah sie nicht. Mancher Amerikaner zögert vielleicht, mich von dieser Unterlassungssünde freizusprechen. Ich nahm das nicht so zu Herzen, denn in ruhigem Ueberlegen sah ich klar ein, daß meine sehr zugemessene Zeit mir weiteres Herumschweifen nicht gestatte, und sodann konnte ich in Kenntniß ähnlicher Merkwürdigkeiten in meinem heimathlichen Wunderlande,

der Schweiz, mir solche Fälle und Bergseen recht leicht vorstellen. Wie ich gleich anfangs bemerkt, sind nur drei Klassen von Fahrbillets je für ein, für drei oder fünf Tage erhältlich. Führt das erste Ticket nur von Livingstone bis zum Eingang des Parkes und retour, das zweite, von mir benutzte, bis zum Ende seiner Länge oder „Obern Geyserfelde", so ermöglicht dagegen das dritte von fünf Tagen, auf dem Rückwege eine Seitenexcursion nach der Breite des Parkes und dem See und Falle des Yellowstone. Wäre, was bereits geplant ist, die direkte Verbindungsstraße vom Norris-Geyserbasin und dem Yellowstone-See schon hergestellt, so dürfte freilich auch dieser Besuch in eine höchstens vier Tage dauernde Rundfahrt leicht mitaufgenommen werden können.

Schön und reizend muß „Yellowstone-Lake sich präsentiren, wie im Einklange mit allen Berichten sämmtliche Augenzeugen, die ich traf, mir versicherten. Mit Ausnahme des Titikaka-Sees in Südamerika ist er der höchstgelegene See der Welt, nahezu 8000 Fuß über dem Meeresspiegel. Meilen und Meilen weit dehnt sich die Wasserfläche aus, hier in tiefen Einlässen, dort im dunkeln Nadelgehölze undurchdringlicher Fichtenwaldungen verschwindend, die ihn auf weite Strecken umgeben. Goldiggelbe Sandbänke bilden oft seine Ufer, an denen die Wellen schäumend hinaneilen. Unzählige, smaragdgrüne Inselchen schwimmen über dem Wasserspiegel. Das Wasser in einer Tiefe von 300 Fuß ist durchaus mit Schwefel imprägnirt; längs den Ufern entspringen zahllose heiße Quellen, den im Innern der Erde erzeugten Dampf pfeifend und pustend, wie aus Locomotiv-Ventilen, hervorblasend. Obsidianstückchen, die man überhaupt im ganzen Parke findet, Chalcedone und Bergkrystalle glitzern im Sande der Ufer.

Wunderbar und entzückend müssen die Fälle des Yellowstone und der Anblick des sogenannten „Grand Cannon" sein. Ist der Yellowstone schon beim sogenannten obern Falle zwischen 200—300 Fuß hohen, hellbraunen Felsen in die Tiefe gestürzt, so fällt er hier in kühnen Sprüngen über einen 1700 Fuß tiefen Abgrund, den er sich selbst in das ihm entgegenstehende Gebirge gegraben. Ein Augenzeuge berichtet uns, wie Fall und Cannon sich dem Untenstehenden präsentiren. Er sagt: „Der Anblick von da unten ist unbeschreiblich. Vor mir das 300 Fuß hoch hinabschäumende Wasser, ein herrlicher Regenbogen in dem aufwallenden Dampfe, jeder an die Felswand gesprengte Tropfen regenbogenfarbig schillernd, das in allen Farben der Palette vom schönsten Weiß bis zum tiefsten Gelbbraun in mächtigen Quadern auf-

gethürmte Gestein, Alles von der untergehenden Sonne in goldene Gluth gemalt — ein Anblick, der nur Staunen, aber keine Beschreibung gestattet. Der Farbenreichthum und die Mannigfaltigkeit der Felsenbildung müssen vor Allem ergreifend wirken, so daß einst ein dänischer Landschaftsmaler, welcher speciell zur Aufnahme verschiedener Skizzen hierher gereist war, auf die Frage, wie er diese Farbenpracht wiedergeben wolle, Papier und Bleistift wegwerfend, das Gesicht zum Himmel richtend, mit der Hand nach oben deutend, in seinem gebrochenen Englisch soll geantwortet haben: „Can't be done — only Almighty [1])!“

Was wird dieser Yellowstone-Park einst sein, wenn Kunst und Menschensorgfalt dieses Riesenlandes sich in ihm einen Riesenpark geschaffen und man von Mount Washburn, der inmitten dieses Wundergartens 1200 Fuß hoch zum Himmel steigt, alle diese Herrlichkeit zur Schau ausgebreitet vor sich liegen sehen kann! Noch herrscht im großen Ganzen der Charakter der Wildniß vor. Seinen vollen Zauber wird noch für geraume Zeit der Yellowstone-Park nur Demjenigen bieten, der in unumschränkter Verfügung über Zeit und Muße, zu Pferde oder zu Wagen, in freigewählter Gesellschaft, im Freien der Natur und in beweglichem Lager ausruhend, nach frei entworfenem Plane dieses freien Landes freien Nationalpark durchstreift. Wir begegneten öfters unterwegs einzelnen Gruppen von Fremden; die Herren meistens zu Pferde, die Damen zu Wagen ziehen da frei umher, ohne weitere Bedeckung und Bewaffnung, als sie ihnen die Ausrüstung zur Jagd bietet; da oder dort schlagen sie im Waldesdickicht, nahe an sprudelndem Wasser, abgeschieden von allem Verkehre ein Zelt auf, überlassen die Pferde der Weide und rasten oder ziehen, nach Beute ausgehend, mit Flinte und Messer in die nächste Umkreisung. So erst wird aus dem Aufenthalte im Parke ein ihm eigenthümliches, sonst nirgendwo erreichbares Vergnügen. Eigentliche Ansiedlungen und Niederlassungen im Weichbilde des Parkes werden nicht gestattet, aber die beweglichen Zeltlager werden nach und nach immer häufiger anzutreffen sein; Jagen, als Gewerbe, ist gleichfalls untersagt, aber Niemand wehrt dem Besucher, zum Vergnügen der wilden Einwohnerschaft des Parkes den Krieg zu erklären; nur insofern ist hier die ausgedehnteste Freiheit der Bewegung begrenzt, als sie den Park seiner Romantik und das Verweilen darin durch allmähliches Aussterben des Wildes seines Zaubers zu berauben droht.

---

1) Kann nicht geschehen — nur die Allmacht.

Die uns im Parke allseitig umgebende Natur ist noch wild und ein reiches, ungebundes, üppiges Wachsthum lacht uns allüberall entgegen. Drei Viertel des Parkes sind noch mit Wald bedeckt. Der Hochwald besteht aus Nadelholz in einer großen Menge von Arten, unter denen die Schwarztanne und Balsamfichte hervorragen. Im Thale gedeihen der Zwergahorn, die Pappel, Eichen und Weiden. Alle Beeren der europäischen Wälder gedeihen hier, so die Stachelbeere, Johannisbeere, Brombeere. Während des hier sehr kurzen Sommers treibt eine bunte Flora empor und kleidet die Wiesen und Abhänge mit Astern, Kaiserkronen, Enzian, Fingerhut, Herbstzeitlosen &c. Da und dort im Walde begegnet man ganzen Lagern halbverkohlter Baumstämme, den Reliquien eines vielleicht vom Leichtsinn eines Fremden veranlaßten Waldbrandes. Versteinerungen von Pflanzen, Baumstämmen und Wurzeln sind nicht selten anzutreffen. Osianderwände glitzern uns zunächst auf der Straße des Gardiner Riverthales entgegen und Amethysten und Chalcedone braucht man oft nicht erst zu suchen, sondern kann sie einfach aufheben.

Wild und reich an tummelndem Leben sind ebenso die Gewässer des Parkes und seine Quellen. Alle Flüsse liefern einen Reichthum von Forellen und Graufischchen. Schade nur, daß der Yellowstone-See, so überaus reich an Forellen, in Folge unerklärlicher Ursachen, keine gesunden, somit keine eßbaren Fische bietet. Jedes ausgeworfene Netz bringt eine ganze Compagnie von Fischen an's Land, aber dem Staunen ob der Menge folgt sofort die Enttäuschung, wenn bei Ausweidung die Forellen sämmtlich inwendig voll feiner, weißer Würmer erscheinen. Wild ist ferner nicht bloß das Parkgebiet, sondern noch ist, Dank der Vorsicht des Staates, großer Wildreichthum darin zu finden. Am See schnattert eine Unmasse von Enten, Gänsen, Schwänen, Reihern, Kranichen, Pelikanen. Unter den Bewohnern der Lüfte, wie Adlern, Falken, Habichten, die sämmtlich sehr häufig zu treffen sein sollen, ragen der „Bluejay" und die Schwarzdrossel hervor. So ein königsblaues prachtvolles Vögelein setzte sich nahe bei unserm Zelte, im Norris Geyserbasin, während des Hagels unter einen Baumzweig. Ich meinte, ich müßte es haben. Aber auf war es und davon. Auch „Bluejay" liebt die amerikanische Freiheit. Noch soll eine Abart von Büffeln in der Nähe des „Grand Cannon" sich erhalten haben. Ich sah keine davon. Bären, der Cinnamon, der schwarze und weiße Seidenbär sind noch häufig. Das einzige eigentliche Wild, das ich mit Augen gewahrte, waren zwei weißlich graue Wölfe, welche, als wir

am ersten Tage die Ebene bei „Wood Lake“ durchfuhren, etwa zwei Meilen weg am Gürtel eines Waldes erschienen und dann bei unserm Anblick gleich das Waldesdickicht aufsuchten. Elennthiere, Rehe und Antilopen schwärmen natürlich noch in ganzen Heerden umher. Während die Plage der gewöhnlichen und der Klapperschlangen den Park verschont, ist das Heer abscheulicher Moskitos hier unaufhörlich thätig, den Menschen an den Fluch des verlorenen Paradieses zu erinnern.

Noch einmal übernachtete ich so im „Mammoth Hot Springs Hotel“ und machte dann früh morgens noch einen Besuch bei den berühmten Terrassen des Gardiner Rivers, unweit des Hotels. Ich passirte da den erstorbenen hohen Krater „Liberty Cap“ genannt; stieg dann auf den weichen weißen Ablagerungen höher und höher, bis ich die Spitze erreichte und auf die buntfarbige, buntformige, herrliche Terrasse wie auf eine reiche Marmortreppe niederschauen konnte. Die Ablagerungen der Quellen bilden selbst diese Terrassen. Weiße Basins, tiefblaues Wasser, goldgelbe Krusten am Rande, hochgelbe, purpurrothe, smaragdgrüne Ränder da und dort bilden eine herrliche Mosaik. Aus dem übervollen Becken rinnt das heiße Wasser, immer kühler werdend, in die untern, tröpfelt in die der dritten Reihe, versiegt und krystallisirt sich. Die Besichtigung der „Mammoth Hot Springs“ findet übrigens am Besten statt vom Hügel aus, auf dem sich, 400 Fuß hoch gegenüber, die Wohnung des Park-Aufsehers befindet.

Gleich nach diesem Morgenspaziergang machte ich mich zur Abreise bereit. Mit demselben holperigen Wagen ging es nach Cinnabar und von Cinnabar per Bahn nach Livingstown zurück. Dem Parke hatte ich für diesmal Lebewohl gesagt und auch er weinte, denn es regnete in einem fort, bis ich seiner nahen und fernsten Umgebung enteilt war. Der Yellowstone-Park ist und bleibt ein Wunderland und zwar ein bedeutendes, wenn ich es auch nicht mit manchen übertriebenen Lobeserhebungen gerade als das größte der Welt bezeichnen will. Gebirge mit ewigem Schnee, grünende Thäler, von krystallhellen Bächen durchströmt; romantische Seen und zahllose Vulkane; heiße Quellen und prachtvolle Mineralformationen, Wälder und Schluchten jeder Art – all' das weist Yellowstone-Park dem Fremden auf. Ich bin kein Schauspieler und will deshalb nicht mit denselben Ausdrücken diese Wunder der Natur preisen, in denen der Dramatiker John Mc Cullough den Yellowstone-Park feiert, aber der Hauptsache nach bleibt sein Lob dennoch in der Wahrheit begründet. Er schrieb nach seinem Besuche im Jahre 1881: „Ich war im Zweifel, sollte ich mit Sheridan

gehen oder nach Europa. Ich beglückwünsche mich selbst, daß ich in Amerika blieb. Es ist das großartigste Wunderland, das die Hand des Allmächtigen geschaffen. Shakespeare's Ausspruch: „die Natur ist größer als die Kunst," ist hier allenthalben verwirklicht und bestätigt. Ich bekenne, ich war Skeptiker bezüglich der Außerordentlichkeiten des Parkes. Ich las die übertriebensten Schilderungen seiner Wunder. Die Hälfte derselben ist nicht erzählt. Nie können sie nach ihrer Vollschöne und Mannigfaltigkeit geschildert werden. Der „Grand Cannon" ist ein Wunder der Welt, und was ist in all' seiner Majestät der Niagara zur Schöne des Yellowstone-Falles!" Wir wollen nicht übertreiben. Wir wollen nicht Majestät und Schöne sich um den Preis streiten lassen. Niemand wird dem Yellowstone-Park den Ehrentitel „Wunderland" streitig machen.

In der That ein „Wunderland", weist uns auch dieses Panorama auf Den hin, der als Schöpfer und Urheber einer doppelten Ordnung, der natürlichen wie der übernatürlichen, an kein Gesetz gebunden, aller Gesetze Urheber, selbst Gesetz aller Gesetze, mächtig genug ist, überall mit Wundern, d. h. Ausnahmserscheinungen, vor den Menschen hinzutreten. Nur zu wahr ist es, daß jede höhere Ordnung stets in der niedern sich reflektirt; daß die Natur ein Tempel des unsichtbaren Gottes, und daß wie ein gewaltiges Orgelconcert hier das harmonische Spiel gewaltiger Kräfte zum Lobe des Herrn mitwirkt. Ein Tempel Gottes ist die Natur in der That, aber sie ist doch nur ein Tempel des Schöpfers, des theilweise „unbekannten Gottes", ja des „Herrn furchtbarer Majestät", und ich konnte nach diesem Ausfluge nicht umhin, mich nach andern, materiell viel bescheideneren, dem Wesen nach viel erhabeneren Tempelhallen, dem Tempel höherer Ordnung, lieblicherer Offenbarung, göttlicher Liebe zu sehnen, von dem eine der schönsten Dichtungsstrophen, die ich je gelesen und gehört, sagt:

„Du siehst im Tempel der Natur,
O Mensch, des großen Gottes Spur.
Doch willst du ihn noch größer seh'n,
Mußt du zu seinem Kreuze geh'n.

Wie Vielen, die hier die Wunder der Natur anstaunen und noch meinen, sie gäben höherer Frömmigkeit Ausdruck, wenn sie von der Ahnung eines allmächtigen Bildners dieser Gestalten reden, ist die wahre und höhere Offenbarung des gekreuzigten Gottes noch unbekannt! Wie Vielen ist diese letztere, wenn noch bekannt, bloß die matte und

unverständliche Erinnerung einer vor zweitausend Jahren, in unabsehbarer Entfernung längst verklungenen Thatsache! Wie verhältnißmäßig Wenige sind es, welche im Glücke der einen, vollen, ganzen Gottesoffenbarung wissen und glauben, daß jene Thatsache des Kreuzes stets unter uns gegenwärtig, stets wiederholt, auf jedem Altarsteine durch das consekrirende Wort wirklich und lebendig aus räumlicher und zeitlicher Entfernung in unsere Gegenwart hineingezogen wird!

Ich glaube kaum, daß im gesammten Gebiete des National-Parkes ein Kreuzeszeichen steht, und der einst getödtete „Urheber" von Leben und Natur ist da den Menschen noch ein Fremdling. Noch ist wohl nie innerhalb dieser Felswände eines natürlichen Tempels das Wunder aller Wunder im heiligen Opfer auf dem mystischen Felsen des Altares gefeiert worden. So sehnte ich mich nach dem Tempel, dessen Priesterwürde uns allein anvertraut ist, und da es Samstag war, so eilte ich auf der zeitweilig unterbrochenen Bahn der „Northern Pacific" wieder westwärts, um noch auf Sonntag Helena, den Sitz des Bischofs von Montana zu erreichen.



Indianer-Häuptling Red Cloud in Dacota.



VIII.

Montana und die Rothhäute.

Samstag Mittag bestieg ich nach dreitägiger Unterbrechung wieder den westlich gerichteten Zug der „Northern Pacific", und weil ich noch gleichen Tags abends Helena, die Hauptstadt von Montana, zu erreichen hoffte, nahm ich diesmal der Abwechselung halber meinen Platz nicht in einem der „Pullman-Cars", sondern in einem gewöhnlichen Wagen erster Klasse. Auch hier jedoch fand ich die Zahl der Passagiere bis auf etwa 6—8 zusammengeschmolzen, und der in seiner Ausstattung sehr elegant eingerichtete Wagen bot mir die beste Gelegenheit, auf- und abspazierend, durch Fenster zur Rechten und zur Linken, von Niemandem genirt und von meinen Reisegenossen stets auf alles Interessante aufmerksam gemacht, die Strecke Weges zu betrachten, welche der Zug nun wieder durcheilte. Die geringe Zahl von Reisenden in den gewöhnlichen Reisewagen findet eben ihre ganz natürliche Erklärung in dem Umstande, daß Passagiere, welche wirklich bis an die Küste des stillen Meeres durchreisen, meistens ausnahmslos entweder die sogenannten „Sleeping-Cars" oder, wenn in weniger günstigen Verhältnissen, die diesen analog gebauten, nur viel ärmlicher eingerichteten Emigrantenwagen benützen, während Passagiere, die der Zug mehr als Lokalzug von Station zu Station befördert, in diesen westlichen Regionen schon ziemlich selten, jedenfalls nie zahlreich sind.

Erst von Livingstown an beginnt die „Northern Pacific Road" in höherem Grade interessant zu werden, sofern wir erst jetzt den nördlichen Ausläufern der Felsengebirge nahe kommen. Da die Strecke höchstens annähernd zweihundert Meilen messen kann, so kamen wir auch richtig, wie vorausberechnet, abends 7 Uhr beim „Aveläuten", das ich aber nur in meiner Phantasie hörte, in Helena an. Diese verhältnißmäßig kurze und beim heitersten Sonnenschein durchfahrene Gegend bot mir eine Reihe

interessanter Aussichten und Beobachtungen. Ich hatte das sogenannte östliche Montana bereits vor meinem Aussteigen in Livingstown durchfahren und die eben zurückgelegte Strecke wird schon dem westlichen Theile dieses Territoriums zugeschrieben. Diese bis auf unsere neueste Zeit verschlossenen Regionen bildeten ehedem eine vom weißen Mann unbewohnte Wüste und Gebirgsgegend. Erst durch die magische Kraft des hier plötzlich aufschimmernden Goldes wurden Schaaren von Abenteurern und Menschen aller Abstammungen und Absichten in diese nördlichen Fernen gezogen, aber eben dadurch wurden diese fast gleichzeitig berüchtigt durch die Unmasse von Unthaten, welche die Gier nach Gold und Geld hier veranlaßte. Die erste Geschichte von Montana muß deshalb fast eine Geschichte von Unthaten und Verbrechen genannt werden. Vor 1861 hatte Montana nur vorübergehend einzelne Händler, Soldaten und Pioniere gesehen. Auf einmal, im Jahre 1863 entdeckten einige Fremde beim Auswaschen von Gestein etwas Gold. Mit der Nachricht davon nahm die Auswanderung, aber auch die Offenbarung der verborgenen Schätze eines Landes zu, das bis zur Stunde sechzig Millionen Dollars Gold geliefert. Man kann sich denken, welche Masse und welche Sorte von Leuten nun nach dem neuen „Eldorado" wallfahrtete. Die ganze Niederlassung war bald eine wohlorganisirte Bande von Schelmen, Verbrechern und Mördern, deren Anführer das politische Haupt des „County", dessen Handlanger alle Hotelbesitzer, Wagenhalter und Agenten waren. „Niemand," sagt die Geschichte Montana's, „konnte um diese Zeit lebend Montana verlassen, in dessen Besitz man Gold vermuthete. Der Bann mußte aber endlich einmal gebrochen werden. Ordentliche Leute organisirten sich schließlich ebenfalls und bildeten ein Vigilanz-Comittee." Die Hinrichtung von 22 Strolchen an verschiedenen Plätzen, welche zwischen 21. Dezember 1863 und 25. Januar 1864 stattfand, setzte doch endlich der Kühnheit des Verbrechens eine Schranke.

Friedlicherer Erwerb hat nun großentheils das ruchlose Haschen nach Gold verdrängt, und gewiß liefert die im östlichen Montana im großartigsten Maßstab betriebene Viehzucht dem Lande größeren, dauerhafteren und segensvolleren Reichthum, als die fieberhafte Lüsternheit nach dem blitzenden Golde. Ein großer Theil der in Chicago täglich geschlachteten Tausende von Ochsen wird mittelst der Bahn von diesen Gefilden Montana's nach der „Porkopolis" geliefert. Heerden von Stieren, Schafen und Pferden, Tausende und Tausende von Stücken zählend, schweifen, weiden und rennen über diese unbegrenzten Hügel-

länder frei und unbewacht dahin. Zweimal nur im Jahre, im Frühling, zur Zeichnung der Kälber, und im Herbst, zur Auswahl der fettesten Stücke, treiben die stets berittenen Hirten das Vieh zusammen und überlassen es sonst seinem Schicksal unter Gottes freiem Himmel. Unzertrennlich von dieser Viehzucht sind die bereits berühmt und berüchtigt gewordenen „Cowboys" oder Viehhirten, welche allerdings schon manchen Streich verübt, schon Züge angehalten und einzelne geplündert, aber in der Regel zwar rohe, doch keineswegs gefährliche oder böswillige Leute sind. Ich sah nur einzelne derselben, obwohl sie oft in Banden nach einer Eisenbahnstation ziehen, aber der Anblick eines bärtigen, martialischen Kerls mit verdrücktem, breitkrämpigem Hut, grauem Hemde, mit Leder und von behaartem Fell umwundenen Beinen, mit Jagdmesser, Flinte und Peitsche bewaffnet, endlich meist sattellos einen feurigen Pony reitend, hat etwas Malerisches an sich. Im östlichen Theile von Montana hausen noch viele Indianer vom berühmten Stamme der „Crow Indians", deren Washington Irving in seinen Abenteuern des Herrn von Bonneville so ausführlich gedenkt, und ist auch ihre Zahl zusammengeschmolzen, so leben deren doch noch in einer Reservation, die nicht kleiner ist als ganz „Massachusetts" an 3000 Indianer mit 40,000 Ponys.

Wir hatten stets Sonnenschein, aber auf einmal trat finstere Nacht ein, denn der Zug lenkte gleich 12 Meilen von Livingstown in den sogenannten Bozemantunnel, welcher das Gebirge in einer Länge von 3,610 Fuß und in einer Höhe von 5,565 Fuß über dem Meeresspiegel durchschneidet. Das Städtchen Bozeman bietet nichts Besonderes; Gallatin City ist nur bemerkenswerth, weil hier die drei Ströme Gallatin, Madison und Jefferson in Eins vereinigt, sich in den Missouri ergießen; die nun folgenden großen „Cannons" oder Felsschluchten, genannt „Lawinenschlucht", von den hier oft vorkommenden Lawinen, „Höllenschlucht", „Teufelsrutsch" beweisen, daß die Felsgebirge erreicht sind. Wenige Meilen noch durch's Thal des Missouri und Montana's Hauptstadt Helena ist erreicht. Die heutige Fahrt hatte im Vergleich zur vorangehenden und noch folgenden durchaus den Charakter einer leichten Exkursion. Der Himmel war in reines Blau gekleidet und die schneebedeckten Gebirge erinnerten mich an die noch herrlicheren Gottesvesten im Schweizerland. Ich freilich, der ich Schweizer bin, wußte, was diese eisgekrönten Firnen bedeuten, aber ein Yankee, der sich die Idee eines Berges nur aus seiner Kenntniß der „Alleghanies" gebildet, soll einst, auf der Plattform

des Pullman-Cars stehend, beim ersten Anblick dieser Bergkette erstaunt zum Schaffner gesagt haben: „Schaffner, diese Wolken sehen ja aus wie Berge.“ Der Schaffner konnte am reinen Himmel keine Wolken sehen und berichtigte endlich den Irrthum des Reisenden. Betroffen rief dieser aus: „Diese weißen Dings da, die am Himmel hinfliegen, sollen Berge sein? Wahrhaftig, um das zu sehen, ist es der Mühe werth, den weiten Weg von New-York hierher zu machen.“

Helena machte gleich bei der Anfahrt einen sehr freundlichen Eindruck. Gerne hätte ich beim Niederschreiben dieser Zeilen im Datum St. Helena geschrieben, doch das durfte ich nicht, denn nicht die heil. Kreuzesfinderin und Kaiserin Helena, sondern die Heldin der trojanischen Sage hat hier ein Monument gefunden. Die Stadt mit etwa 7000 Einwohnern liegt in einem Bergkessel an der sogenannten „Pforte der Felsengebirge“. 6 Kirchen, 4 Bankhäuser, einige bessere Gasthöfe und dann schon alle Verkehrsmittel einer amerikanischen Geschäftsstadt, wie: Straßenbahn, Telephon, ja selbst abends als Leuchte elektrisches Licht, geben der Stadt ein gewisses Ansehen. Obschon einige offen liegende Minen zunächst dem Bahnhofe sich zeigen, sah ich weder diese, noch die Minenarbeit, noch irgend welche diesbezügliche Einrichtung. Es war Sonnabend. „Beatus vir,“ dachte ich, „qui post aurum non abiit.“ Mein Gang war direkt zur malerisch auf einer Anhöhe gelegenen katholischen Kathedrale und Bischofswohnung. Ja, eine Kathedrale, d. h. eine kleine Holzkirche und daneben ein noch kleineres, einstöckiges, hölzernes Haus, denn die Kirche in Montana ist noch in ihren ersten Anfängen und die Vorzüge wie irdischen Schwächen des Erstlingsapostolates an ihr sind leicht erkenntlich. Das frühere Vikariat ist zwar jetzt selbstständiges Bisthum, an Umfang Großbritanien überbietend, aber sofern katholisch von nur etwa 15 Priestern im Vereine mit Msgr. Brondel pastorirt. Eine bescheidene Kolonne apostolischer Arbeiter und dennoch, wenn recht erfaßt, welch’ glorreiche Schaar von Pionieren des Kreuzes Christi!

So ein katholischer Missionsbischof mag bei aller Armuth und social bescheidener Stellung dennoch in heiligem Stolze und im Vollbewußtsein einer göttlichen Sendung unter Sterblichen stolz sein Haupt erheben, denn in einem ganzen unermeßlichen Territorium ist er der einzige konsekrirte Stellvertreter Jesu Christi, des Königs der Völker, das einzige Bindeglied, durch welches eine katholische Bevölkerung der Ferne mit dem römischen Stuhle zusammenhängt und der apostolische

Pionier in einem Gebiete der Zukunft. Noch ist er arm; die amerikanische Gegenwart sieht in ihm nur einen hervorragenden Religionsdiener der zahllosen Denominationen; später erst, wenn das Territorium sich zur Diöcese oder Provinz entwickelt hat, wenn die bescheidene Holzkirche in einen Dom ungewandelt ist und wenn bereits ein Katalog von Oberhirten die blühende Kirche an ihre ersten Tage erinnert, wird man hinweisen auf den ersten Apostel, der in Thränen gesäet, der, aus seinem Lande ziehend, hineilte in ein Land, das der Herr ihm zeigte, und hier zum geistigen Stammvater eines großen Volkes geworden. Oft schon haben mich Vergleichungspunkte zwischen dem Wachsthum, der Entwickelung und der Verfassung der katholischen Kirche und denen der Vereinigten Staaten überrascht. Man dürfte auf den ersten Anblick kaum glauben, daß diese älteste und diese neueste Weltmacht, diese große Republik und diese noch weit größere Monarchie, dieses Reich des materiellen Fortschrittes und diese Kirche einer Herrschaft, die nicht von, wenn auch auf dieser Erde ist, so viele Aehnlichkeiten aufweisen würden. Dennoch ist dem so und in mehr als einer Hinsicht ist das Bild der wachsenden und emporstrebenden Union das Schattenbild des ewigen, universalen, vollendeten Gottesstaates, der heiligen Kirche.

Amerika ist jung, emporstrebend, das Land der Zukunft. Die Kirche, ewig jung in Folge göttlichen Lebens, wächst als eine höhere „Union“ und hat eine ewige Zukunft für sich gesichert, wie Daniel es vorausgesehen: „Es wird bestehen in Ewigkeit.“ (Dan. 2, 4.) Amerika's Vereinigte Staaten sind ein Bund souveräner Länder, aber aus den Vielen bildet sich wieder ein ungetheiltes, einiges Amerika. Die Kirche umschließt Völker, Nationen, Königreiche, Republiken, aber nimmt alle diese irdischen Verschiedenheiten in eine höhere Einheit auf. Amerika ist das Land, dessen Größe und Vorzug gerade darin besteht, daß Bruchtheile aller Völker in heiligem Wetteifer, den Beschränkungen ausgelebter Formen Europa's enthoben, Erfahrungen und Lehren der alten Welt benützend, in freier Atmosphäre, mit reichlichern Mitteln, auf ungehemmte Weise eine neue größere Zukunft schaffen können, als sie die alte Welt gesehen. Die Kirche Gottes hat dieselben Vortheile in unermeßlich höherem Grade; vereinigt allein eine ununterbrochene Tradition mit unsterblicher Zukunft; ist in Bewahrung göttlicher Wahrheit in stetigem Fortschritt, dieselbe immer voller zu erfassen und immer erfolgreicher auch auf neue Verhältnisse praktisch anzupassen. Amerika besteht aus Territorien und vollgiltigen Staaten, über

welche sich wie ein ungeheures lebendiges Netz der Organismus aller freien Vereinigungen ausdehnt. So hat die Kirche ihre Diöcesen, ihre apostolischen Vikariate und Präfekturen und über und durch alle hin wirkt der Riesenorganismus ihrer Ordensinstitute und Gesellschaften einem höheren Ziel entgegen. Was der geordnete Staat in der Union, ist die Diöcese auf katholischem Gebiete. Wie das Territorium vom Präsidenten unmittelbar verwaltet wird, so vertritt der apostolische Vikar in seinem Gebiete den apostolischen Stuhl und regiert nicht, wie der eigentliche Bischof „nomine proprio". Wie auf Vorhandensein gewisser Requisiten aus dem Territorium ein Staat, so wird aus dem Vikariate mit der Zeit eine regelrechte Diöcese. Der Vergleichungspunkte zwischen der oft auffallenden Aehnlichkeit der Grundverfassung der katholischen Kirche und der Constitution der Vereinigten Staaten gäbe es noch manche andere. Auf einen namentlich hat man in neuester Zeit mit allgemeinem Interesse hingewiesen. Wie nämlich die katholische Auffassung der Jahrhunderte das Patrimonium Petri oder die territoriale Unabhängigkeit als nothwendig erkannte für die freie und unabhängige Regierung der Gesammtkirche, so fand auch der staatsmännische Sinn des Amerikaners, es müsse dem Sitze der Unionsregierung eine gewisse territoriale Unabhängigkeit gegeben werden, und man schuf den sogenannten District Columbia, ein Gebiet ohne eigene besondere Staatsregierung und in Allem, der Wahl seiner Beamten &c. nur der Centralregierung unterworfen. So wenig sich deshalb die Einwohner des Districts Columbia beklagen können, nicht selbst ihre Regierung wählen zu können, so und noch viel weniger können sich die Unterthanen des Papstkönigs beklagen, nicht ihren freigewählten sondern von Gott gegebenen Fürsten zu besitzen. Wenn darin ein Opfer der Unabhängigkeit läge, so wäre es ein Opfer im Interesse des Gesammten.

Als ich auf der Höhe anlangte, bot mir Msgr. Brondel, der erst zwei Tage vor mir angekommen, ein freundliches Willkommen. Noch abends wurde mit den zwei bei ihm stationirten Jesuitenpatres der Plan für den sonntäglichen Gottesdienst entworfen; ich sollte das Hochamt singen, bei dem der Bischof predigen wollte. Gerne nahm ich die Offerte an, denn ich fand immer etwas Erhebendes darin, dasselbe Opfer auf so lokal verschiedenen Altären zu feiern und so etwas lebendiger die Größe jenes Cultus zu fühlen, durch welchen nach Malachias der Name des Herrn groß sein sollte vom Aufgange bis zum Nieder-

gange. Im kleinen Kämmerlein eines Jesuitenmissionärs P. Guidi, der eben abwesend war, und dessen Bruder, Msgr. Guidi, Sekretär der Nuntiatur in Madrid, mir persönlich bekannt ist, ruhte ich von den Strapazen des Tages aus. Es war ein schöner Sonntagmorgen, als einige schwache Töne zur Kirche riefen. Es war nicht der ergreifende Ton einer Domglocke, welcher, wie vor acht Tagen in St. Paul zum Tempel rief, aber als St. Paul predigte, da hat man auch noch nicht mit einer großen Glocke zu seiner Predigt geläutet, war und ist doch heute noch St. Paul selbst die große Glocke, deren Ton in alle Welt hinausdringt. Gegen 9 Uhr eilten die Gläubigen zur Kirche und es begann jener zwar bischöfliche, aber bescheidene Gottesdienst, der dennoch stets so eindringlich wirkt, so erfolgreich zur Andacht stimmt, so lebhaft an die ersten Zeiten der Christenheit erinnert. Die bescheidene Holzkirche ist dem göttlichen Herzen Jesu geweiht. Rechts von ihr ist das Schul-, links das ebenso bescheidene Priester- oder Bischofshaus. So bescheiden und unansehnlich übrigens das Aeußere dieser „Kathedrale von Helena", so freundlich, rein und ansprechend ist das Innere. Ich feierte das heilige Opfer. Nach dem Evangelium predigte Msgr. Brondel in englischer Sprache; er erzählte seinen Leuten von seinen Erfahrungen im Osten und mit sichtlich innerer Bewegung erwähnte er der Schwierigkeit, für sein hartes Werk, ohne Mittel, ohne Aussichten Arbeiter zu erlangen für den Weinberg des Herrn. Ein recht andächtiger Gesang begleitete die folgende heilige Handlung. Im fernen Montana erschien so unter dem Schleier der sakramentalen Gestalten jener Herr und Erlöser, den einst Maria in ihrem jungfräulichen Schooße „in montana" getragen. Angesichts der Felsengebirge und ihrer Klüfte erhob ich da beim heiligen Opfer jenes Gotteslamm, bei dessen blutiger Opferung einst die Felsen Jerusalems getrauert haben und zerklüftet wurden. War nicht dieser Gottesdienst in bescheidenster Form ein tiefbedeutungsvolles Bild der Universalität der Kirche, geschaart um dieses eine, ewige, göttliche Erlösungsopfer! Msgr. Brondel war von Geburt Belgier, der eine Jesuitenpater war Italiener, der andere Mexikaner, die Anwesenden meistens Irländer, Amerikaner und Deutsche, ich selbst Schweizer.

Auch hier wie überall trifft man Deutsche, aber auch hier wie überall liefern die Deutschen stets ein starkes Kontingent zur Armee praktischer Renegaten. Freilich fällt das Nichtbestehen der folgenschweren Probe und Prüfung religiöser Ueberzeugung in dieser scharfen Atmosphäre Amerika's nicht immer ganz und ausschließlich, aber

es fällt doch immer auf ihre eigene Schuld und wirft mitunter einen tiefen Schatten auf die vermeintlich oft noch guten Zustände katholischen Lebens in Europa. Ich werde bei einer anderen Gelegenheit auf diesen Umstand zurückkommen und erwähne nur noch, daß mich der Bischof bat, nachmittags für die Deutschen eine ermunternde Anrede zu halten. Noch nie war hier deutsch gepredigt worden. Gerne spendete ich dieses Almosen des göttlichen Wortes. Vom Kulte jener großen Frau ausgehend, deren Verehrung die Garantie des wahren Christenglaubens ist und die einst auf deutscher Erde so begeisterte Verehrer fand, legte ich diesen Katholiken einige Mahnungen an's Herz, die sie mit sichtlicher Dankbarkeit entgegennahmen.

Als ich geendet, hatte ich nur mehr wenige Stunden zu verweilen, denn ich wollte noch am gleichen Sonntag abends die weitere Reise westlich fortsetzen. Wir saßen nach dem „Supper" mitsammen auf der Veranda, sahen von der Anhöhe in die malerische Entfernung, und bereits meinen weiteren Reiseplan besprechend, konnten wir nicht umhin, jenes unglücklichen und armen Volkes zu gedenken, das einst alles das sein Eigenthum genannt, nun verschwunden und verdrängt, in seiner Existenz gebrochen und in seinem Muthe geknickt, in den verschiedenen „Reservationen" ein trauriges Leben führt, während nur noch die Namen unserer Städte, Flüsse und Fälle an jene erinnern, die sie einst, meist in treffender Weise so getauft haben. Ich habe bis jetzt nur im Vorübergehen der Indianer gedacht; ich werde auch kaum noch eine Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen; ich kann auch nicht auf eine genauere Besprechung des „Indianers" mich einlassen; aber ihn, dessen einstiges Erbtheil ich jetzt durchfuhr, dessen Repräsentanten ich nun als Bettler so oft längs der Bahnstraße herumliegen und schweigen sah, den unglücklichen Sohn der rothen Erde, muß ich wenigstens doch erwähnen. Helena war auch gerade der beste Platz, etwas Genaueres über die Indianermissionen zu vernehmen, denn es ist gleichsam das Hauptquartier der unter Leitung des P. Cataldo stehenden Jesuitenpatres und Missionäre der Felsengebirge. Indianer sah ich freilich genug, klein und groß, Männer und Frauen, im Nationalschmuck und in der ihnen schlecht stehenden bürgerlichen Kleidung, aber es waren alles vereinzelte Glieder der weit herum zerstreuten Stämme und Familien, die ich so gerne versammelt gesehen hätte. Eine Gelegenheit hiezu war freilich nicht sehr ferne, indem, wie mir die zwei Jesuitenväter versicherten, am kommenden Feste des heil. Ignatius von Loyola, unter dessen Patronat die aufblühende Mission

der „Flathead Indians“ nahe bei Missoula gestellt ist, die zerstreut herumschweifenden Stämme dieser Reservation sich sammeln, im vollen Nationalschmuck das Fest ihres Patrons begehen und schließlich den Ehrentag durch Aufführung einiger Nationalspiele verherrlichen würden. Leider gestattete mir weder meine Zeit, diesen Tag hier in der Nähe abzuwarten, noch erlaubte mir die spätere Entfernung auf diesen Anlaß hin nach Missoula in Montana zurückzukehren und ich mußte mich mit einigen lebhaften Schilderungen der Väter begnügen, nicht jedoch ohne sofort aus deren Rede und Worten die Wärme des Missionärs, die Liebe und Sympathie der wahren Kirche zu allen, auch den ärmsten ihrer Kinder, das Verlangen, Alle für ein höheres Glück zu retten, zu erkennen. Es wäre allerdings, falls Zeit und Raum es mir erlaubten, hier angezeigt, etwas von jenem Volke zu reden, das im Gebiete der Vereinigten Staaten Nordamerika's von der Zahlenhöhe mancher Millionen auf einige 300,000 Seelen herabgesunken, das in entlegenen und gesetzlich abgegrenzten „Reservationen“ ein trauriges Dasein führt, dessen einstige größte Führer und Helden entweder im Tode schlummern, wie Pontiak, über dessen Grab der Geschäftsverkehr von St. Louis, Mo., dahinrollt, oder als lebendige Reliquien der civilisirten Bevölkerung Amerika's als Erinnerung dienen an die Zeiten, die gewesen, wie z. B. „Sitting Bull“, der einst gefürchtete Sioux-Häuptling, welcher sich gegen ein wöchentliches Honorar von 200 Dollar der „Wild West Show“ von Buffalo Bill angeschlossen hat und im Osten herumwandert.

Viel ist über die Indianer schon geredet und geschrieben worden, aber je einläßlicher in der Regel die „Indianerfrage“ in Wort und Schrift behandelt wird, desto klarer offenbaren sich in der Rede und in der That die Anhänger der wahren salomonischen Mutter, der Kirche, welche den Indianer retten, und die Parteigänger einer sogenannten dem Christenthum fremden „Humanität“, welche den Indianer nur verdrängen, ausrotten, langsam aussterben lassen wollen. Fast alle Erörterungen und Schilderungen des indianischen Charakters und Lebens von Seite ungläubiger Schriftsteller athmen etwas von jener Apathie, welche den rein natürlichen Menschen gegen diesen rohen Sohn der Wildniß erfüllen muß, wenn nicht von jenem Hasse, der gleich von Anfang an die puritanischen Ansiedler von Massachusetts gegen den Indianer beseelte, während das warme Fühlen von Christoph Columbus für seine armen Indianer fortlebt und fortwirkt in den Herzen, Thaten und Berichten aller katholischen Missionäre.

Columbus selbst versichert in seinem Berichte an die Königin Isabella von Spanien, „daß es kein besseres Volk in der Welt gebe, als die Indianer, kein sanfteres, zutraulicheres, freundlicher entgegenkommendes.“ Alle Berichte, welche Europäer über die mit den Weißen in keine Berührung gekommenen Indianerstämme machen, bezeichnen Freundlichkeit und Gutmüthigkeit, ehrliche Zuverlässigkeit und Friedensliebe als ursprüngliche Charakterzüge. Bei der Gründung von Maryland herrschte zwischen den katholischen Ansiedlern und den Rothhäuten die beste Harmonie und der Jesuitenmissionär White, welcher den Lord Baltimore zur Gründung seiner Kolonie von England aus begleitet hatte, taufte am 5. Juli 1640 feierlich den mächtigen Häuptling Chilomakon der Paskatowaysindianer sammt seiner Frau und vielen Stammesgenossen. Hudson fand 1609 die Indianer im jetzigen Gebiete von New-York sehr dem Handel geneigt und kaufte ihnen die Manhattaninsel ab. Penn erfuhr dasselbe und befand sich seit dem Ankaufe von Delaware 1682 im ungestörten Besitz seines Landes. Die Laster der Weißen, die keine Grenzen kennende Habgier und Ungerechtigkeit der Ansiedler, die blutigen Rivalitätskämpfe der Franzosen und Engländer, diese Ausschreitungen eines in der That dem Geist des Christenthums widersprechenden Geschlechtes haben meist den Indianer zum Aeußersten getrieben, ihn zum geschworenen Feinde der „civilisirten“ Weißen gemacht, die ihn dann in Niederkämpfung seiner Nothwehr oder Rache auszurotten versucht.

Schon im 16. Jahrhundert begann der Vertilgungskrieg gegen die Indianer in Florida und bald entbrannte er auf allen Gebieten. In der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts war die Erbitterung der Indianer allgemein, aber nur die rohe Gewalt von Engländern und Franzosen beantwortete den Vorwurf eines Häuptlings im Ohiothal: „Das ist unser Land und nicht das Eure. Ihr sowohl, wie die Engländer seid weiß; wir wohnen in einem Lande zwischen Euch, daher gehört das Land weder dem einen noch dem andern von Euch, aber das große Wesen über uns hat es zur Wohnstätte für uns gegeben.“ Im 18. Jahrhundert erfolgte nach Eroberung Canada's durch die Engländer die große Erhebung der sowohl östlichen als westlichen Indianerstämme, unter ihrem Häuptling-Heros Pontiak, die aber, wie die späteren Indianerkriege nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege (1783), stets mit Niederlage und Zersprengung der indianischen Streitkräfte endeten.

Der brillante amerikanische Schriftsteller Parkman hat dieser letzten

verzweifelten Erhebung der amerikanischen Urstämme sein zweibändiges, englisches Prachtwerk: „The Conspiracy of Pontiac“[1]) gewidmet. Ich habe die farbenreiche Schilderung des amerikanischen „Wortmalers“ noch unlängst gelesen und darin auch gefunden, was wohl die meisten meiner schweizerischen Landsleute interessiren dürfte, daß im englischen Heerlager gegen die Indianer ein gewisser Kommandant Bouquet, gebürtig aus dem Kanton Bern in der Schweiz, die hervorragendste Rolle spielte und dann auch, in Anerkennung seiner Verdienste, vom König George von England zum Brigadegeneral der englischen Armee ernannt wurde. Noch trägt ein nahe bei Detroit in Michigan gelegenes Städtchen den Namen des vielberühmten rothen Heros, der von gedungener Meuchlerhand in Missouri starb und dessen tragisches Ende der genannte Parkman mit den Worten feiert: „Die Berichte nach Pontiak's Tod melden nur, daß mehr Blut zur Sühne seiner Ermordung geflossen, als aus den Adern jener Helden strömte, welche zur Leichenfeier des Patroklus hingeopfert wurden. Weder Hügel noch Denkmal bezeichnet den Ort, wo Pontiak ruht. Als ein Monument erhebt sich über dem Helden der Wälder eine Stadt und die Menschenrasse, die er in unauslöschlichem Grimme haßte, tritt jetzt in tausendfachen Fußtritten sein vergessenes Grab.“ (Consp. of Pont. II. 313.)

Seit Unterwerfung der meisten Indianerstämme hat die Unionsregierung mit denselben im großen Style Verträge über Gebietsabtretungen geschlossen und deren eigene Angelegenheiten einem 1786 geschaffenen „Indian Bureau“ überwiesen. Es ist nicht meine Sache, über die Ausführung der Beschlüsse und Besorgung der Indianerangelegenheiten ein inkompetentes Urtheil zu fällen und ich begnüge mich auf die hierdurch geschaffene Thatsache der „Indianerreservationen“ hinzuweisen. Solcher nebst dem „Indian Territory“, dem Indianer zugewiesenen, abgegrenzten Bezirke gab es nach dem Census von 1878 eine schöne Zahl von im Ganzen 258,599 englischen Quadratmeilen oder 161,897,058 Ackers Flächeninhalt Land, vertheilt auf die Staaten und Territorien von Arizona, Californien, Colorado, Dakota, Idaho, Jowa, Kansas, Michigan, Minnesota, Montana, Nebraska, Nevada, New-Mexiko, New-York, North Carolina, Oregon, Utah, Washington, Wisconsin und Wyoming. Immerhin noch ein weit verbreitetes Volk, immerhin noch lebendige Reliquien eines stolzen Urgeschlechtes, zerstreut

[1]) Die Verschwörung Pontiak's.

über das ganze weite, einst seinen Vätern gehörige Gebiet. Auf dem Hin- und Rückwege meiner Fahrt zu und von dem fernen Westen begegnete ich ihnen, aber nur mit Wehmuth konnte ich die Kleinen betrachten, welche die Mütter in einer Art hölzerner Tragbahre auf dem Rücken gebunden haben, und dabei denken: Diese Sprossen werden die letzten sein, um ihren Vätern das Klagelied anzustimmen, daß diese Nationen gewesen!

Ein Geheimniß liegt über Ursprung und Zukunft dieser rothen Kinder Amerika's ausgebreitet. Es war und ist ein Naturvolk, kann nur als solches verstanden und beurtheilt werden, ist vielleicht bestimmt, vor dem Andrange weißer Bevölkerung mit der Zeit zu verschwinden. Immerhin bleibt es wahr, daß so viel Unrecht die Menschheit am Indianer verübt, so viel Großes die Kirche Gottes unter den Indianern angestrebt und theilweise erreicht, ja es dürfte eine herrliche Verklärung eines dahinschwindenden Geschlechtes genannt werden, wenn die von den Vätern des letzten, dritten Plenarkonzils von Baltimore befürwortete Petition um Canonisirung des Indianermissionärs P. Jogues und der jungfräulichen Indianerin Tegakwita die Ehre der Altäre einem jungfräulichen Sprossen dieses sonst so tief stehenden Naturvolkes erwirkte. Es ist nicht meine Sache, eine einläßliche und genaue Geschichte oder Beschreibung des Indianers in Nordamerika zu geben. Ich selbst sah die Indianer, wie gesagt, allerdings sehr häufig, aber nie in großer Anzahl, und was ich über sie von Missionären vernommen, beschränkt sich auf wenige lose, unzusammenhängende Einzelnheiten. Die treffendsten Schilderungen, allerdings gemischt und in ihrem Glanze getrübt durch viele Vorurtheile und Fehlschlüsse des freisinnigen, jeder positiven Religion baren Verfassers, dürften des genannten Parkman acht Bände über Amerika's Urgeschichte bieten und zwar mit dem Reize und der Anschaulichkeit einer romantischen Novelle geschrieben.

Von Paracelsus bis hinab auf den Amerikaner Washington Irving hat man sich mit dem Ursprung der Indianer befaßt und eine bizarre Mosaik der widersprechendsten Ansichten zu Tage gefördert. Läßt Washington Irving in seiner humoristischen Geschichte Knickerbockers von New-Amsterdam einen gewissen Dr. Romayne noch die Hypothese aufstellen, daß Adam indianischer Rasse zugehört habe, so sind doch die Gelehrten alle einig, daß die Indianer Nord- und Südamerika's eine Familie bildeten, nach Humbold's Ansicht durchaus Mongoloiden sind und als erste Ansiedler Amerika's

über die nur 13 Seemeilen breite Behringsstraße von Asien nach Amerika eingewandert sind, und nicht, wie viele meinen, die einst vereinten Continente nur durch eine Erdrevolution von einander gerissen wurden. Diese ursprüngliche Abstammung von den Mongolen wirft ein eigenthümliches Licht auf die mongolische Einwanderung nach Amerika, auf die ich von Californien aus zu sprechen kommen will.

Des Indianers äußeres Erscheinen hat etwas Majestätisches in sich. Er hat scharfe Züge, knochigen Bau, langes schwarzes Haar, schneeweiße Zähne, keinen Bart. Die Farbe wechselt von schmutzig gelb und rothbraun. Der Ausdruck zeigt Kühnheit, Erschlaffung, Trotz, in buntem Gemische. Des Indianers Leben und Dasein ist das eines reinen Naturvolkes. Seine Wohnung ist das Birkenzelt, „Wigwam" genannt, dessen Sammlung eine Indianer-Stadt bilden kann. Seine Kleidung sind bei den nun meistens der Civilisation nahegebrachten Indianern gewöhnliche Kleider, wie sie der Weiße trägt, oder bunte Teppiche, Shawls, „Blankets", in die Männer und Frauen sich hüllen. Bunte Farben, Perlenornamente, Behängung mit wahrem und falschem Schmuck bis zum Uebermaß liebt der Indianer und ich meine, das haben ihm unsere amerikanischen, oft widrig prunkvoll ausstaffirten Ladies abgelernt. Die Friedenspfeife, „Calumet", den Kriegsgürtel, „Wampum", den „Kriegstanz" hat sich der Indianer auch in der „Reservation" reservirt. Der Kriegstanz scheint dem Indianer noch eine willkommene Erinnerung an vergangene Herrlichkeit zu sein. Dann sammeln sich die einstigen Beherrscher in noch erhaltenem Schmuck, betreten stolz die Umfriedung und nachdem sie Alles bis auf den Lendenschurz abgeworfen, stehen sie im Farbenreichthum ihrer bemalten Haut: der eine im rothbrennenden Zinober; der andere weiß und schwarz, wie ein Zebra; der dritte weiß und blau, wie ein königlich bayrischer Straßenpfahl oder Schlagbaum, und endlich einer schwarz und gelb, als wäre er ein Vasalle des österreichischen Kaisers. Die Waffen, die nun im Kampfe ruhen, seitdem der Weiße sie gebändigt und der Buffalo verschwunden, das Schlachtbeil, „Tomahawk", von geschliffenem Stein, die Bogen mit den befiederten Pfeilen, deren vergiftete Spitzen aus Feuerstein sind, das Skalpmesser, die Keule, werden bei dieser Gelegenheit wenigstens noch als Zierathen oder Zeichen der Auktorität getragen, wie etwa der Bürger des Kantons Appenzell, wenn er im Frack, mit Cylinderhut und ernster Miene, sich seiner Souveränität bewußt, den Säbel an seiner Linken tragend, einherschreitet. Noch ernährt großen-

theils die Jagd den Indianer, obschon deren Hauptgegenstand, der Büffel, welcher bis in's 18. Jahrhundert mehr als den dritten Theil der Indianer ernährte, dahin ist. Was die Jagd nicht bietet, ersetzt der Fischfang, dem sie in ihren eiligen Birkenbooten, „Canoes", nachgehen. Fehlt aber die Jagd, ist der Fischfang erfolglos oder macht dicke Eisrinde die Flüsse und eine Schneeblokade die Wälder undurchdringlich, so entsteht nicht selten unter den Indianern jene arge Hungersnoth, von denen die Missionsberichte kanadischer Missionäre so lebhafte Schilderungen entwerfen, daß wir meinen, die Elegien eines „Hiawatha" in Longfellow's Gedicht, unter „schneebedeckten Zweigen" zu hören.

Des Indianers Charakter, sittliche Anlage und religiöser Zustand zeigt den Menschen auf dem tiefsten Zustande der gefallenen Menschennatur. Das Gottesbewußtsein reflektirt sich zwar klar und deutlich im Glauben an den „Großen Geist", den dann natürlich Phantasie und Sage verherrlicht. Das Prinzip des Bösen ist thätig in vielen Geistern, die ihre „Medizinmänner" oder Geisterbeschwörer, die einzigen Vermittler zwischen der dies- und jenseitigen Welt, vertreten. Verzerrte Anklänge an eine Uroffenbarung sind bisweilen noch erkenntlich, ist ja der sagenhafte Ursprung der Friedenspfeife selbst, welche Gott aus dem rothen Thon des „Coteau des Prairies", eines Felsens, gebildet, als er nach der großen Fluth befohlen, daß um diesen Felsen alle Waffen ruhen müßten, selbst ein Anklang an den Friedensbund des Herrn mit Noah nach der Sündfluth. Die sittlichen Begriffe sind natürlich verschwommen und verworren. Mit der Vielweiberei und dem damit verbundenen Sklavendienst des Weibes, ist natürlich dem Familienleben und der eigentlichen Kindererziehung die Basis entzogen. Stolz, Rachsucht, Verschmitztheit, Uebergewicht der sinnlichen Natur über die geistigen Vermögen charakterisiren nicht sowohl den Indianer der Wildniß, als vielmehr jedes Naturvolk. Ihren religiösen und Traueranläßen geben sie meistens Ausdruck in Tanz, Gesang und wenigstens früher im Dahinschlachten ihrer Kriegsopfer.

Ich habe persönlich verhältnißmäßig mehr von den Indianern gesehen, als ich bei meinem ersten Besuche in Amerika in Begleitung der Hochwürdigen Herren J. R., vom Provinzialseminar des heil. Franz von Sales, und F., damaligen Rektors des Lehrerseminars, die Indianerreservation der „Chippewas" nahe bei Bayfield am „Obern See" besuchte. Jener Besuch beim damaligen Häuptling derselben, John Buffalo, der mir (er war Katholik) ein Paar von seiner

Frau Gemahlin gewirkte Perlenbänder schenkte, in der alt ehrwürdigen Kirche auf den Apostelinseln, woselbst der heiligmäßige Bischof und Indianermissionär Friedrich von Baraga so lange gewohnt und gewirkt, im armen Franziskanerklösterlein, wo ich, rings umgeben von den durch kleine Holzdächer überschatteten Indianergräbern die Nacht zubrachte und morgens die heilige Messe las, wird mir immer unvergeßlich bleiben. Man darf in Betrachtung des Indianers nur nie übersehen, daß man es mit einem Menschen auf der tiefsten Stufe der gefallenen Natur zu thun hat und wer deshalb von Erbsünde und Erlösung keine rechten Begriffe hat, wird schnell dazu kommen, dem Indianer die Ebenbürtigkeit mit uns abzusprechen und die Ausrottung dieser Abart von Menschen zu wünschen. Nicht „civilisiren" im jetzt gebräuchlichen Sinne des Wortes muß und darf man den Indianer zuerst, ja zu einem gewissen Grade der Civilisation wird dieses Kind der Natur nie zu erheben sein, aber „christianisiren" muß man ihn und zwar in der einzig richtigen katholischen Form, um so die Grundkeime der Civilisation, die in der Kreuzeslehre liegen, unter Einfluß der nur mit dieser Lehre mitwirkenden Gnade, diesen Verirrten in Folge ursprünglicher Sünde beizubringen. Leider ist gar oft das Gegentheil geschehen, haben Renegaten des Christenthums eine Civilisation ohne Christenthum diesen Wilden aufzudrängen versucht, haben sie die sinnliche Natur durch schlechtes Beispiel, Ungerechtigkeit und vor allem die verderbliche Gewalt des „Feuerwassers" oder Branntweins zu den tollsten Ausbrüchen gereizt und dann dem Indianer Civilisationsfähigkeit abgesprochen. Ich hatte erst jüngst den hohen Genuß, einem zweistündigen Vortrag des Jesuitenpaters Croonenberg beizuwohnen und was der Missionär des „dunkeln Continentes" von der Art die Kaffern ꝛc. zu christianisiren resp. civilisiren sagte, wird Wort für Wort zutreffend sein bezüglich dieser Urbürger des westlichen Continentes. Freilich haben die verschiedenen Denominationen, mit denen Amerika übersäet ist, alle es probirt, in ihrer Form und Weise das Evangelium diesem verlorenen Sohne zu predigen, aber ich will nicht eintreten in die Frage, mit welchen Mitteln und mit welchem Erfolge. In Beantwortung einer solchen Frage, d. h. wie die wahre Braut des Herrn und Mutter aller Erlösten, die katholische Kirche, nach Möglichkeit diese Frage gelöst, ist ein freisinniger, nicht vorurtheilsfreier, aber immerhin biederer Protestant, der schon genannte Parkman eingetreten und er widmet einen vollen Band unter dem

Titel: „The Jesuits in North America"[1] (Boston) dem Heroismus, welchen die großen Apostel und Martyrer dieses Continents, ein P. Brebeuf, ein P. Jogues, ein Marquette und Andere hier entwickelt haben. Noch ist dieser Opfergeist und dieser apostolische Drang nicht ausgestorben nach ihnen, hat doch der berühmte De Smet, S. J., unter den Siouxindianern und westlichen Stämmen wie ein rastloser Apostel gewaltet und führen die Bischöfe Marty in Dakota und Seghers im fernen Alaska eine Mission weiter, der nur größere Unterstützung von Seite der Staats- und kirchlichen Auktoritäten und Hilfsquellen zu wünschen sind.

Die hauptsächlichsten Stämme längs der nördlichen Linie nach Oregon, sind die Crow-, Blackfeet-, Snake River-, Shosho River-, Wallawalla-, Flathead-, Coeur d'Alene-Indianer und andere. Den Blick nach Unten gerichtet, fremd Allem, was von Oben ist und nach Oben führt, alle seine Wünsche mit irdischem Bedürfniß befriedigend, betet so ein „Crow Indian", wie folgt: „Ich bin arm. Das ist schlimm. Mach mich zu einem Häuptling. Gib mir viele Pferde. Ich bitte um schön gefleckte Thiere. Gib mir ein großes Zelt. Gib mir ein schönes Weib. Bring den Büffel in meine Nähe. Kein tiefer Schnee. Nein, wenig Schnee ist gut" u. s. w. Welche Wandlung, wenn derselbe, das Volk von seinem Missionär unterrichtet, um ihn geschaart, die Hände erhoben, den Blick auf's Kreuz gerichtet, das Wort hört: „So sollet ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name. Zu uns komme dein Reich. . . . Gib uns heute unser tägliches Brod. . . . Wir vergeben unsern Schuldnern. . . . Erlöse uns vom Uebel. Amen!"

Doch ich muß zum Schlusse eilen. Die von den Jesuiten hier in Montana pastorirten Indianer haben die schon genannte Ignatius-Mission bei Missoula, nicht viele Meilen westlich von Helena. Die Fügung der Providenz hat diesen armen Indianern die italienischen Patres gesandt, welche die italienische Regierung aus den sonnigen Gefilden Italiens vertrieben.

Weniger paradiesisch sieht es hier oben aus. Reichlichere Verdienste für ein Paradies der Zukunft werden die Hochwürdigen Väter sich hier erwerben. Zum Schlusse möchte ich noch drei Zeugnisse anführen aus dem Munde von unparteiischen Protestanten, welche die

---

1) Die Jesuiten in Nord-Amerika.

Mühen und Erfolge gerade dieser Missionäre preisen und öffentlich anerkennen.

Im schon genannten Bande „The Conspiracy of Pontiac“ bespricht Parkman die Mühen der Jesuitenmissionäre im einst wilden Illinois, aber das Gemälde paßt ebensosehr auf ihre gegenwärtige Thätigkeit in Montana. Er sagt: „Helden eines andern Schlages setzten fort das Werk, das der kühne Normanne begonnen. Jesuitenmissionäre, die zu den besten und edelsten ihres Ordens gehörten, von Eifer für die Rettung der Seelen und Erlangung einer unsterblichen Krone entflammt, mühten sich ab und litten hier mit einer selbstopfernden Liebe, die auch sektirerischer Parteilichkeit einen Tribut der Bewunderung entwindet. . . . Am Anfange des 18. Jahrhunderts war das schwarze Gewand des Jesuiten in jedem Dorfe der Illinois bekannt. Die Ränke Satans und die Bosheit seiner Emissäre, der indianischen Beschwörer, verachtend, der Wuth der Elemente und jedem Zufalle des Waldlebens ausgesetzt, folgten sie ihren wandernden Neubekehrten in den Krieg und auf die Jagd, bald Moräste durchwatend, bald die Bote über Stromschnellen und Sandbänke schleppend, bald auf einer erhitzten Prairie in der Gluth verschmachtend, bald zitternd ohne Obdach in den Stürmen des Januar. Zu Kaskasia und Kahokia errichteten sie Missionen und erbauten gebrechliche Kirchen aus Baumrinde, passende Sinnbilder ihrer eigenen, vergänglichen Mühen. Morgens und Abends sangen die wilden Verehrer der Jungfrau ihre Loblieder und knieten flehend an den Altären des heil. Joseph.“ (S. II. 246.)

Nicht in diesem getragenen Tone, sondern in der ruhigen Weise der Auseinandersetzung schreibt der ebenfalls protestantische Verfasser meines Reiseführers „The Northern Pacific Road“ über diese Ignatius-Mission: „Die Agentur der Flachköpfe-Indianer ist der katholischen Kirche anvertraut, welche hier durch Jesuiten die Ignatius-Mission unterhält und sämmtliche Indianer zu ihrem Bekenntnisse bekehrt hat. Vortreffliche Schulen für Knaben und Mädchen werden unterhalten. Im Convent haben sie mittelst eigener Druckerei einen Diktionär der Sprache der „Flatheads“ herausgegeben. Neunzehntel dieser Indianer erhalten sich durch eigene Arbeit. Vieles für diesen Erfolg schuldet man den Jesuiten, welche, wie die religiösen Orden überhaupt, leicht Einfluß auf solche Stämme erlangen.“ (S. 167.) Und von der Ansiedlung der Indianer in „Coeur d'Alene“ sagt derselbe Führer S. 215: „Unter der religiösen Controle der römisch-katholischen Kirche haben diese Indianer den besten Unterricht genossen, wurden civilisirt und unterhalten

sich selbst. Sie sandten im Jahre 1881 30,000 Centner Weizen auf den Markt. Als Beweis ihres Wohlstandes diene der Umstand, daß Old Sulteas, ihr Häuptling, ein schönes Gespann mit artigem Wagen unterhält und in Spokane Falls auf gute Sicherheit hin zu 2% Geld ausleiht. Diese Indianer hier haben ein irdisch Paradies. Sie besitzen die Wiesen auf 50 Meilen längs den genannten Flüssen, haben das Monopol der Wälder und beziehen den Zins der ansässigen Ansiedler." Klingt das nicht an den Zustand der Missionen von Paraguay! So schreibt Wort für Wort dieses von einem Protestanten verfaßte Eisenbahnhandbuch. Ist es nicht auch ein schönes Zeugniß für amerikanische Biederkeit, die sich Bädecker & Co. zum Beispiel nehmen dürften?

Endlich hat im Saale des Congresses zu Washington, ein Mitglied desselben dieser Missionäre und speziell unserer Mission der Flachköpfe ehrenvolle Erwähnung gethan, und mit diesem herrlichen Zeugniß, wieder aus Protestantenmund, schließe ich für heute und scheide von den Hochwürdigen Missionären Montana's. Senator Vest sprach am 12. Mai 1884, im Senate der Ver. Staaten Nordamerika's bei Verhandlung der „Indianerfrage" über die Missionsthätigkeit der Jesuiten unter den Stämmen der Felsengebirge, wie folgt:

„Auf allen meinen Kreuz- und Querzügen durch Montana sah ich nur einen Lichtstrahl, der für die Bildung der Indianer hoffen läßt. Ich bin Protestant durch Geburt und Erziehung und hoffe als Protestant zu sterben; aber ich muß trotzdem gestehen, daß das System der Jesuiten das einzig praktische System für die Erziehung der Indianer ist, und daß nur dieses System etwas zu Stande brachte, was man mit dem Worte Erfolg benennen darf. Als der Senator von Massachusetts, der Vorsitzende des Comittees für die Angelegenheit der Indianer, dieser Tage sagte, die Ursache, warum die Jesuiten mehr als eine andere Sekte (?!) mit Erfolg gekrönt würden, liege darin, daß sie ihr ganzes Leben dem Missionswerke widmen, da hat er den Nagel auf den Kopf getroffen.

„Nehmen Sie einen protestantischen Prediger und senden Sie ihn nach dem Westen und sei er auch der thätigste und eifrigste, so geht er doch mit seinen Familienbanden beladen dorthin. Er geht dorthin, wendet aber den Blick nach dem civilisirten Leben zurück; er geht hin und mag sich aus Pflichtgefühl einem Leben weihen, dem er keinen Geschmack abgewinnen kann — und bleibt — ein getheilter Mann.

„Nun senden Sie einen Jesuiten, was wird der thun? Er ist halb Soldat und halb Prediger, er ist ein Mitglied der „Compagnie Jesu". Nichts als das Kleid auf seinem Leibe nennt er sein eigen. Wenn er von seinem Befehlshaber um Mitternacht den Befehl erhält, aufzustehen und nach Asien zu gehen, so geht er, ohne eine Silbe zu verlieren. Er ist eine Zahl, er ist kein Mann, er gehört der Welt nicht mehr an! Ich redete in der Mission St. Mary mit P. Ravalli, welcher 42 Jahre unter den Indianern von Montana verbrachte und sein ganzes Leben denselben geopfert hat. Er war als ein tüchtiger Arzt aus Italien dorthin gesandt worden und als ich ihn in seinem kleinen Kämmerchen im Missionshause besuchte, war er schon fünf Jahre an's Krankenbett gefesselt und auch so theilte er Tag für Tag Arzneimittel aus und diente den Indianern als Wundarzt. So hat dieser Mann sein ganzes Leben dem Werke gewidmet und mit welchem Erfolge!

„Die Flachkopf-Indianer sind an Gesittung allen andern Indianern, wenigstens im Gebiete von Montana, um hundert Procent voraus. Unter allen Stämmen der Shoshones, der Arapahoes, der Dickbäuche, der Schwarzfüße, der Piegann, der Flußkrähen, der Bloods und der Assinaboines erblickte ich den einzigen Lichtstrahl in der Flachkopf-Reservation, in der Missionsschule der Jesuiten. Man hat Viehheerden, und Indianerknaben hüten dieselben; man hat Mühlen, und Indianerknaben sind die Müller; man hat Schmieden, und Indianerknaben arbeiten in denselben. Als ich dort war, baute man gerade zwei Schulhäuser, und alle Arbeit wurde von den Schülern der Mission ausgeführt."

Ueber das Schulwesen äußerte sich Senator Vest: „Wir wohnten einer Schulprüfung bei, die zwei Tage dauerte, und ich wage die Behauptung, daß dieselbe in den Vereinigten Staaten niemals durch eine Prüfung von Kindern gleichen Alters übertroffen wurde. Die Mädchen werden in Handarbeiten unterrichtet, man bildet sie zu Hilfslehrerinnen heran, man gibt ihnen Unterricht in der Musik und unterweist sie in der Haushaltung. Die jungen Leute (männlichen Geschlechts) werden in der Oekonomie und im Handwerke unterrichtet."

Nachdem der Senator noch auf die musterhafte Erziehungsmethode der Jesuiten mit den schönen Folgen und auf gegentheilige Erfahrung bei protestantischen Anstalten hingewiesen, sagt er schließlich:

„Meine Worte sind wahrhaftig von keinerlei Vorliebe für die Jesuiten beseelt. Wenn nun der Vorsitzende des Comittee's mir einen

einzigen Stamm von Indianern auf dem Festlande Nordamerika's nennen kann — ich rede nicht von den fünf sogenannten civilisirten Stämmen in Georgia und Alabama, sondern von den Indianern der Prairien und sage: wenn mir der Senator einen Stamm dieser Indianer nennen kann, der auch nur annähernd auf der Kulturstufe der Flachköpfe steht, so will ich meine Meinung vollständig aufgeben.

„Ich sage: unter elf Stämmen, welche ich besuchte und welche unter Leitung protestantischer Missionäre stehen, — und ich muß dieses Zeugniß ablegen, obwohl ich Protestant bin, — ist auch nicht ein Schritt aufwärts zur Gesittung gemacht worden, nicht ein einziger; während Sie unter den Flachköpfen, wo zwei (?) Jesuiten-Missionen bestehen, Civilisation finden, Christenthum finden, die Heilighaltung der Bande finden, welche Mann und Weib und Kind verknüpfen. Ich behaupte aber: Eine Unze Erfahrung ist zu allen Zeiten mehr werth, als eine Tonne Theorie, und was ich gesagt habe, das habe ich mit eigenen Augen gesehen."

Doch ist es Zeit, daß ich aufbreche, denn auf's „Läuten oder Pfeifen" der Bahn kann ich mich hier nicht verlassen. Wir sind ja nun im Geiste doch noch zur „Ignatius-Mission" gewandert. Um so ruhiger kann ich an ihr vorbeifahren vom „fernen Westen", wo ich bin, in den „äußersten Westen".



IX.

Weiter „Westlich“.

Als ich Sonntag, den 12. Juli, Abends 7 Uhr nach so kurzer Rast ohne Ruhe, wie sie mir der Aufenthalt in Helena bot, wiederum den Bahnzug bestieg, konnte ich eine gewisse Sehnsucht nach dauernder Erholung und längerer Unterbrechung meines beständigen Weiterreisens nicht ganz überwinden. Hier an den Stromschnellen des westlichen Riesenstromes „Columbia“, Angesichts des mit ewigem Schnee und Eis gekrönten Mount Hood, im romantisch gelegenen Städtchen Dalles habe ich nun in der That Ruhe gefunden und so manche Tage verlebt, die flüchtig wie andere enteilt, aber lebendiger als andere in meiner Erinnerung fortleben werden. Bisher reiste ich beständig allein, d. h. ohne einen zum Freunde mir erwählten ständigen Begleiter, und ich meine heute noch, es sei das die beste Art zu reisen, vorausgesetzt, man finde oder habe Bekannte in den betreffenden Plätzen, wo man sich länger aufzuhalten gedenkt.

Ist es in der Regel ungemein schwer, Jemanden zu finden, mit dem man in so vielen delikaten Einzelnheiten, ja selbst in Niedersetzung und Ausführung eines weiten Reiseplanes übereinstimmt, so ist die Erfahrung gar nicht selten, daß gemeinschaftliches Reisen schon zu mancher wenigstens vorübergehenden Lösung oder Trübung früherer Freundschaft geführt hat. Allein reisend ist man sein eigener Herr, Meister seiner Pläne, ungenirt und ungestört, auch in der Regel nie verlegen, wenigstens so viel und so entsprechende Gesellschaft zu finden, als nöthig, die Monotonie des Alleinseins zu unterbrechen oder weniger fühlbar zu machen. Allerdings betone ich auch das schon genannte „vorausgesetzt, man habe seine Bekannten an den einzelnen Hauptstationen.“ Nichts ist langweiliger und trübseliger, als auf sich selbst angewiesen in einem der großen amerikanischen Hotels zu logiren, vor

oder nach Tisch inmitten einer rauchenden und in's Lesen der unvermeidlichen Tagesblätter vertieften Fremdenmenge dazusitzen oder vereinsamt das in allen amerikanischen Städten so gleichförmige Leben zu betrachten. Für den Priester ist es allerdings schon bedeutend leichter, eine entsprechende Gesellschaft, freundliches Entgegenkommen, ja gar oft eine in Europa ganz unbekannte Gastfreundschaft im Priesterhause zu finden; denn sein Charakter als Priester der einen, großen, auch über die ganze Union verzweigten Weltkirche ist ihm bis auf gewisse Grenzen hin Einführung und Empfehlung genug. Mein hierortiger Aufenthalt jedoch hat mir Alles überreichlich geboten, was ich zur Erholung meiner selbst, zur Erheiterung durch liebfreundliche Umgebung und zur Kenntniß von Ort und Leuten mir nur wünschen konnte; denn ich genoß hier durch eine volle Woche die ebenso edle Gastfreundschaft von Mr. und Mrs. H., eines in Dalles angesehenen Geschäftsmannes, als die angenehme und zuvorkommende Gesellschaft des in The Dalles stationirten römisch-katholischen Missionspriesters, des hochwürdigen Herrn A. B.

Hier sitz' ich in meinem freundlichen und sonnigen Gastzimmer und meine flüchtig hingeworfenen Notizen überschauend, will ich versuchen, vor meiner Weiterreise eine Skizze des freundlichsten Landlebens in Oregon zu bieten. Eine Woche ist seit meiner Ankunft dahin; sie ist schneller enteilt, als der „Pacific Train" nach Westen eilte; das große Boot auf dem Columbia River steht bereits an den Docks, um mich, den Unstäten auf dieser westlichen Erde, wieder weiter zu entführen. Kann man sich in weiter Ferne und unter Fremden heimisch fühlen, so liegt darin ein doppelter Genuß und ich möchte deshalb vor meinem Scheiden von „Dalles City" im warmen Dankgefühl gegenüber Mr. und Mrs. H. hier bestätigen, daß mir dieser Doppelgenuß geboten wurde.

In der That fühlte ich mich „heimisch", aber daß ich „ferne" und unter „Fremden" war, mußte ich mir doch bewußt werden, wenn mein Auge auf die Karte fiel oder ich im Anblick der Columbiafälle und Bergkette der „Cascades" mir sagen mußte, das ist das Land, „Where rolls the Oregon [1])" und die Gegend, von welcher noch in unsern Tagen der moderne Schriftsteller Parkman in seinem 1882 gedruckten Buche „The Conspiracy of Pontiac" in einem Vergleiche mit Illinois i. J. 1764 schreiben konnte: „Wir wenden uns

---

1) „Wo der Oregon fließt."

nun einer Gegend zu, auf welche wir bis jetzt nur einen flüchtigen Streifblick geworfen, und Regionen, die unsern Vorvätern so entlegen und fremd schienen, wie uns etwa die Bergfesten der Apachen oder die Einöden des entlegensten Oregon." (S. 245.) Wenn der Europäer nach Ueberstehung der Seefahrt auf dem Atlantischen Ocean zum ersten Mal seinen Fuß auf die freie Erde Amerika's setzt, so überkommt ihn meistens, wenigstens für einige Augenblicke das Gefühl und Bewußtsein jener weiten Entfernung, welche die alte und die neue Welt von einander trennt, aber ich war jetzt von der Pforte zu den Vereinigten Staaten, vom Golfe New-Yorks und dem Atlantischen Ocean gerade so weit entfernt, als der Amerikaner der „Imperial City" von irgend einem europäischen Seehafen, sei es Liverpool oder Havre oder Amsterdam. Ferne bin ich in der That selbst von Helena, meinem letzten Aufenthaltsorte, und ich brauche wirklich nur die weite Strecke zu überschauen, die ich von dort bis hieher durchreisen mußte, um mir klar zu machen, daß ich von nun an nicht mehr im „fernen", sondern im „äußersten" Westen Nordamerika's weile.

Es war Sonntag Abend 7 Uhr, als ich zum dritten Mal auf dieser Reise den Zug der „Northern Pacific" bestieg und zwar um diesmal die Linie bis zum stillen Meere durchzumachen. Ich hatte mich diesmal unter sehr wenigen Passagieren — ich glaube, es waren deren nur fünf bis sechs — im Pullman-Car wieder einlogirt, sollte es doch ohne Unterbrechung, Tag und Nacht unaufhörlich weiter gehen bis wenigstens Dienstags morgens in der Frühe. Wir hatten Helena kaum aus den Augen verloren, als die Sonne im fernen Westen niederging und ich zum Fenster meines Eisenbahnwagens hinaussehend gewahrte, wie der etwas mühsam dahinrollende Zug eine mächtige Kurve machte und von zwei schnaubenden Dampfrossen mit großen Anstrengungen vorwärts gezogen und eingeführt wurde in die „Pforten der Felsengebirge".

Gleich der erste Anblick beweist dem vom Osten kommenden Fremden, wie gerechtfertigt der Name „Felsengebirge" ist. Riesige Riffe und granitene Säulen scheinen den Weg zu versperren und jedes Weiterdringen verhindern zu wollen. Mitten in den Felsenreihen zeigen sich Senkungen, wo entweder Waldbäche über ausgebreitete Matten einher- oder wilde Flüßchen, gespeist vom ewigen Schnee, über Steingeröll herunterplätschern. Ueber eine dieser Senkungen baute Lieutenant John Mullan eine Wagenstraße, um die militärische Verbindung zwischen den Stationen am Missouri und den ausgesetzten Posten in Oregon herzustellen.

Jetzt hebt sich die Eisenstraße. Der Zug dringt durch einen $^{3}/_{4}$ Meilen langen Tunnel in das Herz der Gebirge. Kaum ist dieses durchstochen, so eröffnet sich eine der glänzendsten Aussichten auf eine mit Ueppigkeit gesegnete Gegend.

Leider war der Abend schon weit vorgerückt und die milden Töne eines Landschaftsgemäldes wurden vom hereinbrechenden Dunkel nach und nach verwischt. Schon jetzt erspäht das Auge in weiter Ferne schneegekrönte Berge, fühlt man die kühle Luft der Meeresküste einem entgegenwehen und entdeckt der Blick die „Powells Peak", eine massive weiße Pyramide, die in scharfen Umrissen vom abendlichen Himmel absticht.

Dunkel war hereingebrochen. Die Bergspitzen von „Mount Powell", die Felsenschlucht „Hell Gate", das nicht unbedeutende Städtchen „Missoula" an dem westlichen Eingang zu den Felsengebirgen, all' diese Plätze wurden bei Nacht passirt. Mitternacht war schon vorüber, als wir — ich vernahm das erst am folgenden Morgen — den Coriacan Engpaß und Marent Schlund auf einer Gerüst- oder Leiterbrücke übersetzten, zu deren 866 Fuß langem und 226 Fuß hohem Baue 1,000,000 Fuß Holzwerk verwendet wurden.

Als wir „Paradise Valley" durchfuhren, hatte der sonnige Morgen bereits über dieses romantische Thal aufgeleuchtet. Verschiedene Ströme durchfließen in sich kreuzenden Windungen dieses Paradies voll herrlichen Pflanzenwuchses, kühner Felsenbildung und endloser Abwechselung, bis sie schließlich alle sich in den „Columbia" ergießen. Montana war jetzt durchschnitten, und wir befanden uns Montag Vormittags im Territorium von Idaho.

Idaho ist im Osten und Nordosten von Montana und Wyoming begrenzt und von diesen Territorien durch die Bergkette „Coeur d'Alêne" getrennt. Südlich liegen Nevada und Utah, während Oregon und Washington es im Westen, die britischen Besitzungen im Norden einschließen. Idaho liegt zwischen dem 42. und 49. Breitegrad, dem 111. und 117. Meridian und hat einen Flächeninhalt von 86,294 (engl.) Quadratmeilen.

Cultur und Civilisation sind hier noch auf ihrer ersten Entwickelungsstufe. Etwa 5000 Indianer, den verschiedenen Stämmen der Nez Percés, Bannocks und Shoshones zugehörig und 50,000 Weiße, einschließlich zerstreute Mongolen, bilden seine gegenwärtige Bevölkerung. Das Territorium selbst ward erst 1863 von Oregon abgezweigt und selbstständig organisirt. So unvollkommen übrigens die hier herrschende

Cultur, so vollkommen in ihrer wilden Pracht und Herrlichkeit ist die Natur. Die gleich beim Eintritt in dieses Territorium stattfindende Ueberfahrt über die silberschimmernde Wasserfläche von „Lake Pend d'Oreille" gehört unstreitig zu den schönsten Partien meiner nördlichen Fahrt. Dieser See, einer in's grüne Bergthal ausgeschütteten Wassermasse vergleichbar, ringsum von dunkeln Wäldern und trotzigen Felswänden umrahmt, 60 Meilen lang und bald 15 Meilen breit und wieder nur 3 Meilen eng, darf an Schönheit, Reiz und Interesse mit irgend einem unserer Schweizerseen verglichen werden.

Es war Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr, als der Zug einer sich hin und her windenden Seeschlange gleich, auf die girrende Holzbrücke einlief und so mitten über den Wasserspiegel dahinzischte. Ich hatte mein Wagenfenster geöffnet, sah Zug und Brücke im krystallhellen Wasserspiegel reflektirt, bewunderte die herrliche Landschaft, vom goldenen Glühschein der Julisonne verklärt, aber — ich sah auch unaufhörlich, ob wir das jenseitige Ufer noch nicht erreicht und wir über festen Grund dahineilen könnten.

Ich gehöre, was Reisepartien und deren Gefahren betrifft, gewiß nicht zu den Furchtsamen und kann mich nur ärgern, wenn übertriebene Ausführungen der im amerikanischen Eisenbahn- und Dampfschiffsverkehr vorkommenden Unfälle mithelfen, das mit Vorurtheilen über Amerika ohnedies gesättigte Europa glauben zu machen, als sei Reisen hier zu Lande ein ausschließlich Wagniß von Waghalsigen oder Abenteurern. Es ist statistisch erwiesen, daß im Vergleiche zur Verkehrsmasse in diesem Lande eher weniger, als mehr Unglücksfälle sich ereignen, als in der alten Welt. Hier jedoch, ich muß es bekennen, kribbelte es mich ein wenig in den Füßen, ja ich muß diese Seeüberfahrt als die, wie mir wenigstens vorkam, gefährlichste Passage meiner ganzen Reise bezeichnen.

Der Zug fuhr über eine sogenannte Holzbrücke, d. h. über eine sich mitten durch den See hindurch ziehende Linie von je zwei sich gegenüberstehenden, in den Grund gefesteten, den Schienenweg tragenden Baumstämmen. Wir fuhren allerdings langsam, aber ich fühlte im Wagen ein leises Schwanken, hörte deutlich, wie die belasteten Stämme ächzten und girrten, sah viele von denselben von tiefen Sprüngen aufgerissen, der Rinde entblößt, anscheinend unsichere Träger über die weite, klare Wasserfläche, jedoch tief genug, um eventuell Zug und Passagiere und Brücke zu begraben. Dieses Gefühl der Unsicherheit beeinträchtigte etwas den Zauber, den die ganze Umgebung aushauchte.

Ich fragte mich unwillkürlich, ob ich beim Morgenoffizium meines Breviers für heute das liturgische Reisegebet nicht vergessen. Wie endlich die Lokomotive wieder festen Grund erreichte, athmete, ich meine doch ein Jeder, wieder freier und erleichtert auf.

Aber schon ist der schmale Strich von Idaho durchschnitten und wir befinden uns im Washington Territory, zwischen den Parallelen 45° 32′ und 49° N. und den Meridianen von 117° und 124° 8′ W. Dieses ungemein große Gebiet hat 200—250 Meilen Länge, und in seiner größten Breite 360 Meilen. Im Jahre 1853 als Territorium organisirt, umfaßt es nun, auf seine 69,994 Quadratmeilen vertheilt, eine Bevölkerung von 110,000 Seelen. Ich konnte auch hiervon nicht mehr viel gewahren, denn die Nacht und zwar die letzte für meine Eisenbahnfahrt war wieder hereingebrochen. Was mich seit dem Verlassen Montanas bei den einzelnen Haltstationen sofort überraschte, war die sichtliche Zunahme des mongolischen Elementes. In elenden Hütten längs der Bahnstrecke, in Zelten mitten im Walde, an den Bahngebäuden und Halteplätzen, überall waren diese bezopften Bürger Asiens sichtbar und sie schienen in der That den früher an solchen Stellen anzutreffenden Indianer Amerikas verdrängt zu haben.

Der „Westlichste der Staaten" aber, Oregon, dem ich zueilte, ist bereits erreicht und im Dunkel der Nacht übersetzten wir seine Grenzlinie. Ich habe für Oregon schon seit länger eine gewisse Vorliebe gefühlt, welche Lektüre, mündliche Berichte und die Thatsache eines sichtlichen Aufschwunges auch des katholischen Lebens in diesem Küstenlande genährt haben. Da ich Oregon etwas mehr zu bereisen die Absicht habe, wird sich weitere Gelegenheit bieten, auf des Staates Bedeutung, seines Gebietes Merkwürdigkeiten und seiner kirchlichen Geschichte Entwickelung einzugehen, und ich sende als Programm des sich jetzt eröffnenden Panoramas nur voraus, was eine geübte Feder von Oregons Natur- und Klimavorzügen schreibt: „Wenige Länder Nordamerika's dürfen an Großartigkeit ihrer Scenerien sich mit Oregon messen. Der majestätische Mount Hood, gleich einer riesigen Pyramide Aegyptens dastehend und sein mit ewigem Schnee gekröntes Haupt zu den Wolken erhebend, ist der prachtvollste Felsenstock der ganzen Küste des stillen Meeres, wenn Symmetrie der Formen als erste Bedingung der Schönheit gilt, während Mount Tacoma in Alaska ihn nur an Höhe und massiven Formen überbietet. Der große Zuckerstock Mount Helens und Mount Adams, obwohl auf der andern Seite des Columbia

im Gebiete des Territoriums Washington, gehört eben so sehr zur Scenerie des Gebietes von Oregon. Alle diese glitzernden Spitzen können von Oregons Hauptstadt, Portland, aus gesehen werden. Die mehr niedern Bergketten der Küste, die Kaskadeberge bei Dalles City, die Calapovia und die Siskioufelsen zeigen sich in noch kennbaren Umrissen von weiter Ferne."

Man reist bei Nacht noch schneller, wie bei Tage, wenigstens in der Phantasie, und so war ich, wie der Morgen dämmerte, schon weit im Gebiete von Oregon vorgerückt. Wallawalla, so genannt von dem einst dort herrschenden Indianerstamme, Umatilla, ebenfalls berühmt durch den so genannten Stamm kriegerischer Söhne der Wildniß, „Baker City", der wohl angesehenste Platz im östlichen Oregon, lagen alle schon hinter uns. Hatte ich in Folge nächtlicher Ruhe des Genusses entbehrt, das bekannte „Cape Horn" am Columbia-River und die kleinen Fälle desselben, genannt „the little Dalles", betrachten zu können, so war das keine wirkliche Einbuße; sollten doch beide Naturschönheiten in zweiter und verbesserter Auflage beim vollen Tageslichte noch einmal erscheinen, die Fälle bei „Dalles City", meinem nächsten Reiseziel, und „Cape Horn" auf der folgenden Stromfahrt von The Dalles nach Portland. Dämmerung und Licht lagen noch im Kampfe mit einander, als ich Morgens ½5 Uhr in The Dalles ausstieg und von Mr. H. bereits am Bahnhof freundlichst bewillkommt wurde. Ich hatte mich eben noch einige Stunden in dem seiner Residenz nahegelegenen Priesterhause ausgeruht, als ich zum bereits einladenden Frühstück meines Gastgebers niedliche Behausung betrat, aber, von der Stimme, Grazie und Freundlichkeit von Mrs. H. irregeleitet, beinahe glaubte, ich beträte, wie vor einem Jahre, den geistlichen „Einsiedlerhof" im schweizerischen Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln. Eintreten, bekannt werden, sich heimisch fühlen, war das Werk ein und derselben Morgenstunde.

„The Dalles", etwa zwei Meilen von den berühmten Schnellen des Columbia-River westlich gelegen und in seinem Gesammtbilde vom Mount Hood vollends beherrscht, ist ein bedeutender Hafenplatz, woselbst die Columbiadampfer nach Portland vor Anker liegen. Der Platz selbst ist mit den Uranfängen der Geschichte Oregons innigst verbunden; pflegten doch die ersten Einwanderer und Ansiedler, des langen Marsches durch den Continent müde, sich hier mit all' ihrer Habe rohen Booten anzuvertrauen und so zu Wasser die Reise in's Willamettethal zu vollenden. Der Name „Dalles" ist eigentlich nur

eine allgemeine Bezeichnung für „strömendes oder schäumendes Wasser", wird aber im engeren Sinne jetzt den sogenannten „Stromschnellen" beigelegt, wie sie hier und auf dem Lorenzo-River in Kanada zu finden sind, und hat sich im engsten Sinne nun zum specifischen Namen dieses Städtchens ausgebildet. Es liegt in malerischer Umgebung auf dem linken, sandigen Ufergrunde des Columbia und mag zwischen 4—5000 Einwohner zählen. Ein Spaziergang durch die Main Street mit dem lebendigen Verkehr und Handel ist nicht uninteressant, zumal die bunte Mischung von Amerikanern, Chinesen und vielen hier zum Ankauf verschiedener Artikel herbeiströmenden Indianern einen eigenthümlichen Eindruck auf den Fremden machen muß. Auch Missionäre sollen hier schon frühe sich zeitweise niedergelassen haben, und St. Peter, der Fürstapostel, hat hier in der ihm geweihten katholischen Kirche festen Fuß gefaßt. Nahe bei der Kirche erhebt sich das schöne und große Gebäude der Schwesternakademie von der unbefleckten Empfängniß Mariä. Kirche und Gemeinde in Dalles sind zwar nicht sehr groß, aber eine weite Diaspora und in die entfernteste Umgebung zerstreute Katholiken sind der wirklich unermüdlichen Hirtensorge ihres Hochwürdigen Seelsorgers und Missionärs Rev. A. B. unterstellt.

Ich habe oft mit Bewunderung des noch jugendlichen Priesters hartes Missionsleben betrachtet, das ihn Sonntags in Dalles zur Vornahme der heiligen Funktionen festbindet und gleich Montags wieder hinausführt, um zu Pferde, sei es eine Ansiedlung von Katholiken zu besuchen, sei es einem schwer Kranken die letzten Tröstungen der heiligen Kirche zu bringen. Der Pionierzustand des Priesters in diesen zum Theile noch unwirthlichen Gegenden bringt das so mit sich. Während meiner Anwesenheit zwang einst ein Krankenruf den von langem Ritte ermüdeten Priester, der eben von einer Mission zurückgekommen, wieder seinen „Falben" zu satteln, um erst in später Abendstunde wieder bei uns einzutreffen. Wenn ich den Hochwürdigen Herrn so zu Pferde erblickte, wie ein Rittmeister auf seinem mexikanischen Sattel sitzend und mit halblautem „get up" den „Jack", seinen behenden Träger, zum Missionslaufe anspornend, konnte ich nicht umhin, mich an das Bild zu erinnern, welches uns Washington Irving in seinen treuen Schilderungen der Abenteuer des Herrn von Bonneville von einem „reitenden Prediger" entworfen. (S. 456.)

Das Pferd spielt überhaupt in diesen westlichen Regionen eine ganz bedeutende Rolle. Die ungeheuern Entfernungen, die meist schlechten Wege, der Mangel jedes andern Verkehrsmittels machen das Pferd

hier so unentbehrlich, wie das Kameel in der Wüste Aegyptens. Uebrigens ist Anhänglichkeit und Liebe zum Pferde dem Bewohner Oregons schon vom Ureinwohner Amerikas, dem Indianer, als Erbtheil überlassen worden. Man sollte nicht glauben, daß das Pferd in Amerika einst gar nicht bekannt war, und erst von den Spaniern nach Amerika verpflanzt wurde. Eine große Anzahl von „Ponies" bildet den Hauptreichthum und Stolz des Indianers; erwähnte ich doch bereits früher, daß die Indianer einer einzigen Reservation an 40,000 solcher Pferde besitzen. Diese freilich reiten ihre flüchtigen Thiere ohne Sattel, während der gewöhnliche civilisirte Reiter in Oregon sich allgemein des mexikanischen, schweren, mit vorn aufstehendem Horne und ledernen Steigbügeln versehenen Sattels bedient. Ist es somit ein Wunder, wenn auch von den nur hier gebotenen Excursionen und Vergnügungen das Pferd unzertrennlich ist? Die theils ebene, theils ansteigend waldige Umgegend von „Dalles City" auf der Oregonseite des Columbia bietet zu schönen Ausflügen Gelegenheit genug. Man mag sich übrigens in der interessanten, nur leider meist sandigen Umgebung hinwenden, wohin man will, man wird nie den Fürsten der Landesschönheiten Oregons, den Mount Hood, aus dem Auge verlieren können.

Dieser berühmteste Berg Oregons wurde wiederholt bestiegen, aber dessen Höhenangaben schwanken zwischen 11,225 und 17,640 engl. Fuß. In Bestimmung der Höhe dieses Fürsten der Gebirge soll übrigens, wie sich die Leute sagen, die leicht erklärliche Eifersucht zwischen Oregon und Californien arg mitspielen. Als nämlich die Californier behaupteten, der im Norden ihres Staates gelegene hohe Shasta Butte übertreffe den Mount Hood um volle 4400 Fuß, da wollten die Oregonier des Herrn Williamson's Messung von nur 11,225 Fuß ihres „Hood" nicht gelten lassen, glaubten den Bergmesser mit Californischem Golde bestochen und hielten diese Anmaßung Californiens für eine nationale Beleidigung. Jetzt freilich ist dem Wettstreit ein Ende gemacht. Durch Erwerbung der russischen nordamerikanischen Besitzungen sind die Vereinigten Staaten in den Besitz des noch höhern Mount Elias gekommen, der jetzt unbestritten der höchste Berg Nordamerikas ist. So haben die Oregonier wenigstens die Freude, daß den Californiern der Ruhm genommen ist, den höchsten Berg am nördlichen stillen Ocean zu besitzen. Wäre es möglich, den Mount Hood noch höher zu machen, so würden die Oregonier das sicherlich thun, und nöthigenfalls die erforderliche Erde in Körben hinaufschleppen, aber sie werden sich wohl

überwinden und den hübschen Hood nehmen, wie der liebe Gott ihn gemacht.

Und schön genug in der That ist er. Wie ein riesiger Zuckerstock steht er da, und könnte man ihn im vorbeiströmenden Columbia auflösen, so hätten die Millionen Salmonfische darin für lange Zeit Zuckerwasser genug. Die glitzernde, weiße, pyramidenförmig zugespitzte Masse hat mich zwar viel an unsere Schweizergletscher erinnert, aber sie ist doch auch wieder ganz und gar von den schweizerischen Schneebergen verschieden. In der schweizerischen Gebirgswelt bilden die eisigen Gletscher nur die obern Spitzen und glitzernde Zackenformation, welche das mächtige, felsige, bläulich in die Ferne schimmernde Berggestein krönt. Hier ist Alles weiß von unten auf, wie denn eine vulkanische Thätigkeit im ganzen Innern vom Mount Hood wirksam ist. Im schweizerischen Alpenland können wir bei flüchtigem Streifblick von einer der hervorragenden Höhen stets genau die niedere Region der Matten und Alpen, die höhere der Stein- und Felsengegend und endlich die höchste der Schneefelder und Gletscher unterscheiden. Hier ist diese Unterscheidung wenigstens von der Entfernung unmöglich, und vereinzelt, allein, einsam thürmt sich das schneeweiße Denkmal Oregons zum azurblauen Himmel. Ich glaube, daß der Berg für sich genommen vielleicht schöner und reizender sein dürfte als ein Schneeberg der Schweiz, aber seine vereinzelte Pracht würde vor der Gesammtmajestät einer mit Eis gekrönten Gebirgswelt des Engadin oder Berner Oberlandes doch erbleichen.

Diesen Hood vor Augen, fuhren wir an einem sonnigen Nachmittage mit dem eiligen Gespann des Hausarztes von Mr. H. auf eine Anhöhe gegenüber dem Columbia und kampirten in froher Gesellschaft unter freiem Himmel. Hätte derselbe Hood nicht eines andern Tages ein so finsteres Gesicht gemacht und mit solcher Ausgelassenheit über den Strom hingepustet und geblasen, so hätten wir auch einem Segelboote auf dem Strome selbst uns anvertraut. Die schönste Excursion aber bleibt immerhin die beim herrlichsten Wetter eines Nachmittags unternommene Reiterpartie in die Umgegend von Dalles City.

Schreiber ist zwar kein Kavallerieofficier und obschon er manche hohe und niedere Schulen besuchte, hatte er es doch nie dazu gebracht, eine Reitschule durchzumachen. Beispiel Anderer und eigene Uebung mußten so nachhelfen, die Theorie zu ersetzen; lernt man ja auch, in's Wasser geworfen, wie es heißt, das Schwimmen am Besten. Die

Offerte, bei herrlichem Sonnenschein, in der romantischen Scenerie, in der wünschenswerthesten Gesellschaft, unter Direktion eines geistlichen Rittmeisters, eine Reitpartie zu machen, war zu verlockend, als daß ich sie abweisen konnte. Ich habe die Annahme derselben nie bereut, wenn auch unvermeidliche physische Erinnerungen mir später in's Gedächtniß riefen, daß jedes irdische Vergnügen ein Trank ist, der Hefe zurückläßt. Noch heute sehe ich im Geiste die fünf Berittenen auf ihren muthwilligen Rossen und bewundere den Heldenmuth namentlich eines derselben. Rev. B. auf stattlichem Rappen; Mrs. H. in malerischem Reitkleide mit galanter Hand die Zügel ihres schneeweißen hohen Thieres, „Schneeball" genannt, festhaltend; Mr. H. auf seinem feurigen Braunen wie ein Herold stets vorausfprengend; K. G., Bruder von Mrs. H., als besorgter brüderlicher Adjutant seiner Schwester unzertrennlich zur Seite reitend; meine Wenigkeit, erst durch die Gravität meines Amtes den guten „Jack", einen Falben, zu zügeln und beschwichtigen versuchend, dann wider Willen von seinem Ungestüme fortgerissen, endlich mit Willen und Freude mich dem ersten Genusse des „Gallopirens" überlassend — das Alles vereinigte sich, um ein Bild längst vergangenen Mittelalters oder eine Reminiscenz seiner stattlichen Tourniere im Bilde, auf dem Hintergrunde einer nordamerikanischen Scenerie zu bieten!

Es war aber wirklich, Spaß bei Seite, ein herrlicher Ausflug, und alle Einzelheiten trugen dazu bei, die Erinnerung daran unauslöschlich zu machen. Mitten im Walde wurde Halt gemacht; die besattelten Pferde weideten ringsum und löschten ihren Durst in sprudelndem Bache; die Berittenen, von ihren Mühen sich erholend, lagerten auf frischem Grunde und verzehrten zu einem Glase californischen Rothweines den mitgeführten Proviant. Die Sonne war schon am Niedergehen, als wir den Rückritt begannen und ich bei einem erneuten Halte zu großer und freudiger Ueberraschung, im Eigenthümer der größten Brauerei in Dalles, Mr. B., einen schweizerischen Landsmann, einen Appenzeller, ja sogar einen einstigen Mitschüler der Hochschule Mariabergs bei Rorschach herausfand.

Schon lagen die Abendschatten über Dalles City, als wir in Reih und Glied, stolz wie die Feldherrn eines siegreichen Generalstabes, nicht ohne gewisse Ostentation die Main Street entlang nach Hause ritten. Es war so schnell Abend geworden und noch schneller Abend oder Ende meines gemüthlichen Aufenthaltes in The Dalles, in dem mir liebgewordenen Heim an den Stromschnellen des Columbia.

Schon hat aber der mächtige Flußdampfer, welcher mich heute nach Portland bringen soll, durch einen grellen Pfiff das erste Signal zur nächsten Abfahrt gegeben; ich kann nur noch in Eile meinen freundlichen Gastgebern dankend die Hand drücken; diesen sowie allen meinen Freunden im Osten soll mein „Farewell“ gelten, dem ich vom Rücken dieses dampfenden Riesenschwanes herab mit dem Schwenken meines Hutes Ausdruck geben will.



View toward Mount St. Helens

Hotel Portland

St. Vincent's Hospital

Mount Hood

U.S. Cruisers in Portland Harbor

Arlington Club

Portland, Oregon.



X.

Dem Columbiastrom entlang.

Da wären wir denn an dem bedeutendsten Platze des westlichsten aller Unions-Staaten, der kommerziellen Metropolis Oregons, dem reizend gelegenen Portland. Wie weit sind die zwei gleichnamigen und gleichbedeutungsvollen Seestädte, Portland in Maine und Portland in Oregon von einander entfernt, bilden diese zwei Hafenplätze doch fast die Extremitäten des Staatenbundes nach seiner Länge gemessen, und doch wie ähnlich sind sie einander in so Vielem, dacht' ich gleich bei meiner Ankunft und beim ersten Blick auf das vom Schiffsverdeck aus in seiner ganzen Lieblichkeit und Ausdehnung vor mir liegende Städtchen. Zwei bis drei Tage hatten vor einigen Jahren genügt, mir eine gewisse Sympathie für Portland im östlichsten der Staaten, Maine, beizubringen und ich muß gestehen, es brauchte nicht so viel Zeit, um mich für dieses westliche Portland, als Platz und Stadt, einzunehmen; würde ich doch kaum zögern, diese Handelsstadt des fernen Oregon als die verhältnißmäßig am günstigsten wirkende Stadt zu bezeichnen, die ich auf meiner Reise nach Westen besuchte und passirte.

Es ist das übrigens recht leicht erklärlich. Portland ist frei vom Tumulte einer Großstadt, im Besitze und Genusse aller Stadtvortheile und endlich zu allem vereint es die Vorzüge des Stadt- mit den Reizen und Genüssen eines rings dasselbe einschließenden Landlebens. Portland präsentirt sich aber gleich am Anfang ganz besonders günstig dem Reisenden, welcher nach einer Tagesfahrt auf dem Fürsten der westlichen Ströme, dem Columbia, langsam in die gleich den Coulissen einer Theaterbühne sich bald erweiternde, bald verengende, immer malerische Scenerie einläuft, bis deren Meisterpartie, das liebliche Städtchen Portland, als entsprechender Hintergrund und Abschluß der ganzen Vorstellung vor seinem Auge emportaucht.

Dalles City ist von Portland 87 Meilen östlich gelegen. Das Billet der „Northern Pacific“ von St. Paul bis Portland berechtigt seinen Besitzer, den Weg von Dalles an entweder längs dem Columbia in der Eisenbahn oder auf demselben zu Schiffe zu vollenden, denn beide Verkehrsmittel unterstehen hier derselben, mit der „Northern Pacific“ geschäftlich vereinigten „Oregon Railway and Navigation Company“. Nicht bloß der Abwechslung halber, sondern vor Allem in der Absicht, die berühmte Scenerie des Columbia mit Augen zu sehen, wählte ich die Fahrt zu Wasser und Dank einem glücklichen Zusammentreffen, begünstigte der prachtvollste Sonnenschein meine Fahrt durch dieses wechselvolle und überraschende Panorama der Natur. Die Scenerien zu beiden Seiten des Columbia gehören zum Schönsten, was ich während dieser meiner Reise nach Westen gesehen, und ich kann ihnen aus der Gesammtzahl mir zu Augen gekommener Merkwürdigkeiten nur die Naturwunder der Geyserregion und die Herrlichkeiten der „goldenen Pforte“ Californiens an die Seite, nichts über sie stellen.

Ich habe vor etwas mehr als drei Jahren den östlichen St. Lorenzostrom vom Ontario-See bis nach Montreal befahren und auch dort haben die sogenannten „Thousand Islands“, die Tausend-Inseln, mein Auge entzückt, die berühmten Stromschnellen meine Aufmerksamkeit gefesselt, aber die Fahrt im Gesammten bietet wenig des Außerordentlichen in der Scenerie. Ich hatte an verschiedenen Plätzen Gelegenheit, mit dem Auge dem Laufe des Vaters der Flüsse, des Mississippi zu folgen und die breite, gravitätisch fortrollende, unter der Last zahlloser Schiffe dem unendlichen Meere zuströmende Wassermasse hat mir stets eine gewisse Verehrung für den Riesenstrom abgewonnen, den sein unsterblicher Entdecker, P. Marquette, zuerst mit dem Namen „River of the Immaculate Conception“ [1]) getauft hat, aber die Ufer, an denen er vorbeirauscht, sind größtentheils öde, traurig und verlassen. Dieser Fürst der westlichen Ströme, der jenes Weltentdeckers Namen trägt, welcher im Grunde die eigentliche Bezeichnung für diesen ganzen Continent sein sollte, der Columbia River, ist vor Allem ausgezeichnet durch eine ununterbrochene prachtvolle und dabei wechselreiche Scenerie seiner beiden Ufer.

Wie ich in meinen Bemerkungen über den Yellowstone-Park bereits angedeutet, entspringt seine Quelle in jener Wundergegend der Vulkane, fließt dann als „Schlangenfluß“ westlich und erweitert sich unter stetem

1) „Fluß der unbefleckten Empfängniß.“

Anschwellen durch von rechts und links ihn speisende Nebenflüsse Montana's, Idaho's und Oregon's zum eigentlichen Strome. Von seiner Bedeutung und der längs seiner Ufer überall offenbaren Naturpracht sagt ein Amerikaner, dessen Schilderung ich aus eigener Erfahrung nicht im Geringsten als von Parteilichkeit gefärbt oder von Uebertreibungen gesättigt nennen könnte: „Was Großartigkeit seiner Ufer betrifft, steht der Columbia allen amerikanischen Strömen voran. Sein Lauf ist so gewaltig und wild, wie der des Mississippi; seine Felswände und Palisaden sind nicht selten großartiger als die längs des Hudson, Wasserfälle wie die im Yosemitethal Californiens stürzen von hohen Basaltrücken in sein schäumendes Bett. Bei Dalles begräbt er sich in einem tiefen Abgrund und zeigt nur so viel von der Stromoberfläche, als leicht mit einem Steinwurf bemessen werden kann. Bei Astoria erweitert er sich zu einer breiten und tiefen Seebucht, deren Umfassungen nur in weiter nebelhafter Ferne sichtbar sind. Bei den Cascaden ist er ein schäumender, toller Sprudel, und an der Mündung des Willamette wieder ein friedlicher See, der manches grüne Eiland einschließt."

Vom Columbia kann aber nie die Rede sein, ohne daß diese auch der Myriaden seiner Bewohner und des im Fange derselben weltberühmten Geschäftes an seinen Ufern gedenkt. Dieser Hauptstrom zugleich mit seinen Nebenströmen ist die Hauptheimath der Salme oder Lachsfische, die von hier aus in alle Weltgegenden versandt werden. Die früheren Indianerstämme dieser Gegend waren einst ganz auf diesen Fischfang als Subsistenzmittel angewiesen und noch heute ist der mit den Kunstmitteln der Neuzeit betriebene Salmfang und Handel für einen Theil der Bevölkerung eine ebenso reichliche Quelle des Goldes als manche Minen in Californien oder Montana ihren Besitzern. Ich habe den großen, fetten, herrlichen Fisch in ganzen Schiffsladungen gesehen und gewiß ist ein völlig ausgewachsener, silbernschimmernder, zwei bis drei Fuß langer Lachs in seiner Art ein ebenso schönes Stück, als irgend ein Wild der Prairien oder des Waldes. Diese Salmfische westlich der Felsengebirge bildeten für die Ureinwohner Oregon's ein ebenso nothwendiges, zu bestimmten Zeitperioden nur erhältliches Subsistenzmittel, wie die Büffelheerden der östlichen Prairien. Wie diese Büffelheerden zu bestimmten Jahreszeiten über die Ufer der Flüsse und durch die Thäler und Weiden der nördlichen Staaten dahinschweiften, so erschienen, in Verordnung einer auf Alles bedachten Vorsehung, zu den bestimmten Jahreszeiten ungeheure Schwärme von Millionen und Millionen solcher Salmfische, drängten in alle Neben-

flüsse, ja selbst zu Tausenden hinaus bis auf den Ufersand, wo sie von Bären und Wölfen verzehrt wurden, ja oft in solcher Anzahl noch zu verfaulen begannen, daß sie die Atmosphäre verpesteten. So ernährten sich Tausende von Indianern in Gegenden, wo keine Gelegenheit zum Jagen war und wo ohne dieses Wild der Gewässer der Mensch keine Nahrungsmittel gefunden hätte. Der ursprüngliche Fischfang der Indianer fand namentlich an bestimmten Plätzen zu den bestimmten Jahreszeiten statt und dann drängten ganze Stämme zu den Ufern, warfen mit Spießen nach den schwimmenden Wanderern oder schöpften sie zu Hunderten in sehr einfach verfertigten Netzen auf. Die getödteten Fische wurden ausgenommen, auf Holzgerüsten an der Sonne getrocknet, in Bündel gepackt und mit der getrockneten Salmhaut zusammengebunden oder eingehüllt. Jetzt freilich ist es anders geworden, und auch das Geschlecht der Salme leidet nun unter der systematischen Verfolgung des weißen Mannes, der auf großen Booten, mit einer Maschinerie von Rädern, zahllose solcher Fische mitten in ihrem Laufe dem nassen Gebiete enthebt und sie dann in eigens da und dort errichteten Lagerhäusern tödtet, zubereitet und für den Transport verpackt.

Der Handel mit diesem Fische nimmt immer größere Proportionen an. Noch im Jahre 1871 wurden bloß 35,000 Kistchen (jedes 2 Dutzend zinnerne Büchsen von 2 Pfund Fisch enthaltend) versandt, während der Export nur vom Columbia River im Jahr 1880 sich auf 540,000 Kistchen, an der ganzen Küste aber auf 680,000 Kistchen belief. Was dieser Ausverkauf nun dem Staate Oregon einträgt, mag ermessen werden aus der statistischen Angabe, daß am Schluß des Rechnungsjahres 1879 412,924 Kistchen 1,863,069 Dollar dem Lande gebracht hatten. Ich möchte übrigens keinem meiner Leser den Mund nach dieser Delikatesse wässerig machen und verlangt es ihn vom Columbiasalm etwas zu verkosten, so möge er im Osten oder in Europa sich eine Büchse kaufen und ihn besser zubereiten lassen, als man es hier konnte und that. Ich wollte natürlich, weil an Ort und Stelle, doch dem charakteristischen Fische dieses Landes, der mir ohnedies so appetitlich und einladend schien, die gebührende Ehre anthun und bestellte mir bei jeder Mahlzeit, sowohl am Bord des Schiffes, als später im Gasthofe zu Portland von diesem Salmfisch, aber mußte auch jedesmal mich ärgern, nicht über den schuldlosen verkochten Fisch, aber über die unwissenden und dummen Köche, die den delikaten Salm nun recht abscheulich geräuchert oder geröstet, statt in der erforderlichen Sauce zu präsentiren wußten. Es paßt sich für mich allerdings nicht,

eine Vorlesung über Kochkunst zu halten, aber so viel traue ich mir bereits Erfahrung in Amerika zu, um behaupten zu können, in der Kochkunst seien die Amerikaner noch nicht dem Pionierszustande entwachsen.

Doch die interessante Gesammtnatur des Stromes ließ mich noch nicht dazu kommen, von den einzelnen Schönheiten zu erzählen, die ich vom Verdecke aus gewahrte. Als wir von den Docks in Dalles abstießen, leuchtete eine herrliche Morgensonne zum Beginne der Flußfahrt und wie ein riesiger, stolzer, seine Fittiche zum Wassermarsche ausbreitender Schwan schoß der weiße Dampfer in das hier noch ruhig dahinströmende Wasser. Die Fahrt von Dalles nach Portland zu Wasser dauert von Morgens acht Uhr bis Abends sieben Uhr und bietet so Gelegenheit in Fülle, rechts und links sich umzuschauen, umsomehr als der schlecht zubereitete Salmfisch niemanden in Versuchung führt, länger als nöthig am Tische zu sitzen. Wohin das Auge schweift, Alles ist ein Meisterwerk der wilden Naturkraft. Bizarre Felsen spiegeln sich im Wasser. Dunkle Eichenwälder kleiden da und dort die weniger schroffen Felsenwände. Aus weit aufgerissenen Schlünden stürzt ein Wasserfall plätschernd in das Strombett. Bei den sogenannten „Wasserfällen" muß man natürlich das Boot verlassen. Die Fremden werden nun per Eisenbahn eine Strecke weiter, um die Cascades herum gefahren, wo sie dann auf einem andern Dampfer die Reise vollenden. Die Regierung hat bereits drei Millionen Dollars ausgeworfen, um bei den „Lower Cascades" ein erfolgreiches Schleusensystem zu errichten. Diese „Cascades" sind ungefähr in Mitte dieser Gebirgskette. Der von Dalles her ruhig und gravitätisch vorwärtsziehende Strom wird wilder, aufgeregt und sammelt sich zum tollen Sturze über die „Cascades". Die Bergwände treten näher, scheinen fast zum Erdrücken nahe zu kommen und zwischen ihnen wälzt sich in ungebändigtem Zorne der beengte, reißende, schäumende Fluß. Die Indianersage erzählt, die zwei Berge Mount Adams und Mount Hood wären sich einst bei diesen Fällen nahegestanden und eine natürliche Felsenbrücke hätte beide verbunden, so daß die Indianervorväter mit ihren Canoes darunter hinfuhren. Streitsüchtig und grollend hätten die zwei Bergriesen Steine, Feuer und Geröll einander zugeworfen und endlich die Verbindungsbrücke in's Wasser geworfen, wodurch dann die Wasserstrudel entstanden seien. Aufgebracht ob solchem Treiben hätte endlich der große Geist die zwei ungezogenen Kerls beim Kragen genommen und sie weit auseinander, den einen südlich, den andern nördlich gejagt, wo sie bis zur Stunde noch stehen.

Bald gleiten wir an Bonneville vorüber, dem Platze, benannt nach dem kühnen Erforscher des Nordwestens, Capt. Bonneville, einem Franzosen, der in Westpoint gebildet, in militärischem Auftrage am Anfange dieses Jahrhunderts manches Jahr hier zugebracht und aus dessen literarischen Hinterlassenschaft sich Washington Irving den Stoff genommen für den Band seiner „Abenteuer des Herrn v. Bonneville“. Der Oneonta-Wasserfall schäumt von einer Höhe von 800 Fuß in die Tiefe, aber seiner Schmalheit wegen sieht er von weitem aus, wie ein herabhängendes schimmerndes, silbernes Band. Das Wasser des Multnomahfalles stürzt zuerst einige Hundert Fuß, sammelt sich wieder zum erneuten Sturze von wieder 800 Fuß Höhe. Noch einige Meilen und die wuchtigen „Pfeiler des Herkules“ erscheinen, zwischen welchen wie durch eine Triumphpforte der Eisenbahnzug dahineilt. „Rooster Rock“ ist ein wuchtiger Felsblock, der wie eine zeigende Hand aus dem Wasser hervorragt. „Cape Horn“ ist ein Abhang von mehr als 200 Fuß Höhe, der senkrecht vom Wasser aufsteigt.

Fast sollte man glauben, das Auge könnte vom Schauen nicht müde werden und doch wird man und muß man dieses Schauens satt und müde werden. Freilich bietet die Natur eine Abwechslung, wie man sie nicht bunter denken und wünschen könnte, aber das Fehlen menschlicher Ansiedlung, das gänzliche Vereinsamtsein der wilden Natur und die Unmöglichkeit, Spuren menschlicher Arbeit zu entdecken, gibt doch dem Bilde etwas melancholisches und monotones. Keine Burgen und Ruinen, wie sie von fruchtbaren Höhen in den Rhein hinabschauen, keine Villas und Residenzen, wie sie in immer größerer Anzahl die Ufer des Hudson schmücken, kein Monument menschlicher Arbeit und Kunst ziert und belebt noch diese wilde Umgebung des Columbia. Fast fühlte ich mich erleichtert, als die hohen Umfassungen des Flusses schwanden und die Ufer allmählich niederer und freundlicher wurden. Der Fluß wird wieder ruhiger, breiter und die darin schwimmenden Inseln erscheinen zahlreicher. Endlich hielten wir eine kurze Zeit in Vancouver, W. T. Ich konnte vom Schiffe aus den ganzen Platz übersehen, der hauptsächlich militärische Bedeutung hat als Hauptquartier für den Distrikt Columbia. Die Stadt ist leicht gebaut und scheint einfach in die weite Lichtung eines großen Waldes hineingebaut. Die katholische Kirche, die Wohnung des hier residirenden Bischofs Jünger von Nesqualy[1]) und ein ziemlich ansehnliches Gebäude,

---

1) Im vorigen Jahre, 1895, gestorben.

die Akademie einer Schwesternkongregation, ist vor allen übrigen, meistens Holzgebäuden leicht erkenntlich und das im Lande so verschiedener Bekenntnisse vom Giebel kirchlicher Gebäude oder den Thürmen katholischer Kirchen weithin sichtbare Kreuz wirkt stets tröstlich und wohlthuend auf Jeden, der weiß und glaubt, „daß in keinem andern Namen Heil ist, noch daß ein anderer Name den Menschen gegeben ist, in dem wir selig werden, als der Name Jesus des Gekreuzigten." (Apostg. 4, 12.) Ich stieg natürlich hier nicht aus, denn meine Zeit drängte mich unaufhörlich vorwärts, zumal ich wußte, daß Bischof Jünger von Nesqualy, dessen zeitweilige Residenz hierher verlegt ist, eben in Europa weilte.

Der Dampfer hatte bloß Brennmaterial eingenommen und es war noch keine volle halbe Stunde verflossen, so stießen wir neuerdings vom Ufer. Zwölf Meilen von hier wendet sich das Fahrzeug und tritt vom Columbia in seinen Seitenfluß, den Willamette-River. Das hiedurch eröffnete Panorama, zumal auf die entfernteren Gebirge, wird immer reizender und überraschender. Mount Hood, wenigstens 11,025 Fuß hoch, zeigt sich in voller Majestät; Mount Helens, 9,750 Fuß, steht als weiße Pyramide 60 Meilen entfernt; Mount Adams, 9,570 Fuß, ist theils verborgen durch eine Hügelkette; Mount Tacoma, 14,360 Fuß, ist zu weit entfernt, um einen Eindruck seiner wahren Größe zu geben, aber klar in seinen Umrissen erkenntlich. Aber schon wird das breite Flußbett belebter; Fahrzeuge aller Art, große und kleine, von Segel, Ruder und Dampf getrieben, werden immer zahlreicher; Ostindische, Ocean- und die 3000 Tonnen haltenden Dampfer der „Oregon Railway and Navigation Co.", welche in den schon sichtbaren Docks vor Anker liegen, beweisen, daß wir im Hafen einer Seestadt regen Verkehres und in der kommerziellen Hauptstadt Oregons eingetroffen sind.

Portland liegt als Abschluß der sceneriereichen Fahrt in seiner vollen Ausdehnung und ganzen Lieblichkeit vor uns.

Es war zwischen 6—7 Uhr Abends als ich, den Dampfer verlassend, durch einige sehr belebte Straßen, dem Merchant Hotel, einem durchaus und in jeder Beziehung sehr empfehlenswerthen Gasthofe zueilte. Zur Besichtigung der Stadt war die Zeit zu weit vorgerückt und ich verschob diese auf den folgenden Tag, wo ich, wie immer, so lange ich in Portland war, im schön gelegenen Hospitale der barmherzigen Schwestern, deren gegenwärtige Oberin eine Deutsche ist, die heilige Messe las. Allerdings weist Portland wie alle amerikanischen Städte in Gebäuden, Straßen, Verkehrsmitteln dieselbe vollendete Gleichförmigkeit auf, welche uns der Mühe, Einzelnheiten zu besuchen, fast

entheben dürfte, aber Alles weist auf Geschäft, Wachsthum, Wohlstand, aufblühenden Reichthum und frohe Zukunft hin.

Die Stadt liegt auf der Westseite des Willametteflusses, 12 Meilen von dessen Zusammenfluß mit dem Columbia, und ist deren Bevölkerung, einschließlich derjenigen von East Portland, dem kleinern auf dem östlichen Ufer gelegenen Stadttheil seit 1870, wo sie bloß 1103 Seelen zählte, auf bereits 35,000 (im Jahre 1882) angewachsen. Die Lage der Stadt hat außerordentliche Vortheile, denn Portland liegt im Herzen eines sehr produktiven Gebietes, kann sich ungehindert nach jeder Richtung weiter ausdehnen, ist der einzige Mund, durch welchen der Staat aus- und einführen kann, erfreut sich eines natürlichen, auch den größten Fahrzeugen zugänglichen Seehafens. Schon jetzt ist Portland Sitz der großen Dampfschifffahrts-Gesellschaften nach San Francisco, Puget Sound, Britisch Columbia und Alaska, sowie Eisenbahncentrum für die bereits im Betrieb stehenden Northern Pacific und Oregon, sowie aller künftigen Bahnen dieses erst dem Weltverkehr eröffneten Gebietes. Man sieht übrigens der ganzen Physiognomie von Portland seine Jugend, sein Wohlbefinden und seine Hoffnungsfreudigkeit sofort an. Die Straßen sind breit, schön gepflastert, mit Gas und Elektricität bei Nacht vorzüglich erhellt. Schöne im Grünen gelegene Residenzen bilden eine Art Vorstadt; massive und architektonisch vollendete Gebäude zieren die Hauptgeschäftsstraßen und der Großhandel Portland's vom Jahre 1882 allein setzte eine Summe von 40,000,000 Dollar in Umlauf, so eine Steigerung von 28 % in einem Jahre aufweisend.

Wie Oregon überhaupt, so soll namentlich Portland ein starkes und energisch in's Leben und in die Gestaltung des Landes eingreifendes deutsches Element aufweisen. Die Bedeutung des germanischen Elementes in Amerika ist ja ohnedies im Steigen, wie denn überhaupt die nächste Weltzukunft vorherrschend dem vereinten angelsächsischen und germanischen Elemente mit englischer Sprache gehören dürfte. Der eigentliche Amerikaner weiß den nachhaltigen Einfluß des deutschen Charakters auf Gestaltung des Lebens und Festigung aller Verhältnisse recht gut zu schätzen und habe ich persönlich schon manches diesbezügliche Urtheil von Männern hervorragender Erfahrung im Lande vernommen. Der deutsche Charakter in seiner Ruhe, Schmiegsamkeit, Ausdauer macht sich in der Regel nicht so schnell in seinen Vorzügen bemerkbar, aber die Zeit offenbart dieselben desto glänzender. Das deutsche Element ist es, welches mit Ausdauer, Nachdruck, System, Berechnung an's Werk geht und so im Strome der Einwanderer zwar

die „schwere Nachhut", aber auch die Alles erst vollendende und sichernde Legion bildet. „Der deutsche Ansiedler," sagt ganz richtig der Verfasser einer Studie über die Bedeutung des Deutschthums in den Ver. Staaten, „bildet insgemein die schwere Nachhut. Er hat von jedem Vorigen Etwas in seinem Charakter; aber er hat mehr Stetiges und Mildes; sein Verstand kann nicht wirken, ohne eine gewisse Wärme der Seele auszustrahlen, seine Abenteuerlust nimmt gern den Anstrich des Idealen an. Er ist reicher an geistigem Vermögen und freier und ausdauernder an körperlichem, aber es fehlt ihm rasche Entschiedenheit ebensowohl als Einseitigkeit. Er beeilt sich nicht in die Wälder einzudringen. Das überläßt er Andern. Diese müssen ihm die grobe Vorarbeit thun und die Wege ebnen. Er nimmt unterdessen das Beste in seiner Nachbarschaft und bringt es zur Blüthe, dann folgt er jenem Vortrab, kauft ihn aus und schickt ihn weiter westwärts. Wo er Fuß faßt, da wurzelt er auch ein; in kurzer Zeit gibt er seinem Wohnort einen heimathlichen Reiz. . . . Kurz, die Vermischung des deutschen mit dem anglo-amerikanischen Geiste ist die Grundbildung der zukünftigen höhern Cultur Amerika's."

Allerdings darf der Deutsche sich nicht von den Uebrigen abschließen, kann die englische Sprache nicht ignoriren und soll sich nicht mit dem Wahne tragen, hier ein neues Deutschland oder Oesterreich oder Luxemburg oder Schweizerland gründen zu wollen. Er soll, will er seine Mission erkennen und erfüllen, mit großer Vorliebe seine herrliche deutsche Sprache pflegen, stolz sein auf die dem deutschen Charakter einzigen und hohen Vorzüge, seine Traditionen und vaterländischen Erinnerungen heilig halten, aber er soll andrerseits theoretisch und praktisch bekennen, daß die Landes- und Verkehrssprache in Amerika die englische, daß er mit seinen nationalen Eigenthümlichkeiten nur ein Mitfaktor im großen Verschmelzungs- und Bildungsprocesse dieses Volkes, daß er nicht mehr in der alten, begrenzten, specifischen Heimath, sondern im Lande des Sternenbanners ist. Solche Deutsche werden dem Lande ihrer Abstammung Ehre machen, ihre Mission in dieser neuen Welt erfüllen und sich leicht auch als Einzelpersonen vor Andern mit Erfolg hervorthun und auszeichnen.

Leider verstärken so viele Deutsche die Legionen theoretischer und praktischer Renegaten des Christenthums, so daß sehr oft in der Auffassung des Amerikaners Deutscher und Protestant oder Ungläubiger fast dasselbe bezeichnet. Abkunft protestantischer Eltern, oberflächliches religiöses Bewußtsein, von Hause mitgebracht, keine praktische Religions-

übung und Benützung der Gnadenmittel, die an Katholiken gestellten Anforderungen pekuniärer Natur hier zu Lande, verderblicher Einfluß irreligiöser Gesellschaften, Logen, Turnvereine, die materielle Strömung des Landes und sittliche Verdorbenheit in den Großstädten, dies und viel Anderes treibt so viele Deutsche in's Lager eines neuen Heidenthums. Freilich hat das Deutschthum auch da und dort in Folge Mangels an Seelsorgern oder unverantwortlicher Vernachlässigung von Seite Einzelner, denen die geistliche Obsorge oblag, bedeutenden Schaden gelitten. Auch hier in Portland hörte ich von gutunterrichteter Seite über den Zustand und die Lage der deutschen Katholiken klagen. Deren Jubel in Begrüßung des neuen, theilweise wenigstens deutschen Oberhirten, des Hochwürdigsten Erzbischofs **Groß** war deshalb leicht begreiflich und ist auch dem Vernehmen nach schon gerechtfertigt worden durch die neuesten Maßnahmen des Herrn Erzbischofs zur Regulirung und Förderung der Pastoration unter den Deutschen Portland's. Die Katholiken besitzen in Portland gegenwärtig 4 Kirchen, ein Kollegium, eine Schwesternakademie und ein Hospital. Leider war es mir nicht vergönnt, den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Groß [1]), der sich in der kurzen Zeit seines Dortseins alle Herzen wie im Sturme erobert, trotz wiederholter Einladung, persönlich zu treffen, indem ihn Missionsverpflichtungen beständig von Portland fern hielten. Die schöne, neue, gothische Kirche von der unbefleckten Empfängniß Mariä war eben ihrer Vollendung nahe und sollte unter großer Feierlichkeit in Bälde als quasi Kathedrale geweiht werden. Ich sage als quasi Kathedrale, denn sie ist weder eigentliche Kathedralkirche des Erzbisthums, dessen eigentlicher Sitz „Oregon City" ist, noch kann sie Prokathedrale genannt werden, weil eine wirkliche Kathedralkirche mit allen diesbezüglichen Rechten und Privilegien dortselbst in der That besteht.

Schon frühe waren Missionäre an der nördlichen Küste des stillen Meeres thätig gewesen und mehr in's Herz von Oregon vorgedrungen. Auf die allmähliche Organisation der katholischen Kirche in diesem weiten Gebiete hoffe ich noch zurückzukommen. Erzbischof Groß, der dritte, nun mit dem Pallium bekleidete Inhaber des erzbischöflichen

---

1) Es war 4 Jahre später, als dieser selbe Hochwürdigste Herr **Erzbischof** W. **Groß**, damals gerade Europa besuchend, bei meiner am 20. Oktober 1889 zu **Einsiedeln** in der Schweiz stattfindenden **Bischofsweihe** als **Consecrator** fungirte.

Stuhles von Oregon City bedarf tüchtiger Arbeiter und ganz besonders der, für diese Zustände des wenigstens noch theilweisen Pionierlebens, fast unentbehrlichen Hilfe gut organisirter religiöser Genossenschaften oder Orden. Ein solches geistliches Fort und einen für das schon am meisten bevölkerte Willamettethal bedeutenden Vorposten katholischen Lebens und Wirkens bin ich eben im Begriffe noch zu besuchen.



XI.

„Benedictus in monte“.

Soeben habe ich einen Brief an den Hochwürdigsten Herrn Abt Anselm des Benediktinerstiftes Engelberg im schweizerischen Kanton Unterwalden vollendet und geschlossen. „Von der Kanzel des ehrwürdigen Stiftes Engelberg auf den schweizerischen Alpenhöhen“ — so begann ich den Brief — „nach Amerika und von den Ufern des atlantischen Meeres an die Küste des stillen und hinauf auf die Kanzel eines erstehenden Stiftes Neu-Engelberg, ist ein weiter Weg. Ich habe ihn gemacht, zurückgelegt und stand gestern Vormittag hier auf der Kanzel der Priorei Neu-Engelberg in Oregon.“ Von diesem äußersten Vorposten des weltberühmten Benediktinerordens an der Küste des stillen Meeres und dessen Bemannung durch die im schweizerischen Heimathlande gebildeten und geschulten geistlichen Pioniere hatte ich schon früher gehört und konnte deshalb nicht umhin, die erst wenige Jahre alte Ansiedlung persönlich zu besuchen. Die Ausführung dieses Vorhabens brachte mich auch etwas tiefer hinein in das bedeutendste und an Scenerie lieblichste aller Thäler Oregons, das des Willamette-Rivers. Die Oregon- und California-Eisenbahn durchzieht, von Portland ausgehend dieses liebliche und fruchtbare Gelände bis Salem, ja in einer weitern Verzweigung erstreckt sie sich schon bis an die Grenze von Californien, so daß in wenig Jahren die für Oregon bedeutungsvolle direkte Landverbindung zwischen den zwei Haupthandelsstädten der Küste, San Francisco und Portland, hergestellt sein dürfte. Ich verließ Portland Samstag Morgen und passirte auf dem Wege das nun bedeutungslose, im fortwährenden Sinken begriffene, aber romantisch gelegene Oregon City. Hier in diesem für die Welt bedeutungslosen Platz ward der erste Metropolitanstuhl für Oregon errichtet und erst seit 1862 haben die Erzbischöfe es für nöthig erachtet, des

Verkehrs wegen die ständige Residenz in's wachsende, stets zunehmende Portland zu verlegen. Ich hatte ungefähr drei Stunden zu fahren und da ich diese Stunden im Geiste nochmals durchreise, möge mir der freundliche Leser auf meinem geistigen Streifzuge in die Kirchengeschichte Oregons folgen.

Sie ist freilich noch jung, aber nicht arm an Lehren und nicht uninteressant für das Verständniß der Gründung der katholischen Kirche an dieser westlichen Küste. Wie das Gold, so zog der höchst ergiebige Pelzhandel, den verschiedene kanadische, amerikanische und russische Gesellschaften schon früh im Gebiete von Oregon betrieben, eine bedeutende Zahl von Einwanderern nach diesem fernen Nordwesten. Die in diesem Pelzhandel hervorragende „Hudson Bay Company" engagirte und verwendete sehr zahlreiche katholische Iroquois-Indianer und selbst auch Canadier. Es ist begreiflich, daß diese als Katholiken mit der Zeit um Begründung einer geordneten Missionsseelsorge nachsuchten und endlich nach vielen fruchtlosen Bemühungen ihr Bestreben gekrönt sahen, als Bischof Signay von Quebeck ihnen 1838 den Hochwürdigen Herrn F. Norbert Blanchet als Seelsorger und zugleich als seinen Generalvikar in Oregon zusandte. So betrat der künftige Metropolit dieser nordwestlichen Kirchenprovinz sein großes Arbeitsfeld. Auf einer Anhöhe der Felsengebirge las Hochwürden Herr Blanchet am 10. Oktober 1838 die erste heilige Messe, während sein Genosse, Rev. Demers, das erste heilige Opfer im Gebiete von Oregon bei Big Bend am Columbia feierte. Die geradezu unbeschreiblichen Mühen und zahllosen Schwierigkeiten, welche dieses erste Apostolat begleiteten, können wir, die wir schon die in Thränen ausgesäete Saat aufgehen sahen, gar nicht nach Gebühr würdigen und verstehen. Schon das 5. Provinzialconcil von Baltimore zog die Organisation dieses entfernten kirchlichen Distriktes in seine Berathung und Gregor XVI. errichtete auf dessen Empfehlung am 1. Dezember 1843 das apostolische Vikariat Oregon, unter der kirchlichen Leitung des zum Titular-Bischof ernannten ersten Missionärs, des Hochwürdigsten Herrn Blanchet. Unterdessen war der berühmte Indianerapostel de Smet ebenfalls hier thätig gewesen und als Bischof Blanchet im Jahre 1847 mit mehreren Priestern von Europa wieder eintraf, konnten die wenigen Katholiken Oregons bereits von drei Bischofssitzen in ihrem und dem Nachbarterritorium reden. Durch Bulle vom 24. Juli 1846 hatte der heilige Stuhl den erzbischöflichen Sitz von Oregon City, den Bischofssitz von Walla-Walla und von Vancouver Island errichtet. Die drei Oberhirten versammelten

sich am 28. Februar 1848 zum ersten Provinzialconcil. Die erzbischöfliche Metropole Oregon City erhielt eine einfache, dem göttlichen Herzen Jesu geweihte Kathedrale, die noch steht. Freilich steht sie noch, aber, wie schon angedeutet, ist der Bischof von hier nach Portland übergesiedelt, während Oregon City in stetem Sinken begriffen ist. Der Platz, den sich vor dreißig Jahren viele als künftige Metropole des Nordwestens dachten, ist nun ein kleines, bedeutungsloses, nur mehr von etwa 2000 Einwohnern bewohntes Städtchen. Auch in den kleinen Plätzen des Willamettethales soll das Deutschthum, zumal in Salem stark vertreten sein. Der um das katholische Deutschthum hochverdiente Missionär P. Weninger, S. J., hat schon die meisten Stationen hier besucht und durch sein apostolisches Wort den schlummernden oder halb erstorbenen Glauben Vieler wieder zum Leben gerufen.

Gegen 10 Uhr Vormittags traf ich auf der Station „Gervais", einem Hauptplatze dieser Priorei ein, wo, wie der Eisenbahnführer großartig meldet, „die Katholiken bereits eine schöne Kirche und ein Seminar errichtet hätten." Das hier fälschlich als Seminar bezeichnete Gebäude ist ein katholisches Institut und Schwesternhaus, welches Benediktinerinnen von Engelberg in der Schweiz hier errichtet haben. Da ich nach der Benediktinerniederlassung Neu-Engelberg in Marion Co. verlangte, mußte ich der noch mangelhaften Schienenverbindung wegen schon hier den Zug verlassen, aber genoß so der Freude, auch diesen guten Schwestern und dem mit ihrer Leitung betrauten Hochwürdigen P. Anselm, O. S. B., ein heimathlich „Grüß Gott!" auf fremder Erde zu bieten. Die guten Schwestern haben auch erfahren, daß man in Armuth beginnen, in Gottvertrauen fortfahren, in vielen Schwierigkeiten aushalten muß, soll ein Werk gelingen. Ich meine übrigens, es ist gelungen und die Dienerinnen einer heil. Scholastika dürfen froh in die Zukunft sehen. Da meine Zeit drängte, ich folgenden Tags den Sonntag in Engelberg feiern wollte und keine anderen Verkehrsmittel zu Gebote standen, so ließ ich mich auf dem sehr primitiven, schwerfälligen und holperigen Klosterfuhrwerk zu dem noch zwei bis drei Stunden entfernten Kloster fahren. Die Sonne brannte heiß und eine fast ununterbrochene Staubwolke umhüllte den über Stock, Stein und Baumwurzeln dahinrollenden Wagen. Zusammenhängende Lichtungen im Waldesdickicht bildeten die Straße, und daß diese somit von einer europäischen Chaussee ziemlich verschieden war, dürfte Jedem ohne weitere Ausführung einleuchten. In der That, ich konnte es mir

erklären, daß bei Ankunft vor der Klosterpforte der Bruder einen fast etwas verdächtigen Blick auf den mit rothem Staub ganz bedeckten Fremdling warf und mit einer gewissen Zurückhaltung mich anredete in den Worten: „Darf ich vielleicht um Ihren werthen Namen bitten?"

Die Parole ward gegeben und der Bruder war verändert, wie ein umgekehrter Handschuh. Die Pforten des Klosters sprangen auf, wie von leichten Federn getragen. „Haben Sie schon lang umsonst erwartet," repetirte der überaus freundliche Prior, der inzwischen herbeigeeilt war und unaufhörlich sich abmühte, mich, den Rothen, wieder schwarz zu machen, wie er selbst war. Ja, ich war in Engelberg, und hätten nicht die leichten Holzwände des provisorischen Gebäudes in ihrem Contraste zu den massiven Mauern des ehrwürdigen Stiftes Engelberg in der Schweiz mich doch lebhaft erinnert, daß ich fern und in einem erst werdenden Kloster angekommen, ich hätte mich im romantisch gelegenen Mutterstift im Kanton Unterwalden träumen können. Was frug ich übrigens nach den Mauern, waren doch die Hochwürdigen Patres alle wirkliche, leibhaftige, würdige Söhne des heil. Benedikt und ihrer geistigen Mutter „Stift Engelberg". Ich fühlte mich ganz urplötzlich zu Hause; in mein Zimmer kommend, sah ich auf den ersten Blick, daß hier eine an Ordnung, Nettigkeit, Sauberkeit gewohnte Hand gewaltet; nicht ohne Lächeln stellte ich, europäisch-schweizerische Praxis repetirend, Abends meine Schuhe vor die Zimmerthüre und richtig — auch die waren über Nacht wieder schwarz geworden.

Das erstehende Kloster Engelberg ist noch ganz neu und soweit ich mich erinnere, sind es noch kaum fünf Jahre, daß der Hochwürdige P. Adelhelm, der jetzige Prior, von Missouri ausgehend, Amerika's Westen ausforschend, endlich hier sich niederlassend, dieses Priorat des heil. Benedikt gegründet hat. Die Hochwürdigen Väter besitzen eine ausgedehnte Strecke Landes und ist der jetzige Klosterbau nur der Vorposten des in Zukunft auf einem centralen Hügel die ganze Gegend stolz beherrschenden Stiftes. Noch am Abend ward für den kommenden Sonntag das Programm entworfen, welches mir die angenehme Pflicht sowohl der Feier des Hochamtes, als der Predigt am Feste der heiligen Mutter Anna zuschrieb. Nicht ohne innere Bewegung sang ich das Gloria in der bescheidenen Kapelle, welche einst in vielleicht nicht zu ferner Zukunft in die erste Abteikirche Oregon's sich verwandeln dürfte. Als ich vor ziemlich stark gefüllter Kapelle die Kanzel betrat, um das Wort des Herrn zu verkünden, konnte ich nicht umhin, in Worten meiner Erinnerung Ausdruck zu geben, die mich über Continent und

Ocean zurück- und hinauftrug auf die Kanzel der herrlichen Stiftskirche Engelbergs. Das folgende Festessen brachte es natürlich mit sich, daß wir auch im fernen Westen, am stillen Meere, in Neu-Engelberg angestammter Sitte nicht vergaßen und bei klingendem Glase Mutter und Vater zu Hause, Stift und Abt von Engelberg in der Schweiz hochleben ließen.

Dem Hochwürdigen P. Prior hatte ich übrigens längst angesehen, daß er keine Ruhe habe und ihn etwas immer fort weiter dränge. „Sie müssen diesen Nachmittag Alles sehen und in Augenschein nehmen, was Neu-Engelberg ist und hat," sprach er, auf ein leichtes, mit zwei feurigen Schimmeln bespanntes, von einem Bruder in Civilkleidung geleitetes Fahrzeug deutend. Aufwärts gings nun in eiligem Galopp eine gleich beim jetzigen Klosterbau aufsteigende, theils mit Wäldern, theils mit Matten bekleidete, weit sich ausbreitende Anhöhe hinan. Die Fertigkeit des kutschirenden Bruders, der schon ganz famos englisch sprach, machte mir viel Spaß. Im Waldesdickicht, das wir durchfuhren, trafen wir auch schon den einen oder andern jener Vorposten der Riesenbäume von Californien und Mariposa. Endlich, nach einer Fahrt von vielleicht fünfzehn bis zwanzig Minuten war die Anhöhe erreicht und hob mich der P. Prior vom Wagen, daß ich, wie einst Moses vom Horeb das gelobte Land, diese herrliche vom Stifte der Zukunft zu beherrschende Gegend mir anschaue.

„Benedictus in monte," war mein erster Gedanke, wie mein Blick von dieser Anhöhe in die Ferne schweifte, und ich bewunderte diesen eigenthümlichen Zug des Ordens, der in Auswahl bestimmter Plätze für Errichtung heiliger Burgen des Ordenslebens stets die herrlichsten Naturpartieen auszukundschaften weiß. Ein kleines, höchst einfaches, ärmlich aussehendes Bretterhäuschen oder Kapellchen bezeichnet den Ort, wo einst, Providentia favente, ein neues Stift, vom Zeichen des Kreuzes überragt, sich zum Himmel thürmen soll. Nicht zufrieden mit der hier von der Anhöhe schon gebotenen Aussicht auf die fernste Umgegend, haben die Hochwürdigen Patres noch vier sich nahe stehende und sehr hohe Bäume hoch oben mit einem sie umzingelnden Holzbalken vereinigt und der P. Prior ließ nicht nach, bis ich mit ihm die hohe Leiter hinaufkletterte, um Neu-Engelberg in seiner ganzen Panoramapracht zu schauen. Da stand ich mit dem Prior des künftigen Stiftes noch um hundert Fuß höher auf dieser Anhöhe, und während mein physisches Auge den Horizont maß, sah mein geistiges Auge diese herrliche Gegend völlig angesiedelt, bebaut und wie ein Gottesgarten den

Hügel umkränzen, auf dem in königlicher Majestät das Stift thronen wird. Der Platz ist ausgezeichnet gewählt, ja selbst die zum Baue nöthigen Steine liegen als weithin über Wald und Feld zerstreute Quader schon herum. Ostwärts sieht man die Blauen Berge, westlich heben sich die fichtenreichen Kämme der Küstengebirge klar vom Horizonte ab. Der breite Silbergürtel des Columbia schlängelt sich durch das immergrüne Willamette-Thal dem Ocean zu. Innerhalb dieser Grenzen hat man alle Arten von Berg und Thal, See und Prairie, schroffe Abgründe und anmuthige Gipfel, die allmählich in einander laufen und sich verschmelzen.

Die Ordensdevise „Benedictus in monte“ kann hier nicht gelungener verwirklicht sein. Gebirg und Thal werden hier das Tochterstift umgeben, dessen Mutterkloster auf allerdings noch höhern Schweizeralpen thront. Die Klöster scheinen überhaupt die Gebirgsgegend und deren hohe Vorzüge zu schätzen. Ist nicht in der That das Ordensinstitut der katholischen Kirche, von seiner idealen Höhe überschaut, selbst eine Gebirgswelt in diesem die Welt umspannenden Reiche Christi? Sind nicht auch die altersgrauen und ehrwürdigen Ordensschöpfungen der katholischen Kirche gleich diesen sich zum Himmel thürmenden Kolossen von Stein und Granit? Bildet nicht die Gesammtheit aller Orden in ihrer wesentlichen Einheit und unwesentlichen Verschiedenheit im Vollsinn des Wortes eine Gebirgswelt der katholischen Kirche? Des Herrn Wort rief diese steinernen Riesen in's Dasein und Christi Wort schuf all' die Variation religiöser Institute. Die Natur stellt in solch' einem Gebirge eine Meisterleistung ihrer Kraft vor die Augen des Menschen, und das Evangelium hat keine glänzenderen Probeleistungen seiner innern Kraft aufzuweisen, als diese Institute vollkommenen Lebens. Des Schöpfers Wort hat diese Gebirge gefestet, und des Erlösers Wort: „Folget mir nach!“ so vollkommen als möglich, ist das Schöpferwort dieser geistigen Gebirgswelt geworden. Sind nicht alle Ordensinstitute sich im Wesen gleich, wie alle Gebirge? Sind nicht alle diese kirchlichen Schöpfungen im Alter, in ihrer Form, in ihrem Zwecke, in ihren Leistungen, in ihren Namen, in ihrer Geschichte so verschieden, wie die Gebirge in Höhe, Größe, Formation, Lage und Bezeichnung? Sind nicht diese geistigen Gebirgsketten religiöser Schöpfungen ebenso Miturachen einer vorherrschend gesunden Atmosphäre in Land und Volk, wie die Gebirge ein frischeres Klima einem Lande sichern? Auch über diesen geistigen Gebirgen der Kirche rollen die Donner zuerst dahin. Auch von diesen geistigen Höhen schaut der Mensch stolzer und

weltverachtender auf die zu seinen Füßen ausgebreitete Welt. Auch auf die Spitzen und Gipfel dieser geistigen Welt, die großen Heiligen des religiösen und kontemplativen Lebens, hat die übernatürliche Sonne himmlischer Weisheit noch stets ihre vergoldenden und schimmernden Strahlen geworfen.

Nach meiner Anschauung wird in der kirchlichen Apologetik eine viel zu geringe Aufmerksamkeit gerade der Thatsache dieser Ordensexistenz in der Kirche geschenkt. Wenn die theologischen Handbücher von den evident göttlichen und übernatürlichen Leistungen der christlichen Religion reden, welche auf ihren übernatürlichen Charakter schließen lassen, so heben sie die heroischen Tugenden hervor, welche in diesem und jenem Heiligenleben zu Tage treten. Die Existenz der einzig und allein in der vollkommenen Form des Christenthums, in der katholischen Kirche fortlebenden und fortblühenden Ordensorganismen scheint mir ein philosophisch viel schwerer wiegendes Beweismittel. Hier ist, abgesehen von aller menschlichen Schwäche, die überall auf Erden hervortritt, ein von Tausenden seit Beginn des Christenthums, in allen den vollendetsten Formen geübtes Leben christlicher Tugend. Hier ist einzig in der katholischen Kirche die großartige Ueberſetzung evangelischer Räthe in die ewig gleiche und stets verschiedene Praxis. Hier ist Christi Leben in tausend Formen wiederholt, die christliche Tugend systematisch gepflegt, die Anforderungen des Evangeliums sind konsequent durchgeführt. Hierin stehen alle falschen Religionen zurück. Haben alle Sekten und Menschenstiftungen ihre Kirchen, Religionsdiener, Cultusformen, so haben sie kein Ordensleben aufzuweisen. Sie stehen dieser in der Majestät ihrer Gebirgswelt, Flora und Fruchtbarkeit prangenden Kirche gegenüber wie dürre, ausgebrannte, öde Steppen und Prairien.

Warum hat noch Niemand in Rom oder anderswo eine kurze, systematisch geordnete, übersichtliche Zusammenstellung sämmtlicher Orden, ihrer Entstehung, Mitgliederzahl, Verzweigung 2c. geliefert, ähnlich wie wir eine „Gerarchia Catholica", d. h. einen allgemeinen Schematismus der Hierarchie und des Clerus haben. So eine Publikation, wie überhaupt statistische Zusammenstellungen, in denen der Amerikaner Meister ist, wäre von größtem apologetischen, geschichtlichen, praktischen Nutzen. Ich weiß auf katholischem Gebiete wenig Derartiges und Vollendetes, mit Ausnahme des schönen Missionsatlasses von P. Werner, S. J.

Doch es ist Zeit, daß wir von unserem Balkon heruntersteigen. So mächtig hat der Blick auf dieses Panorama gewirkt, daß ich hinter

den sichtbaren Bergketten noch unsichtbare schaute. Wir knieten noch einen Augenblick nieder vor dem Bilde der Muttergottes von Einsiedeln und dann ging die Rundfahrt weiter durch die Besitzungen von Engelberg.

Matten, Wald, Obstgegend, Kornfelder — all' das liegt innerhalb der Marken dieser Niederlassung. Mit einer schönen Anzahl von Ordensbrüdern besorgt die Genossenschaft Alles selbst: Landbau, Viehzucht, Pferdezucht, Obstkultur, Käserei, Mühle, Säge u. dergl. Wenn ich das rege Treiben der Brüder gewahrte, die ich dann Morgens und Abends wieder zum frommen gemeinschaftlichen Gebete vereinigt sah, konnte ich nicht umhin, diese schöne, harmonische, segensreiche Verwirklichung des „ora et labora" zu bewundern, und so neu der Rahmen dieses Bildes war, so lebhaft sagte mir das Bild selbst: so muß es einst, Eigenthümlichkeiten von Land und Zeit abgerechnet, bei Gründung unserer vaterländischen Stifte St. Gallen, Einsiedeln, Engelberg, Muri 2c. zugegangen sein. Der P. Prior nöthigte mich nicht bloß Alles zu sehen, sondern ich mußte auch Alles versuchen: Pflaumen, Buttermilch, Schweizerkäs, Californiawein, selbstgebackenes Brod u. s. w. Als ich beim folgenden Abendessen die Patres und Brüder wieder versammelt sah, konnte ich nicht umhin, in Worten meiner Freude Ausdruck zu geben, daß ein Schößling des uralten Benediktinerstammes hier an die Küste des stillen Meeres verpflanzt, schon so lebenskräftig emporschießt, treibt und so Großes verspricht. Während ich schreibe, liegt die schöne lateinische Zusammenstellung sämmtlicher Ordenshäuser des Benediktinerordens vor mir, welche der damalige P. James Zilliox[1]), mein Freund und nunmehriger Abt von St. Marys in Newark zum Ordensjubiläum veröffentlichte. Eine ganz beträchtliche Anzahl von Stiften, welche in Amerika den zwei Ordensprovinzen „Congregatio Americo-Cassienensis" (errichtet 24. August 1855) und der „Congregatio Helvetico-Americana" (errichtet 1870) angehören, wird darin besprochen, aber noch ist in diesem „Album Benedictinum" keine Erwähnung gethan von dieser neuesten und westlichsten der Ordensniederlassungen.

Die Ansiedlung datirt somit zurück auf die Jahre nach dem großen Benediktiner-Jubiläum, zu dem seiner Zeit Bischof Greith von St. Gallen schrieb: „Auf dem freien Boden Englands und Amerika's treibt der alte und ewig grüne Baumstamm dieses Ordens

1) Seit mehreren Jahren gestorben.

auch in unseren Tagen wieder herrliche Früchte, nachdem im alternden Europa der Fanatismus einer antichristlichen Zeitrichtung im Bunde mit gemeiner Interessensucht mit tausend andern segensvollen Pflanzungen der Vorzeit auch die Stiftungen des Benediktinerordens beinahe gänzlich ausgerottet hat." Graphisch und im Lichte der Thatsachen sehen wir hier beleuchtet, daß der Orden sich gleich geblieben und er heute noch übt, was von ihm derselbe Bischof weiter schreibt: „Augenscheinlich von Gott erweckt und gesendet, erschienen mit den irischen Glaubensboten, fast gleichzeitig mit der Völkerwanderung die Ordenssöhne des heil. Benedikt, legten in den verschiedenen Ländern christliche Kolonien an, lichteten die Wälder, leiteten die vergifteten Gewässer der Sümpfe und Moore ab, gründeten Kirchen, Schulen, Bildungsanstalten, Armenhäuser . . . Zu all' dem sind bis auf den heutigen Tag diese agrikolen Anstalten des Ordens Musterschulen für den Betrieb der Landwirthschaft geblieben." Was somit vor einigen Jahren die Professoren der protestantischen Universität Cambridge in dreitägiger Berathung der Klosterfrage aussprachen mit den Worten: „Die Unterdrückung der Klöster durch Heinrich VIII. war ein großes, grausames Unglück für das Land, und die heutigen traurigen Verhältnisse verlangen gebieterisch die Wiederherstellung ähnlicher Institute," das wird hier ohne lange Berathung, ohne Beschränkung von Seiten staatlicher Gewalt, zum Segen des Landes ausgeführt.

Den Blick westlich, den Küstengebirgen zugewandt, saßen wir nach Tisch im trauten Kreise auf dem Balkon des Hauses. Die Sonne war glühend roth im Westen untergegangen; eine angenehme Kühle wehte vom Meere uns entgegen; die Abendschatten verbargen uns nicht ganz das Bild der lieblichen Landschaft. Auf einmal — ich hatte schon längst unter dem Balkon ein Brummen und Stimmen von Instrumenten bemerkt — schmetterten die Töne einer vortrefflich geschulten Musikbande in die abendliche Stille. Auch der Text zum Liede und zum Instrument, die Menschenstimme fehlte nicht. „Heil dir Helvetia" — „Trittst im Morgenroth daher" — „Rufst du mein Vaterland" — so klang zum Schmettern der Trompeten ein froher Männerchor unter Direktion von P. Barnabas. Die Bevölkerung der nächsten Umgegend hatte es sich auf Veranlassung des Klosters nicht nehmen lassen, mir diese Serenade zu bringen und ich muß gestehen, daß Freude und Wehmuth in mir kämpften, als ich hörte, wie diese heimathlichen Melodien hier im fernen Oregon durch die Lüfte rauschten. Es war auch mein Abschiedslied. Umsonst erwarteten wir folgenden Tags den Hochwürdigsten

Herrn Erzbischof Groß, der mich hier treffen wollte, aber auf einer Mission durch Unwohlsein zurückgehalten wurde. Von Gervais, woselbst ich noch den dort stationirten Schwestern die heilige Messe las und ein Wort der Aufmunterung sprach, eilte ich zurück nach Portland, denn schon am andern Tage sollte der Dampfer in See gehen, der mich über die Wogen des stillen Meeres weiter tragen mußte bis nach Californien.



XII.

Eine Küstenfahrt auf dem stillen Meere.

Seit drei Tagen fahren wir auf den ruhigen Wellen des stillen Oceans längs der Küste von Oregon und Californien San Francisco zu, das wir jedenfalls morgen früh zu erreichen hoffen dürfen. Ich sage, auf den ruhigen Wellen des „stillen Ocean", nicht als ob sich das seiner Benennung wegen von selbst verstände; kann doch, wie mir hier an Bord von Schiffsmannschaften und Passagieren versichert wird, der stille Ocean recht ungestüm und namentlich diese Küstenfahrt auf dem „friedlichen Gewässer" eine wild bewegte werden. Uns gegenüber hat der „Pacific Ocean" seit Beginn der Reise seinen Namen gerechtfertigt, und so hoffe ich nicht, daß er noch vor Ankunft beim „goldenen Thore" uns Anlaß zur Unzufriedenheit biete. Diese beständige Ruhe ermöglicht mir auch diese Zeilen von der Höhe des Meeres aus, und das Hochbewußtsein, auf dieser unendlichen Wasserfläche des stillen Meeres, ein Wort der Erinnerung und Betrachtung niederschreiben zu können, trieb mich an, es zu thun. Obwohl auf hoher See, sind wir doch fast ausnahmslos in Sicht eines bald mehr bald weniger unterscheidbaren dunkelblauen Streifens, der sich hin und wieder deutlich als Gebirgskette zeigt und immer wenigstens andeutet, wo das Festland ist und das Gebiet der Sterne und Streifen sowohl beginnt als aufhört.

Ich will mich übrigens heute verhältnißmäßig kurz fassen, und der Lärm, den eine kleine Musikbande auf dem Verdecke, daselbst herumspringende Kinder, das Hin- und Hertrampeln der sich Bewegung verschaffenden Passagiere veranlaßt, nöthigt mich schon dazu, mag die Ruhe des Oceans noch so einladend zum Schreiben sein. Für mich persönlich hatte die Seefahrt bis jetzt sehr wenig Neues oder Interessantes geboten, denn wer zu wiederholten Malen den atlantischen

Ocean befahren, findet auf dem stillen genau dieselbe Monotonie des Lebens, dieselbe Construktion und Taktik der Verkehrsmittel, dieselbe fast in's Einzelne gleichförmige Tagesordnung am Bord des Schiffes, dieselbe mehr oder weniger kosmopolitische Gesellschaft, ja, wenn ihn nicht eine günstige Fügung davor bewahrt oder eine außerordentliche Energie die Versuchung überwinden läßt, auch dieselben Anwandlungen und Wehen der Seekrankheit. Gott sei Dank, trat mir diese Versuchung weder auf dem atlantischen noch stillen Meere ernstlich nahe und so will ich flüchtig niederschreiben, was mir die Geister des Weltmeeres in heiterster Stimmung, beim freundlichsten Sonnenschein, bei vollendeter Meeresruhe in die Feder diktiren.

Die Dampfer der „Oregon Railroad and Navigation Company", welcher unser stattliches Fahrzeug zugehört, machen diese Küstenfahrt zwischen Portland und San Francisco wöchentlich zweimal und halten, was Größe ihrer Struktur und Eleganz innerer Einrichtung betrifft, so ziemlich, wie mir scheint, die Mitte zwischen den größten und luxuriösesten Dampfern des atlantischen Meeres und den mehr untergeordneten Küstenschiffen Amerika's. Meines Wissens besitzt die Compagnie zur Zeit vier solcher Dampfer, nämlich: „The State of Oregon", „The State of California", The Queen of the Pacific Ocean" und den unsrigen „The Columbia". Unseres Schiffes Name „Columbia" erinnert übrigens nicht bloß direkt an den bereits besprochenen Riesenstrom Oregons, sondern vorerst an jenes erste Schiff, welches, benannt nach dem Weltentdecker und dem amerikanischen Küstenhandel dienend, im Jahre 1792 unter Kapitän Gray von Boston zum ersten Mal auf 46 Gr. 19′ nördlicher Breite den großen Strom entdeckte und in seinem Wasser Anker warf. Der bisanhin von den Fremden als „Oregon River" oder „Great River of the West" bekannte Strom erhielt von diesem Schiffe den Namen „Columbia". Nachdem Kapitän Gray nicht ohne viele Mühe die Sandbänke und Stromschnellen der Mündung überfahren hatte, traf er im weiteren Laufe mit dem Entdecker Vancouver zusammen. Von dieser Begegnung her datirt auch die Taufe des besprochenen Schneeberges in Oregon mit „Mount Hood".

Wir haben übrigens „Columbia", „Mount Hood", die ganze Scenerie Oregon's, die gegen die Meeresküste hin nichts weniger als malerisch ist, hinter uns, denn der westliche Theil des Stromes bis zur Mündung ward bei Nacht befahren. Ich hatte mich nämlich nach Besorgung meines Fahrbillets 1. Klasse (25 Dollar) bis San Francisco

und in Begleitung des allzeit dienstfertigen Hochwürdigen Father G., Spirituals des Hospitals zu Portland und Redakteur des dortselbst erscheinenden englischen katholischen Blattes „The Catholic Oregonian“, bereits Dienstag, den 28. Juli, Abends, in Portland eingeschifft, aber, ich weiß nicht aus welcher Ursache, ward die Abreise, die auf Mitternacht festgesetzt war, verschoben, und so lichteten wir erst gegen zwei Uhr des Morgens, mitten in der Stille der Nacht, die Anker. Zuerst ward ein Theil des Willametteflusses befahren; dann traten wir in das immer breiter werdende Flußbett des Columbia ein; endlich zwischen 8 und 9 Uhr Mittwoch Vormittags, als ich bei schönem Wetter längst schon auf dem Verdecke lustwandelte, zeigten sich links die Docks von Astoria, wo wir anlegten, rechts einzelne Klippen und Felsen gleich aus dem Flußmunde emporragenden Zähnen und zwischen diesen beiden Endpunkten, noch etwas weiter entfernt zeigte eine Linie rauschenden, weißsprudelnden, schäumenden Wassers, wo Strom und Meer sich mischen und die gefährlichste Stelle der oft sehr gefährlichen Fahrt, die sogenannte „Bar“, sich befindet.

Das letzte Landen, bevor man in die eigentliche hohe See hinaussticht, hat stets einen gewissen Reiz, und wenn möglich verlassen in der Regel die Passagiere gerne noch einmal den schwankenden Boden des Seeungethüms, um vor Antritt einer Tage oder Wochen dauernden Seereise noch einmal auf festem Grunde sich zu ergehen. Wir thaten dasselbe, zumal angekündigt wurde, wir hätten eine volle Stunde Zeit. Aber die Masse der einzuladenden Salmfische legte uns sofort nahe, daß wir vor 11 oder 12 Uhr kaum in die See stechen und die „Bar“ übersetzen würden. Zwei an Bord befindliche barmherzige Schwestern, mit mir die „Trias“ geistlicher Repräsentanten auf dem Schiffe, luden mich ein, das auf einer Anhöhe Astoria's, durch sein Kreuz über dem Dachgiebel weithin sichtbare Hospital derselben Schwesternkongregation zu besuchen, und ich nahm die Einladung gerne an.

Astoria, der Seehafen von Oregons Küstenland, bietet sehr wenig Interessantes als Ort, mit Ausnahme der zu beiden Seiten der Stadt sich weit hineinziehenden Reihe von Anstalten zur Betreibung des hier jede andere Industrie verdrängenden Handels mit Salmfischen. Während eine amphitheatralische Erhöhung den Rücken der Stadt schützt und mit ihrer dunkeln Fichtenwaldung ihr eine Art melancholischen Hintergrundes bietet, ist der vordere Geschäftstheil fast ganz auf Pfahlwerk in's Wasser hineingebaut. Wer hätte übrigens gedacht, daß diese westlichste der amerikanischen Städte, zur Zeit ihrer Anlage die geträumte

Metropolis des westlichen Handels, von einem Deutschen gegründet worden und eines deutschen Mannes Namen trägt! Johann Jakob Astor wurde 1763 bei Heidelberg geboren, kam mit 21 Jahren nach Amerika und soll, wie er nach Baltimore übersiedelte, sieben Flöten und eine spärliche Habe sein Eigenthum genannt haben. Kürschner geworden, begann er ein eigenes Geschäft, hatte sich in wenig Jahren 200,000 Dollar erworben und faßte nun den großartigen Plan, am Columbia eine Station für Pelzhandel zu errichten, von wo aus die hier von Indianern erworbenen Felle nach China überführt und dafür Thee und Seide nach New-York an den Hudson überbracht werden sollten. Zur Erinnerung an den Gründer und Chef des hier lange florirenden Pelzhandels, welcher 1848 mit Hinterlassung von 30 Millionen Dollars gestorben, gründete eine englische Gesellschaft den Hafenplatz Astoria. Was man damals träumte, ward die Stadt nicht, das gegenüberliegende Pacific City ebensowenig. Beide Plätze haben ihre Zukunft verscherzt.

Nicht der Fischhandel, sondern der einst viel einträglichere mit den Minen Californiens wetteifernde Pelzhandel, gab also Astoria sein Erstehen, der ganzen nördlichen Küste die ersten Ansiedler, ja fügen wir bei, auch die ersten Pioniere des Kreuzes. Während der feurige Spanier unter der tropischen Sonne nach dem blinkenden Gold jagte, lag der rastlose Franzose, der berechnende Brite und später der an diese nördlichen Regionen gewohnte Russe dem Handel mit Pelzwerk ob, welcher keine geringeren Reichthümer eintrug. Von Canada aus drangen unternehmende Männer bis an's stille Meer, kauften den Indianerjägern ihr Pelzwerk ab und verkauften es meistens nach China, so daß ohne diesen Leben gebenden Erwerb, Ansiedlung und Civilisation von diesen Regionen des Nordens wohl noch lange fern gehalten worden wären.

Leider waren die ersten Träger dieser sogenannten Civilisation oft nichts weniger als Männer, welche mit praktischem Christenthum wahre Civilisation vereinigten und viele dieser mit den Indianern zusammenlebenden „courseurs des bois" gereichten dem heidnischen Wilden ob ihres verdorbenen Lebens zum Aergerniß. Wir stoßen hier wieder auf dieselbe traurige Thatsache, welche in der Geschichte der Indianer so oft wiederkehrt, welche mir der Jesuitenmissionär Kroonenberg von der Zambesimission in Afrika bestätigte und welcher der keineswegs fromme Washington Irving ebenfalls Ausdruck gibt, daß nämlich die rohen Wilden sehr oft unverdorbener sind, wo sie nie mit dem weißen, sogenannten civilisirten Manne in

Berührung gekommen und von der Annahme der Religion Christi sehr oft durch das scandalöse Beispiel solcher Namenchristen abgehalten wurden. Immerhin hatte dieser Pelzhandel und die damit sich befassenden katholischen Canadier auch die ersten Missionäre in diese Gegend gerufen, aber es ist betrübend, wenn der protestantische Irving von deren oft erfolglosen Mühen schreiben muß: „Die frommen Missionäre der römisch-katholischen Kirche thaten Alles, die Indianer zu bekehren und dem Aergerniß verkommener Christen zu steuern. Man sah die katholische Kapelle zur Seite einer Handelskolonie und das Kreuz ragte oft mitten empor über die Indianerniederlassungen an den Ufern des Meeres, der Seen und Ströme. Die Missionen wirkten wohlthätig auf den Sohn der Wildniß, aber nicht viel vermochten sie über diese Renegaten der Civilisation." (S. 7.)

Es war beinahe Mittags 12 Uhr, als wir nach längerem Halte, der erwartet war, und nach kurzer Fahrt vom Seehafen Astorias über die gefährliche, rauschende, von ewigem Schaume übersprudelte Schwelle des stillen Meeres hinausfuhren in sein unermeßliches Gebiet. Wir standen bei diesem Uebergang alle auf dem Verdeck und schauten in den Tanz der erzürnten, mit den Felsen und Sandklippen in ewigem Streite begriffenen Wogen. Das Schiff schwankte bedeutend, aber bald ward es ruhiger, und so sanft gebettet im stillen Schooße des Oceans eilten wir nun dahin, so daß, als wir mit voller Gemüthsruhe das erste Dinner an Bord genossen, erst nachher auf dem Verdecke mit Ueberraschung gewahrten, daß Oregon und Land und Ufer bis auf einen dunkeln Streifen am östlichen Horizonte dem Auge entschwunden waren. So befand ich mich denn wieder auf hoher See, und hätt' ich nur mein Auge und Gefühl befragt, würde ich geglaubt haben, wieder auf dem Wege von dieser neuen in die alte Welt zu sein. Ueber 3000 Meilen jedoch war ich vom atlantischen Ocean entfernt; zwischen ihm und diesem Meere lag, mußte ich mir sagen, das ganze ungeheure Gebiet der Vereinigten Staaten; westlich gerichtet sah ich wohl nichts, als den die unendliche Wasserfläche begrenzenden Horizont, aber ich wußte, daß eine fortgesetzte Reise zu Wasser nach Westen die Küste Chinas und nach Südwesten Australien erreichen müßte. Unter mir gähnten wieder die Untiefen des Weltmeeres, vor mir lag das unbegrenzte Wasser, und um mich herum sah ich nichts, als was die Geographen nennen „den stillen Ocean". Ich will nicht auf eine Beschreibung oder Erörterung dessen eingehen, was der Leser vielleicht vom „stillen Meere" zu wissen verlangt; denn einerseits führte mich

das zu weit und anderseits bin ich als Küstenfahrer auch nur zu wenigen Beobachtungen bezüglich dieses Theiles des großen Weltwassers berechtigt. Das von den Geographen als der „große Ocean" bezeichnete, 3,300,000 Quadratmeilen weite „stille Meer" ward von dem ersten Europäer, der seine Fluthen von den Bergspitzen des Isthmus von Panama erblickte, erst Süd-Meer, dann aber von dem ersten Weltumsegler Magelhaens, ob seiner ruhigen Fahrt auf dessen Wellen, das „stille oder friedliche" genannt, eine Benennung, die es theilweise im Süden, wie man sagt, keineswegs aber näher der amerikanischen Küste in der Regel rechtfertigt. In der Behrings-Straße, die den großen Ocean mit dem nördlichen Eismeere in Verbindung setzt, findet die größte Annäherung des Ost- und Westkontinentes statt; von da an entfernen sich die Küsten von Asien und Amerika fliehend von einander, und mit jedem Grade wächst die Breiteausdehnung, ja, sie beträgt unter dem Aequator zwei Fünftel des ganzen Erdumfanges. Mit dem atlantischen steht das stille Meer in durchgängigem Contraste; denn es fehlen dem stillen Ocean die am atlantischen reich entwickelten Seitenmeere, während die vulkanische Natur des stillen Oceans nur sporadisch im atlantischen Meere sich äußert. Der stille Ocean ist ein in die Breite gedehntes, im Norden fast geschlossenes ovales Riesenbecken, der atlantische ein in die Länge gestrecktes, im Norden offenes Riesenthal. Der atlantische Ocean ist der Sitz der europäischen, der stille Ocean Sitz der hinterasiatischen und mongolischen Cultur.

Ich habe bereits erwähnt, daß der erste Europäer vom Isthmus von Panama aus den stillen Ocean erblickt und in der That ist dessen Entdeckung durch den ritterlichen, frommen, schließlich, gleich Columbus, dem Weltentdecker, durch Undank, ja mit dem Tode auf dem Schaffot belohnten Vasko Nunez de Balboa zu interessant, als daß ich, ein Europäer, und den stillen Ocean befahrend, ganz davon schweigen dürfte. Der Entdecker des stillen Oceans, 1475 in Spanien geboren, war durch unglückliche Geschäfte so herabgekommen, daß er seinen Entschluß, mit dem Spanier Enciso nach S. Domingo zu segeln, nur in der Weise ausführen konnte, daß er sich in ein Faß an Bord des Schiffes versteckte und erst auf hoher See sein Versteck verließ und um Nachsicht bat, die ihm gewährt wurde. Der unternehmende Mann brachte es bis zum Haupte der Colonien und vernahm einst zufällig von Indianern, daß jenseits der großen Berge ein großes Wasser und reich mit Gold geschwängerte Flüsse dahinzögen. Das war die erste Kunde, welche die Spanier vom stillen Meere und Peru empfingen.

Balboa war sicher, daß dies das Meer sein müsse, nach welchem wegen leichteren Verkehrs mit Ostindien Columbus vergeblich gesucht. Der Entschluß war gefaßt und alle Schreckbilder von dazwischen liegenden Einöden, Sümpfen, wilden Stämmen vermochten nicht, Balboa vom großen Werke abzuschrecken. Am 6. September 1513 nach Feier der heiligen Messe ward aufgebrochen, und in der That, Berge von Hindernissen thürmten sich vor der Schaar dieser Abenteurer. Balboa drang weiter, hatte nur mehr 67 Mann mit sich, erklomm endlich die letzte steile Anhöhe und da — lag vor ihm das unendliche Meer im friedlichen Schimmer der Morgensonne. Es muß ein glorreicher Moment gewesen sein, als der ritterliche Spanier später vom niedern Ufer bis an die Knie in's Wasser trat und im Namen Spaniens von diesem Meere Besitz nahm. „Seht," sprach er zu seinem Gefolge, „den Gegenstand all' unserer Sehnsucht und all' unserer Mühen! Laßt uns Gott bitten, daß er uns helfe, See und Land zu erobern, wo das Evangelium noch nie gepredigt worden. Zu euerm ewigen Verdienste wird es gereichen, wenn hier Alles, was wir entdeckt, bekehrt sein wird zum heiligen katholischen Glauben." Der Weltlohn hat, wie schon betont, Balboa nicht gefehlt, und gemeine Intriguen brachten es dahin, daß er, fälschlich der Rebellion beschuldigt, in Alca hingerichtet wurde.

Weltlohn ist immer der gleiche, dachte ich bei diesen Erinnerungen, aber auch des Meeres Merkwürdigkeiten und Monotonie ist dieselbe, sagte mir das Auge. Seit den zwei bis drei Tagen, welche wir an Bord zubringen, hat sich Alles genau repetirt, was ich sah und mitmachte während der acht bis zwölf Tage dauernden Seefahrten auf dem atlantischen Ocean, nämlich: Aufstehen, Herumspazieren ohne End und Ziel, Dinieren, Soupieren und zu Bette gehen. Zum Lesen ist man nicht disponirt, zu andern Arbeiten noch weniger, von der Gesellschaft nicht immer gefesselt, und oft nichts weniger als angezogen, und ist man dann glücklich, wenn nur das Geringste die Aufmerksamkeit weckt, seien es einige Seemöven, oder ein kaum sichtbarer Segler oder gar — was uns eine höchste Ueberraschung bereitete — eine Gruppe Walfische. Diese zogen friedlich etwa eine Meile vom Schiffe weiter. Mit ihren grauen Rücken tauchten sie periodisch über die Wasseroberfläche auf. Hin und wieder sandten sie aus den Kopflöchern kleine Springbrunnen Wassers empor. Abends stand ich bei unserm herrlichen Wetter oft stundenlang hinten auf dem Verdecke und weidete mein Auge ebenso am Lichtglanz zahlloser Sterne am Firmamente, wie am feurigen

Glanze, der auf der hell aufschimmernden Wasserfläche wie ausgegossen lag. Es ist etwas Prachtvolles um die Erscheinung des sogenannten „Meerleuchtens", welche mir auf dem stillen Meere noch höhere Bewunderung abgewann, als auf dem atlantischen. Bald leuchten im Meere nur einzelne Punkte, wie Johanniswürmchen und Leuchtkäfer, bald größere Flächen. Bald flammen weite Strecken der Meeresfläche, bald zieht das Schiff im dunkeln Wassergrunde eine feurige Furche. Bald ist das Meer bis tief in seinen scheinbar geöffneten Schooß mit zauberischem Lichte erfüllt, und selbst der am Buge des Schiffes aufspritzende Schaum zerstäubt als hellglimmernde Feuersaat. Ich habe mich auch hier wie im Yellowstonepark wenig um die physikalische Erklärung gekümmert und die Thatsache bewundert. Theils lebende phosphoreszirende Thierchen, theils organische Fasern sollen diese prachtvolle Naturerscheinung hervorbringen. Man sieht sie fast jede Nacht, nur ist die Erscheinung bald rasch vorüber, bald stundenlang andauernd.

Wie erhebend wirkt doch, sei es beim Glanze der Sonne, sei es im milden Leuchten einer sternenreichen Nacht, sei es im Brausen furchtbaren Sturmes, sei es im sanften Wellentanze friedlicher Ruhe, sei es beschaut vom sandigen Ufer, sei es betrachtet vom Verdecke eines rastlos dahintreibenden Schiffes — wie erhebend wirkt das Meer! Unter all' den gewaltigen Eindrücken, mit denen die Natur unsere Sinne zu fesseln vermag und unser Herz zu gewinnen versteht, kommen keine an Stärke und Mannigfaltigkeit jenen gleich, welche das Meer, der Ocean in uns hervorruft:

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, ahnungsschwer
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heiliges, ewiges Meer!

Der Ocean ist uns ein Bild des Unendlichen, Ewigen, Unwandelbaren, aber auch des Lebens voll wechselnder Laune. Unser Blick umspannt des Meeres Grenzen nicht. Die langsam arbeitende Zeit ist spurlos an ihm vorbeigegangen — der Anblick des Meeres ist heute noch derselbe, wie damals, als der Allmächtige Wasser und Festland von einander schied.

Wie klein erscheint solcher Allgewalt, solcher Unermeßlichkeit, solcher Fülle des Lebens gegenüber der kleine, vergängliche, ohnmächtige Mensch, und doch wie königlich durchzieht er wieder dieses Gebiet, das sein Geist bemeistert, seine Erfindungskraft durchschneidet, seine Vernunft nur als das Werk des ewigen und unendlichen Gottes erkennt, dessen

unsterblicher Reflex aus seinem Angesicht leuchtet! Wie wirkt das Meer auf den denkenden, betrachtenden, gläubigen Menschen, und mit welch' lebensvoller und eindringlicher Beredtsamkeit repetirt der Wechsel seiner sinkenden und steigenden Fluthen des königlichen Sängers Lobspruch: „Großartig sind die Erhebungen des Meeres, wunderbar in der Hochfluth ist der Herr." (Ps. 92, 4.) Wie grell sticht dann vor solcher Majestät der vernunftlosen Natur das sinnlose, gedankenarme, elende, wenn nicht sündige Gebahren einer nur zu oft tiefstehenden Schiffsgesellschaft ab, in deren Treiben man gewöhnlich viel Leichtsinn, wenig Verstand, am wenigsten Christenthum entdecken kann. Auch meine diesmalige Gesellschaft, zusammengewürfelt, soweit ich sie kannte, aus Amerikanern, Franzosen, Deutschen, Mexikanern, Chinesen, gefiel mir nicht, und ich spürte gar kein Verlangen, irgend Einem mich zu nähern. Ich kann mich übrigens in meiner Einsamkeit leicht trösten, denn die Küste Californiens ist bisweilen schon recht deutlich sichtbar, und den häufiger auftauchenden Segelboten nach zu urtheilen, müssen wir, wenn das Wetter über Nacht sich nicht zum Schlimmen wendet, beim Morgengrauen das Ziel der Seereise erreicht haben.



XIII.

Durchs „Goldene Thor".

Mit den Gefühlen und in der Stimmung, mit welcher man nach Erreichung eines ersehnten Zieles das „Te Deum laudamus" anstimmt, erwachte ich am 31. Juli, Morgens etwas nach vier Uhr und konnte bereits durch das Fensterlein meiner Kabine einen von der herrlichsten Morgensonne bestrahlten Streifen Landes erblicken. Das plötzliche Ruhen und erneute Gehen der Maschine hatte mich zweifelsohne geweckt und so war mein Wunsch erfüllt, der dahin ging, Californiens Küste beim Tageslichte begrüßen zu können. Ich erhob mich, blickte genauer umher und in der That — die goldene Pforte strahlte im Reflexlichte der eben aufgegangenen Julisonne mir feurig entgegen.

Wenige Minuten und ich stand auf dem Verdecke. Bald versammelte sich daselbst die ganze Schiffsgesellschaft, sowohl um ihr Auge an dem entzückenden Anblick zu weiden, als auch um die reine, kühle, wohlthuende Morgenluft zu trinken. Wir waren bereits durch die „Golden Gate" in den „Golden State" eingefahren und die „Columbia" dampfte langsam und feierlich, als ginge sie den Parademarsch, durch diese prachtvolle Vorhalle der californischen Hauptstadt. Der Leser hat gewiß schon von der „goldenen Pforte", der „Chrysopylä", wie sie der kühne Erforscher Californiens, Fremont, nennt, oder von der herrlichen „San Francisco Entrance" gehört. Ein angesehener und reicher Bürger Californiens, dem ich meine Marschroute mittheilte, sagte mir auch später mit vieler Freude: „Sie sind auf dem einzig richtigen Wege nach Californien gekommen, denn San Francisco will nicht als die Hinter-, wohl aber als die westliche Hauptpforte des amerikanischen Continentes betrachtet sein." Der Mann hatte offenbar recht, denn gerade wie New-York den großartigsten und günstigsten Eindruck auf den macht, welcher nach Uebersetzung des atlantischen Oceans durch

seine herrliche Bay allmählich zur „Empire City“ heranrückt, so wird die Herrlichkeit von San Francisco und seinem prachtvollen Golf nur dem recht offenbar, der von der Unendlichkeit des stillen Meeres in diese von goldenem Hügelland umrahmte Verengung einläuft. Ich könnte nun leicht einen Vergleich zwischen den herrlichen Seehäfen von Neapel, von New-York und von San Francisco anstellen, aber ich enthalte mich dessen, um nicht zu Gunsten des einen oder andern das Urtheil größerer Vorzüglichkeit abgeben zu müssen. Jeder der drei genannten, theilweise sich ähnelnden und theilweise wieder so verschiedenen Golfe hat gewiß seine Vorzüge und jeder ist eben so sehr charakteristisch für das Land und die Küste, zu der er die entsprechende Einleitung bildet. Während der Golf von New-York gleich nach Verlassen von Sandy Hook dem Auge ein weiteres Panorama eröffnet und der Fremde die Metropolis Amerikas, welcher er zusteuert, in stets deutlicherem Bilde näher rücken sieht, bildet die „goldene Pforte“ von Californien mehr einen in verschiedenen Windungen, von zahlreichen Hügeln und Inseln begrenzten, erst zuletzt von dem auf einmal sichtbaren San Francisco abgeschlossenen Eingangskanal.

Gewiß mit Recht nenne ich die „goldene Pforte“ eher einen „Kanal“, denn diese einzige Wasserkommunikation von der Küste in das Innere des Landes, ist an der engsten Stelle nur eine viertel Meile breit. An beiden Seiten der Enge heben sich steile schroffe Felsabhänge, ja selbst weiter hinein ist die Wasserstraße von schräg abfallenden Bergabhängen eingeschlossen. Hat man die eine Meile lange Einfahrt passirt, so öffnet sich anscheinend ein großer Binnensee zwischen Gebirgsufern, Inseln und Steilküsten, einige nackte, von Vögellagern guanoweiß gefärbte Felsen, andere mit ausgedörrtem Gras bedeckt, sind sichtbar. Die Bay ist von Norden nach Süden 12 Meilen lang und zerfällt in drei Abtheilungen, ein Becken in der Mitte, das nach Westen geöffnet ist und zwei Flügel nach Norden und Süden. Der nördliche Flügel führt durch eine Verengung in die Bay von San Pablo. Der südliche bildet den eigentlichen, prachtvollen Golf der Goldstadt San Francisco.

Auf felsigem Throne sich ausbreitend, zeigt sich die „Stadt der 100 Hügel“, wie Bancroft sie nennt, zuerst dem Fremden und in der That gibt das felsig ansteigende Ufer, die amphitheatralisch aufsteigenden und wieder sich senkenden Stadtviertel, diese vom Golf aus fast einer natürlichen Feste gleichende Stadt, dem ersten Anblick von San Francisco einen eigenthümlichen Reiz. Ein Kanonenschuß an Bord wiederholte sich in donnerndem Echo; die Sternenbanner auf

unsern Masten und die auf der Höhe von „Telegraph Hill" grüßten sich in munterm Flattern; das Schiff bahnte sich langsam den Weg durch die immer dichter werdende Welt von Fahrzeugen, Schiffen, Masten und Dampfern. Ich fand zwar nicht dasselbe Leben und Treiben wie in der Bay von New-York, aber ich glaube, eine größere Anzahl von Schiffen, die vor Anker lagen. Ein ganze Flotte hochmastiger Klipper ankert zerstreut auf der Bay selbst, während an den Werften der Stadt eine Unzahl von Dampfern liegt, die den Verkehr mit China, Japan, Australien, den Inseln der Südsee, Panama, Mexiko, den californischen Küstenstädten, Oregon und Britisch-Columbia vermitteln. Ein bläulicher Duft bedeckte die fern gelegenen durchaus waldlosen Höhenzüge; ein wahrhaft italienischer Himmel wölbte sich über dem Stadt- und Hafenpanorama; kein Hafen in der Welt dürfte vielleicht den von San Francisco an malerischer Schönheit übertreffen, wenn — ja wenn die vom Ufer sich erhebenden Hügel nicht so kahl und die in der Bay schwimmenden Inseln nicht so ausgebrannt und in ihrem Gras- und Baumwuchs so verdorrt ausschauten. Bald nahm der Anblick der Stadt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir hatten glücklich die Handelsmetropole des berühmten Californien erreicht. Stolz flatterten die Sterne und Streifen vom Lande uns entgegen, als wollten sie uns sagen: „Vom atlantischen bis zum stillen Meere herrscht ein einzig Volk von Brüdern."

Noch hatten wir nicht gelandet und ich erspähte schon am Ufer einen in früher Morgenstunde herbeigeeilten Freund und Landsmann, Herrn G. R., ursprünglich von St. Gallen, aber seit Jahren in San Francisco ansässig und begeisterter Californier. Seitdem wir mitsammen im Jahr 1881 von Europa kommend, in die Bay von New-York einliefen, hatten wir uns nicht mehr getroffen und so war denn unsere Begrüßung auf dem Boden des goldenen Staates um so freudiger und herzlicher. Da es verhältnißmäßig noch früh Morgens war — nach meiner Uhr 6 ¹/₄ — so fuhren wir gleich nach der Landung zum Gasthof und zwar, um San Francisco's Großartigkeit sofort beim Eintritt zu fühlen, zum weltberühmten Riesengasthof, dem Palace-Hotel, woselbst ich abstieg und Quartier nahm.

Die zahlreichen Hotels in San Francisco, worunter das Occidental-, Cosmopolitan-, Baldwins- und Palace-Hotel die bedeutendsten sind, stellen sich den berühmtesten Hotels von New-York und Chicago vollkommen ebenbürtig zur Seite, ja was Eleganz der Bedienung und Vortrefflichkeit der Küche betrifft, übertreffen sie nach meinem Dafür-

halten alle. Baldwin's Hotel wird von Vielen vorgezogen, hat 500 Zimmer und umschließt in seinen Mauern eines der schönsten Stadttheater. Palace-Hotel ist aber immerhin ein Unicum und ich darf als dessen Gast während meines Aufenthaltes in San Francisco dessen beispiellose Großartigkeit meinen Lesern gegenüber nicht unerwähnt lassen. Ist auch der äußere Anblick dieses riesigen Gebäudes im Viereck mit seinen zahllosen Vorbauten nicht gerade schön zu nennen, so imponirt das Ganze doch ungemein und man fühlt, daß hier ohne Rücksicht auf Kosten nur die Rücksicht auf Eleganz und Bequemlichkeit der Einrichtung herrschend ist. Das Hotel, welches $3\frac{1}{2}$ Millionen Dollars gekostet und fast ausschließlich aus Eisen und Stein konstruirt ist, erhebt sich mit 7 Stockwerken zu einer Höhe von 113 Fuß, hat eine Facade von 350 Fuß Länge, bei einer Tiefe von 275 und zählt, die mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Speise- und Unterhaltungssäle rc. nicht eingerechnet, 755 Zimmer. Trotz der Größe des Gebäudes jedoch, trotz der Lebhaftigkeit des Verkehres und der scheinbar unvermeidlichen Unruhe in solcher Palast-Herberge ist ein jeder Gast auf's rücksichtsvollste bedient, kann er ungestört seinen Geschäften nachgehen oder der Ruhe pflegen, und auf einem der vier „Elevators" zur Höhe fahrend, gelangt er ebenso bequem zu einem Zimmer des siebenten Stockwerkes, als zu einem auf ebener Erde.

In einem solch' ruhig gelegenen Zimmer des dritten Stocks im Palace-Hotel habe ich meine Zeilen von heute begonnen. Nachdem ich, von der Reise doch etwas ermüdet, erst mein Tagesofficium vollendet, setzte ich mich hin und einen Plan von San Francisco und seiner Umgebung vor Augen, begann ich vorerst, mich etwas zu orientiren, um sodann über San Francisco's Vergangenheit und Gegenwart genauer unterrichtet, meine Wanderungen in der Stadt anzutreten. Die große Handelsmetropole Californiens hat auch ihre Geschichte und umfaßt diese auch nur wenige Jahrzehnte, so offenbart sie eben eine nur um so überraschendere und großartigere Entwickelung. Die Stadt San Francisco steht, was Rapidität ihres materiellen Aufschwunges betrifft, nur hinter Chicago zurück. Sie ist die Erbin zweier elender Dörfer, von denen das eine, von der ursprünglichen Franziskanermission „Dolores" gegründet, sich San Francisco, das andere, meist von Indianern bewohnt, Yerba Buona („Gutes Kraut") nannte. Als im Jahre 1846 das Sternenbanner zum ersten Mal ob der Bay von San Francisco flatterte, vereinigten sich die zwei getrennten Dörfer, nahmen den gemeinsamen Titel San Francisco an und — wuchsen in fabelhafter Schnelligkeit

heran zur blühenden Königin, die auf goldenem Throne sitzend, das Geheimniß ihrer Macht in dem einen Worte des californischen Wappens „Heureka“ (ich habe gefunden) ausspricht. Das californische Staatswappen ist zu redend und symbolisch, als daß ich es übergehen dürfte. Es zeigt im Vordergrunde die thronende Minerva, auf die von den Spitzen der Sierra Nevada umkränzte und von Schiffen belebte Bucht von San Francisco blickend. Ein Schaf, Pflanzen und ein in der Mine arbeitender Goldgräber zeigt sich im Vordergrund, den in einem Sternenkranze das Wort „Heureka“ überragt. Kaum war die Kunde von den Goldentdeckungen in Californien durch die Welt gegangen, als die Völkerwanderung dahin begann und die Stadt, welche sich nach dem armen heiligen Bettelmönche benannte, nun zur stolzen Metropole und zum Heim der californischen Krösusse wurde. Mit ungeheuerem Kostenaufwande und enormer Arbeit wurden die dem Hafen zunächst liegenden Dünen und Sandberge abgetragen und neue Straßen in dem so gewonnenen Boden angelegt, so daß sich diese californische Handelsmetropole mit ihren über 300,000 Einwohnern schon heute vollständig ebenbürtig den Hauptstädten der Union anreiht, ja manche derselben an Eleganz und großstädtischem Aussehen übertrifft. Die symbolische Sprache des Wappens ist aber auch ganz richtig und dankt San Francisco seinen großartigen Aufschwung jedenfalls ebensosehr seiner günstigen geographischen Lage als den Goldentdeckungen. An dem einzigen größern und sichern Hafen an einer Tausende von Meilen langen Küste, auf dem direkten Verbindungswege zwischen Ostasien, Nordamerika und Europa gelegen, bietet es dem Handel nicht zu unterschätzende Vortheile. Die gesegneten Thäler Californiens, welches sich in den letzten Decennien aus einem Minenlande mehr in ein Agrikulturland umgewandelt hat, finden hier ihren natürlichen Ausweg auf die Märkte der Welt. Selbstverständlich trägt Stadt und Bevölkerung von San Francisco, wie keine Stadt Amerika's, einen durchaus kosmopolitischen Charakter. Dieser trat mir schon auf der Hinfahrt zum Hotel vor's Auge, ja kaum im Hotelhof abgestiegen, sah ich mich schon von Amerikanern, Mexikanern, Schwarzen und Mongolen in den verschiedensten Kostümen umgeben. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des Romantischen, des Halbbarbarischen um Alles, was auf diese Stadt Bezug nimmt.

Uebrigens ist auch in San Francisco die Wirklichkeit doch blasser, als das von der Phantasie grell entworfene Abbild. Als ich nämlich

körperlich restaurirt und geistig vorbereitet mich auch inzwischen auf die belebteste und schönste der Straßen der Stadt, die „Market Street“ begeben, machte die Reinlichkeit derselben, die breiten Trottoirs und das Palastartige der Gebäude auf mich fast den Eindruck, den ein Spaziergang in den Hauptstraßen von London oder Paris hervorruft. Ich war nach Verabredung noch allein und machte so durch die schönsten Straßen der Stadt, die Market, Montgomery und California Street, meinen ersten Besuch in San Francisco und zwar in dessen Kathedrale und bei dessen geistigen Hirten und Oberhaupte.

Die katholische Kathedrale des heil. Patrick, welche übrigens durch den bereits anderswo begonnenen Bau einer neuen Kathedrale, diesen Titel des Vorranges verlieren wird, liegt an der steil aufwärts steigenden California Street und ist, wenngleich ein ansehnliches Gotteshaus, natürlich dennoch in keinem Verhältniß zu der auch kirchlichen Bedeutung, welche die Zukunft dem Metropolitanstuhl von San Francisco zweifelsohne vorbehalten hat. Ich kannte Erzbischof Riordan, den Nachfolger des heiligmäßigen Allemany, schon von Chicago her und war deshalb von seiner ganz außerordentlichen Freundlichkeit keineswegs überrascht. Fast wollte mir vorkommen, als könnte der Hochwürdigste Herr eine gewisse Sehnsucht nach der Stätte seiner früheren glänzenden Wirksamkeit in Chicago nicht ganz überwinden, aber ich gratulirte doch dieser erzbischöflichen Stadt am stillen Meere zu dem noch jugendlichen, energischen und erfolgreichen Hirten.

In das Palace-Hotel zurückgekehrt, fand ich Herrn G. R. bereits anwesend und in seiner freundlichen Begleitung trat ich meine erste Wanderung durch diese herrliche Großstadt der westlichen Union an. Dieser selben mir überaus kostbaren Dienstbereitwilligkeit des Herrn R. muß ich es zuschreiben, daß ich in der verhältnißmäßig äußerst kurzen Zeit von zwei bis drei Tagen die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt und nächsten Umgebung bemeistern konnte. Wir waren aber auch beständig auf der Wanderung begriffen und Herr R. jeden Mittag und Abend nach Tisch auf der Warte, mir mit seiner Stadt- und Personalkenntniß zu Gebote zu stehen.

Da es vom Hotel nicht sehr weit zur Werfte und die sich etwas senkende Market Street uns wie von selbst dem Meere zuführte, so galt auch unser erster Besuch dem Hafen. Da unten laufen auch die meisten Tramways, Omnibus und Verkehrsgelegenheiten zusammen, hat mich doch der Anblick und das Treiben längs dieser Uferseite vom Golfe San Francisco's unwillkürlich an die Battery in New-York mit

ihrem Terminus der „Elevated Railroad“, ihren „Ferry Boats“ nach allen Richtungen, ihren „Street Cars“ und ihrem „Castle Garden“ erinnert. Die untere Stadt steht zum Theil noch auf Pfählen oder Schiffswracken auf der See und ist fast ganz dem Verkehre, dem Import und Export aller nur möglichen Erdengüter und Landprodukte gewidmet. Doch nun begann der Hauptmarsch, oder besser gesagt, die Hauptfahrt durch die hinter uns auf einer kleinen Hügelwelt von sandigem Grunde ausgebreitete Stadt. Es wäre ein theuer zu bezahlendes Vergnügen gewesen, hätten wir zu Fuße, ja selbst in von Pferden gezogenen Omnibus dieses Straßengewebe durchziehen müssen, aber da eben bewährt sich die ganze Vortrefflichkeit der zumal für die hügelige Lage San Francisco's eigentlich wie geschaffenen Kabel- oder Drahtseilomnibus. Der Leser dürfte dieses System der „Cable Cars“, das ja auch in Chicago eingeführt ist, bereits kennen. In Chicago freilich ließen sich diese Drahtseilbahnen auch durch Pferdebahnen ersetzen, aber kaum, in gewisser Beziehung ganz unmöglich ist es, irgend ein Substitut für diese in San Francisco unvermeidliche Einrichtung zu finden. Die Wagen gleichen den gewöhnlichen „Street Cars“, aber in San Francisco sind stets zwei, einer mit offenem, der andere mit geschlossenem Sitzraum zusammen verbunden. Ein Mann im ersten Wagen versieht den Dienst am Triebwerk, indem er mittelst eines Mechanismus ein im Boden ununterbrochen fortlaufendes Stahlseil durch eine Rinne erfaßt, wodurch sich selbstverständlich der Wagen in derselben Richtung und Geschwindigkeit mit dem festgeklammerten Seile fortbewegt, wie derselbe durch Mithilfe des Bremsens sofort wieder stille steht, wenn die Festbindung an das unterirdische Seil mittelst desselben Mechanismus wieder aufgehoben wird. Es bestehen natürlich für die verschiedenen Straßenrichtungen verschiedene Gesellschaften, welche ihre eigenen großen Maschinenhäuser halten, woselbst die Dampfkraft ihre auf Meilen und Meilen weit hin ausgespannten und belasteten Drahtseile in Bewegung setzt. Wie auf den gewöhnlichen Straßenwagen legt man ohne Unterschied der zu befahrenden Distanz beim Eintritt seine „5 Cents“ in den Kasten des Wagens. Der Amerikaner, weß Standes und Gewerbes er immer sei, ist hierin sehr gewissenhaft. Gewiß ist es ein kleiner Betrag, aber die Millionen von Passagieren, die so jährlich durch diese wandelnden Hallen rauschen und ihre 5 Cts. deponiren, machen doch mit dem Wenigen die Aktionäre der Gesellschaft zu Millionären [1]).

[1]) Jetzt sind wohl die meisten „Cable Cars“ durch elektrische Tramways ersetzt.

Es ist das Geheimniß der kleinen Gabe von Seite der Masse, welches hier, wie bei so vielen Erscheinungen in Amerika seine Wunderkraft offenbart. Ich konnte meinen Gedanken bei dieser Reflexion nicht verwehren, ein anderes, scheinbar dieser materiellen Spekulation ganz ferne liegendes und doch wieder ihr verwandtes Gebiet zu streifen. Ist nicht, so fragte ich mich selbst, abgesehen von der der Kirche verheißenen, höheren Unterstützung gerade eine ihrer Hauptstärkeseiten die numerische Größe ihrer Mitglieder und deren organische Verbindung und könnte nicht vielleicht auch zur temporellen und finanziellen Unterstützung kirchlicher Zwecke die numerische Größenzahl der Gläubigen viel praktischer und erfolgreicher ausgebeutet werden? Es ist geradezu lächerlich, wenn gewisse beschränkte Ansichten meinen, es solle die Kirche sich mit derlei Spekulationen und praktischen Verwerthungen gar nicht befassen. Die Kirche ist nicht von, aber auf dieser Erde und irdische Hilfsmittel sind in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge zu der Erreichung der Missions-, Charitas- und Cultuszwecke der Kirche absolut nothwendig. Eine systematische Kirchenverfolgung Europa's hat zwar beinahe allerorts die Kirche ihrer ursprünglichen Fundationen beraubt und gewährt ihr und ihren Dienern oft scheinbar wie als Gnadenerweis die Abfälle reichlicher, ihr allein geweihter Kapitalien, aber alle Sprache der Thatsachen kann die noch lautere Sprache der Wahrheit nicht übertönen, gemäß welcher die Kirche als „vollkommene Gesellschaft" ein unveräußerliches Recht des Erwerbes, Besitzes und temporeller, unabhängiger Verwaltung irdischer Güter hat. Der wahre und praktische Freiheitssinn der jetzigen anglo-sächsischen, englisch sprechenden Handelsvölker im britischen Reiche, in der amerikanischen Union und in Australien erkennt dieses Recht der Kirche auch ohne Zögern an. Ueberall, wo die Kirche derart frei ist, sind gerade so, wie auf dem rein geschäftlichen Gebiete die größten Leistungen, Bauten, Institute nicht sowohl den großen Gaben Einzelner, als vielmehr dem Geheimniß der kleinen Gabe Aller zuzuschreiben. Ich rede nur von den praktischen Resultaten dieser Methode und verschweige deren innere Bedeutung, vermöge welcher jedes Glied der Kirche die Last des Apostolates mittragen soll und jedes beim Tragen Aller die Last weniger fühlt, aber ich möchte nur wünschen, daß im Interesse der Gesammt- und Einzelkirchen Europa und selbst Rom in dieser Beziehung von der neuen Welt und ihrer Praxis lernen möchte. Die Fundationen der Propaganda sind von sakrilegischer Hand entwendet. Die Fundationen katholischer Länder werden von gehorsamen Dienern Josephs II. allüberall verwaltet. Der Vater der Christen-

heit streckt seine Hand nach den Gaben der Gläubigen aus und dies nothgedrungen und mit Recht. Würde ihm aber nicht mehr und eine regelmäßigere Spende zufließen, wenn eine gewisse, über die Welt verbreitete Organisation ihm die Gaben von über 200 Millionen Gläubigen zuleitete; wenn man mit Nachdruck an das Gewissen appellirte; wenn so im Mitgeben Aller auch Aller Interesse geweckt würde? Was könnten die Millionen Gläubigen mit den kleinsten regulären Gaben für Missionszwecke und was könnte die Katholikenzahl einer Diözese mit kaum fühlbaren Beiträgen der Einzelnen für ihre speziellen Zwecke leisten! Sollten nicht auch hierin die Kinder des Lichtes von denen der Finsterniß lernen dürfen, und sollten nicht die materiellen Errungenschaften der Postgesellschaften ꝛc. uns lehren, auf ebenso leichte, gesetzliche, natürliche Weise die Mittel zur Förderung der höchsten Zwecke in einer modernen Zeit herbeizuschaffen[1]?

Doch ich hätte in meinen „Cable Car"-Betrachtungen bald vergessen, mich rechts und links, auf- und abwärts, durch Haupt- und Nebenstraßen umzusehen. Es liegt ein eigenthümlicher Genuß in dem Gefühl, so leicht, so bequem, so eilig diese Stadt-Herrlichkeit zu durchfahren und namentlich Abends schien es mir ein wahrer Hochgenuß, die eine oder andere im Flammenmeer ihrer Gaslichter schimmernde Straße so zu passiren. Nach einer Straßendekoration, an welche mich Milwaukee im Sommer so sehr gewöhnt hat, sah ich mich in San Francisco freilich umsonst um, nämlich nach den herrlichen Baumalleen vieler amerikanischen Großstädte, die sich mitten in der Stadt zwischen Straße und Trottoir hinziehen und eine liebliche Frische dem ganzen Anblick gewähren. Innerhalb etwa 15 Meilen von der goldenen Pforte an wachsen keine eigentlichen Bäume, sondern ist nur spärliches Buschwerk sichtbar. Klima, der sandige Grund, die stets hinüber und herüber fegenden Winde, lassen deren Gedeihen nicht zu. Gleichwohl prangen San Francisco's Gärten, Anlagen, Blumenbeete, wo eben Bewässerung stattfinden kann, in einer Flora, an der das Auge sich wohl entzücken, von deren buntester Pracht aber Wort und Feder keine annähernd zutreffende Beschreibung zu geben vermögen.

Die Straßen sind nach amerikanischem Styl geradelinig angelegt. Market, Montgomery, California Street dürften zu den belebtesten und schönsten zu rechnen sein. Die Geschäftshäuser sind meistens stattliche

---

1) Das hier nur flüchtig und im Vorübergehen berührte Kapitel hoffe ich bei anderer Gelegenheit eingehend zu behandeln.

Paläste von Marmor oder Stein, während die meisten Privatresidenzen, auch die der Millionäre und Eisenbahnkrösusse, die auf „Nob Hill“ residiren, zwar von Holz, aber mit dem ausgesuchtesten Reichthum und Luxus erstellt sind. Von den hervorragenden Gebäuden sind die prächtigen Bankpaläste an der California-Straße, die an der Montgomery Straße liegende Nevadabank, das „Safe Deposit“ Haus, welches inmitten eines riesigen Stahlgewölbes über 4000 einbruchsichere Kassen enthält, die im griechischen Style erbaute Münze, die neue Minenbörse 2c. besonders zu nennen. Von dem innern Reichthum, künstlerischen Schmuck und dem gar oft bis zur widerlichen Verschwendung gesteigerten Luxus mancher Privatresidenzen wollen wir gar nicht reden, ist doch deren inneres Heiligthum in der Regel fremden Augen nicht erschlossen.

Ich habe in Erwähnung der glänzendsten Gebäulichkeiten einige der hervorragenderen Collegien und Kirchen, auf die ich noch zurück zu kommen gedenke, nicht genannt. Hätte ich es übrigens auch gethan, so hätte dies keineswegs geholfen, den Eindruck zu verwischen oder zu schwächen, daß San Francisco doch vorherrschend dem Kulte des Gottes Mammon huldigt und dessen Orgien feiert. Wenn Geld die Welt regiert, so hat es in Amerika doch etwas mehr als anderswo und in San Francisco und Californien am allermeisten zu regieren. Ich habe schon einmal erwähnt, wie sonderbar es sich ausnimmt, daß diese geldgierige und goldsüchtige Metropolis gerade den Namen desjenigen Heiligen trägt, dessen charakteristischer Zug die Verachtung irdischer Güter ist und dessen Wunderleben mit der vollständigen Entblößung seiner selbst von Hab und Gut begonnen. Gewiß lebt auch in San Francisco eine große Zahl eifriger, praktischer, wahrer Katholiken und sollen auch noch über 100,000 ihren religiösen Pflichten regelmäßig nachkommen, aber es kann doch nicht anders sein, als daß die Schlingen des Mammonsteufels Viele umstrickt halten, die nach des Herrn Worten „reich werden wollen“, deren Constitution von der „sacra auri fames“[1]), dieser erblichen und uralten Krankheit, verzehrt oder deren religiöses Leben unter jenen Genüssen erstickt wird, welche vom Gelde und Besitzthum in der Regel so unzertrennlich sind, wie von dem Golde der Glanz.

Die Sehnsucht nach dem blinkenden Golde hat San Francisco zuerst bevölkert. Das Spiel mit dem klingenden Metalle ist noch heute die Hauptleidenschaft einer großen Zahl seiner Bewohner. Geld erwerben

1) Dem heiligen Goldhunger.

und Geld verschwenden, dürfte noch heute die charakteristische Hauptbewegung in den Fluthungen menschlicher Thätigkeit San Francisco's bilden. Es ist ganz natürlich, daß deshalb die Einwohner San Francisco's bis auf den heutigen Tag jene leidenschaftliche, nervöse, leicht erregbare Natur beibehalten, welche die Bewohner neuer Länder in der Regel kennzeichnet. Die Sucht zum „Spekulieren" ist in's Blut des Volkes übergegangen. „Stocks" oder Minenaktien sind das Alpha und Omega von wenigstens 99 Prozent dieser Bevölkerung. Die immer wieder bisweilen offenbar werdenden Resultate namenlosen Gewinnes gießen Oel in's Feuer der Leidenschaft und die noch öftere Kunde gräßlicher Verluste vermag die Flamme nicht zu dämpfen. An der Pine- und California-Straße ist tagtäglich ein Gedränge von Aktienspekulanten, daß kaum durchzukommen ist, und in den verschiedenen Minenbörsen herrscht zur Börsenzeit ein Lärmen, als befände man sich in einem Tollhause.

Wir wollen gewiß nicht allzuherbe und vorschnell diese Erwerbsucht verurtheilen. Der Appetit kommt eben beim Essen und Mancher, der vielleicht in der alten Welt bei dem dort herrschenden schlechten Geschäftszustande mit der Miene eines gestrengen Sittenrichters dieses geldgierige Treiben Amerika's, Californien's und San Francisco's verurtheilt, wäre vielleicht der allereifrigste Graber, wenn die verurtheilten Minen sich vor seinem Hause öffneten oder das verderbliche Geld durch einen Canal in seine Kasse flösse. Die Erfahrung hat noch meistens bewiesen, daß der frühere Bettler ein ärgerer Verschwender wird, als der im Reichthum Erzogene, und in der ungebändigten Sucht nach Geld und Gold ist der Eingewanderte in der Regel nie hinter dem geborenen Amerikaner zurückgeblieben.

Dennoch bleibt es eben wahr, was die ewige Wahrheit gesagt und auch im Hinblick auf dieses neue, reiche und geschäftstreibende Land zu betonen ist: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet." (Math. 16, 26.) Die moralischen Schattenseiten des Stadtlebens in San Francisco und die unersättliche Genußsucht, deren Offenbarungen nicht übersehen werden können, erhärten immer wieder in verschiedenen Weisen das eine Wort: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und in die Fallstricke des Teufels." (1. Tim. 6, 9.) Die Form der Welt verändert sich, aber nur um in Veränderungen die Wahrheit des unveränderlichen Wortes Christi zu beleuchten: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." (Mark. 13, 31.)

Wie Mancher, der in waghalsigen Unternehmen sein Eigenthum eingebüßt, statt vermehrt, oder in verbrecherischem Spiele das Glück einer ganzen Familie verspielt hat, mußte zu spät an die Worte denken: „Selig der Mann, der dem Golde nicht nachgegangen.“ (Pred. 31, 8.) Wie oft hat schon die kalte Todeshand gegen Wunsch und Absicht eines der Millionäre auf Nob Hill an die künstlerische Pforte einer eben vollendeten Residenz gepocht und dem erschrockenen Insassen die Anzeige gemacht: „Du Thor, noch diese Nacht wird deine Seele von dir gefordert werden.“ (Luc. 12, 20.) Für Leute, die in irdischen Palästen sich zu wohnlich fühlen, ist der Gedanke an das „domus aeternitatis“ unbehaglich und deshalb sagt der Heilige Geist mit solchem Nachdruck: „O Tod, wie bitter ist deine Erinnerung für den Menschen, der in seinem Besitzthum seine Ruhe findet.“ (Pred. 14, 1.)

Doch durch diese ruhelose Menge sind wir im Geiste nun durchgefahren und das hereingebrochene Dunkel dürfte uns nach solchen Wanderungen bald an die Nothwendigkeit physischer Ruhe mahnen. Ich durfte jedoch dieser nicht genießen, ohne zuvor, wie mich mein freundlicher Begleiter mahnte, noch von irgend einem Höhepunkte des Anblickes von San Francisco bei beleuchteter Nacht genossen zu haben. Die amphitheatralische Lage der Stadt, die Hebungen und Senkungen ihrer Thäler und Hügel, die Bay mit ihren Inseln und Ufern, die dieses gesammte Reliefbild überstrahlende reiche Beleuchtung in Gas und elektrischen Flammen geben dem Anblick von San Francisco bei Nacht etwas Feenhaftes, Magisches, Wunderbares. Mein freundlicher Begleiter lud mich deshalb ein, in einem der Kabelwagen noch die Fahrt zu dem im Osten der Stadt gelegenen 296 Fuß hohen „Telegraph-Hill“ zu machen. Dieser Hügel, welcher wohl bei Tag und Nacht die umspannendste Aussicht auf San Francisco gewährt, hat seinen Namen von einer ursprünglichen, auf ihm errichteten sehr primitiven Telegraphenstation, von welcher die bei der „goldenen Pforte“ einlaufenden Schiffe signalisirt wurden. Die ganze Länge der Bay mit ihren Werften; die goldene Pforte und der stille Ocean, die Baysarme von San Francisco und Pablo, die Berge und Hügel auf eine Distanz von etwa 30 Meilen, Oakland und die umliegenden Vorstädte San Francisco's, das Gesammtbild der über die Sandhügel ausgestreckt liegenden Metropole — Alles ist sichtbar bei Tage und wenigstens in seinen Umrissen erkennbar bei Nacht. Es war ein herrlicher Anblick. Die silbernen Sterne am Firmamente schienen mit den goldstrahlenden Flammen der Goldstadt zu wetteifern. Freilich fesselte uns das Pano-

rama trotz allem seinem Zauber nicht allzulange, denn es begann ein kühler, ich sage besser, kalter Wind über diesen natürlichen Festungsthurm hinzublasen.

Ich habe noch gar nichts vom Klima San Francisco's gesagt und doch ist dieses gewiß die viel herrlichere und unschädlichere Gottesgabe, als das in seiner Umgebung begrabene Gold. Nebst diesem Golde ist es gewiß das Klima, das schon Tausende an diese Küste gezogen und auf längere Dauer hin als das Gold seine Anziehungskraft üben wird. San Francisco und Californien sind für Nord-Amerika mehr als Italien für Europa und speziell San Francisco's klimatische Annehmlichkeit ist eine so hervorragende Charaktereigenschaft dieser Stadt, daß ich im Geiste von Telegraph Hill zum Palace Hotel wandernd, vom kalten Winde nur zu sehr gemahnt, hier doch noch Etwas von diesem Klima der Stadt erwähnen muß.

Sofern ich aus eigener Erfahrung sprechen muß, der ich San Francisco Anfangs August, also im Hochsommer besuchte, kann ich in das Lob der Annehmlichkeit der Temperatur nur einstimmen. Wir hatten auch warm, von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags bisweilen sehr warm, aber dennoch trug ich auf meinem Angesicht nie jenen lästigen und unvermeidlichen Schweiß, wie ihn die Hitze selbst in Wisconsin oder erst in New-York zu dieser Zeit auspreßt. Sobald die Tageszeit der Neige zuging, begann es kühler zu werden und bei abendlichem Ausgehen bedurfte man stets des Ueberziehers, der selten zu schwer war, ja ich bemerkte unter Tags Damen genug, die von Pelzwerk verbrämte Oberkleider und Mantillen trugen. Californien ist freilich seiner ganzen Ausdehnung nach das Italien Amerika's, aber im südlichern Californien, ja selbst im unweit gelegenen Sacramento, nimmt die Sommerwärme schnell den Charakter lästiger Hitze an. San Francisco dagegen mit den ihm zunächst gelegenen Thälern und Plätzen von S. Clara, Monterey, S. Barbara vereint die entzückende Wohlthat herrlicher Wärme im Winter, mit erfrischender Kühle im Sommer. San Francisco ist im Sommer um 2 Grad kühler als London und um 10 Grad kühler als Paris und ist diese Erfrischung zu einer Zeit, wo andere Gegenden unter Glühhitze schmachten, jenem sogenannten „Trade-Wind" zuzuschreiben, welcher von April bis Oktober beinahe täglich über die Stadt dahin weht und zwar gerade im Juli oft mit solcher Heftigkeit, daß er, den Sand der Straßen aufwirbelnd, das Gehen unangenehm, oft fast unmöglich macht. Aus dem Grunde bezeichnet man den Juli als die unangenehmste Zeit in der Stadt und ich muß

sagen, ich fand diese noch sehr angenehm. Freilich entbehrte das Auge der grünen Matten und eines frischen Teppichs der Natur, denn der Mangel oder vielmehr das gänzliche Aufhören des Regens in dieser Zeit gibt der ganzen Natur das Aussehen einer verdorrten Steppe. Californien's Regen beschränkt sich auf die Wintermonate oder die „Rainy season“. Man zählt 54 Regentage per Jahr in San Francisco, nämlich 12 im Dezember, 10 im Januar, 9 im Februar, 9 im März, 7 im November, 5 im April und 2 im Oktober.

Von Schnee ist in San Francisco natürlich beinahe nie die Rede und außerordentlichen Falls ist der Schnee kaum der Rede werth. Die schönste aller Jahreszeiten muß der oft schon Mitte Februar in Californien beginnende Frühling sein, wenn die Anmuth eines frisch grünen Panoramas, mit der Gluth orientalischer Flora und der Lieblichkeit der kühlwarmen Atmosphäre sich vereint, aus Californien ein Paradies der Natur zu machen. Die höchste Temperatur im Sommer ist in San Francisco noch keine unerträgliche Hitze, wie z. B. in New-York und dem Süden und zudem ist es höchst selten, daß mehr als drei sehr warme Tage aufeinander folgen. Was Wunder, wenn deshalb alle Besucher dieser Stadt deren klimatische Vorzüge im Worte feiern und Ludlow von göttlichen Tagen und einem himmlischen Klima spricht. Bancroft, dem ich diese statistischen Angaben entnommen, sagt, daß die Temperatur in San Francisco wohlthuend, weckend, erquickend, auf das ganze körperliche System und den in Arbeit thätigen Mann höchst heilsam wirke.

Für heute sei es damit genug.



Seelöwen-Felsen und Cliff-Haus bei San Francisco.


UNIV. OF MICH.

XIV.

Im sonnigen Thale von Sonoma.

Die Herrlichkeiten von Californien's Handelsmetropole habe ich bereits hinlänglich gesehen, aber ich wollte auch eine Idee vom Landleben des „Goldenen Staates“ gewinnen und wo möglich in dieser paradiesischen Natur einige Tage der Ruhe pflegen. Nicht bloß bot sich mir hierzu die wünschenswertheste Gelegenheit durch die freundliche Einladung von Seite des Hochwürdigen Herrn H. E., der mich dringlichst bat, einige Zeit bei ihm, im altehrwürdigen Städtchen Sonoma, dem Hauptorte des Thales gleichen Namens, zuzubringen, sondern ich beabsichtigte sogar, vor Ankunft in diesem Staate in Sonoma selbst mein Hauptquartier für die gesammte Zeit meines Verweilens an der Küste aufzuschlagen. Ich hatte in derselben Absicht bereits die Nachsendung meiner ganzen Correspondenz an diesen Platz verordnet, aber gleichwohl mußte ich später meine Absicht ändern, in Folge zu weiter Entfernung dieses ländlichen Aufenthaltsortes von den Punkten und Plätzen, die ich noch zu besuchen hatte. Natur, Wetter und vor Allem die ausgesuchteste Gastfreundschaft des Herrn Pastors haben in der That mir die wenigen Tage Aufenthalt in Sonoma idyllisch zu machen verstanden und ich könnte der Annehmlichkeit dieser Rast in Californien, nur etwa die jener Tage in Dalles (Oregon) an die Seite stellen. Wie vor noch nicht allzulanger Zeit ich dorten im Gastzimmer von Rev. B., so sitz' ich heute wieder im eleganten Fremdenkabinet des Hochwürdigen Herrn E., um meine Gedanken und Erlebnisse niederzuschreiben; aber mein Blick durch's Fenster fällt auf keinen schneegekrönten „Mount Hood“ und dahinbrausenden „Columbia River“, sondern auf das sonnige Gelände vom Sonomathal mit seinen rebenbedeckten Hügeln und Anlagen. Allerdings bin ich bereits am Orte meiner Ruhe angekommen und habe mir für einige Stunden Ruhe und Einsamkeit

gesichert, aber eben diese muß mir nun, bevor ich an die Beschreibung meines ländlichen Aufenthaltes gehen kann, helfen, im Geiste vorerst nach San Francisco zurückzupilgern und nachzuholen, was ich mit dem Rahmen meiner letzten Aufzeichnungen nicht mehr zu umspannen vermochte.

Ich hatte, nachdem meine erste Rundfahrt in San Francisco vollendet war, im dortigen Palace-Hotel mein Nachtquartier genommen. Folgenden Morgens sieben Uhr eilte ich auf derselben Drahtseilbahn zum etwas entfernt liegenden, bescheidenen Kloster deutscher Dominikanerinnen, wohin mich Empfehlungen von Mr. H. aus Dalles führten, um daselbst in einer äußerst fein geschmückten Kapelle der unbefleckten Empfängniß die heilige Messe — meine erste Messe in Californien — zu lesen. Gleich nachher — es war Samstag — machte ich meine Besuche in den vorzüglichsten Kirchen der Stadt und so kommt es, daß ich dieser und des katholisch kirchlichen Lebens in San Francisco erst heute erwähne.

Californien und San Francisco unterscheiden sich von den meisten übrigen Staaten der Union in religiös geschichtlicher Entwickelung namentlich dadurch, daß auf diesem Gebiete der Katholicismus vor dem Protestantismus herrschend war, indem Californien's Civilisation den ursprünglich spanisch-mexikanischen Missionen entwachsen ist. Bereits früher habe ich die in Amerika allgemeinen und in San Francisco besondern Gefahren des Großstadtlebens für Pflege und Gedeihen ächt katholischen Lebens wenigstens berührt und gewiß ist, daß Tausende diesen kombinirten Einflüssen und Versuchungen nicht zu widerstehen vermögen und so dem praktischen und selbst theoretischen Indifferentismus und Unglauben in die Arme fallen. Nichtsdestoweniger dürfte auch in San Francisco die gefährlichste Krise für katholisches Wachsthum im Allgemeinen überstanden sein; denn der ursprüngliche Mangel an Priestern, Hilfsmitteln und äußerm Ansehen der Kirche bessert sich von Tag zu Tag. Katholisch sein gehört in San Francisco immerhin noch zum guten Tone. In dem gelehrten und jugendlichen Prälaten, der mit Energie des Willens eine glänzende Rednergabe verbindet, ist für das Ansehen der Kirche in dieser Stadt am besten gesorgt und gibt es diesem im Baue einer neuen Kathedrale bereits Ausdruck. Eines wird und muß noch des Hirten und der Heerde rastlose Sorge sein, nämlich, durch bis jetzt noch mangelnde katholische Pfarrschulen die Jugend vom vergifteten Borne des Wissens, der in den „Public-Schulen“ quillt, abzuziehen und so mit der Gegenwart auch

die Zukunft der Kirche in dieser Stadt zu sichern[1]). Die Stadt zählt gegenwärtig an 18 katholische Kirchen, welche von Säkular- und Regularklerikern bedient werden. Unter diesen dürften die hervorragendsten sein: die bisherige St. Marys-Kathedrale, die St. Patricks-Kirche, die Ignatius- oder Jesuiten-Kirche, die Dominikus- oder Dominikaner-Kirche, die Kirche unserer L. Frau vom Siege und die St. Bonifatius- oder deutsche Kirche. Die zuletzt genannte dient den deutschen Katholiken als Cultusstätte und wird, höchst günstig gelegen, mit der Zeit wohl auch in einen imposanten Tempel sich umwandeln[2]). Eine Kirche habe ich noch nicht genannt und doch gebührt ihr der historische Vorrang vor sämmtlichen Kirchen der Stadt, deren geistliche Mutter sie genannt werden muß. Der Priester, Tourist, Archäologe, Forscher — Alle werden ihr einen Besuch zu machen nicht unterlassen. Ich meine San Francisco's erste, ursprüngliche, noch stehende Missions-Kirche unter dem Titel „Mission of Dolores" oder „Unsere Liebe Frau von den sieben Schmerzen." Die „Mission Dolores" ward im Jahre 1776 gegründet und auf diese Zeit mag auch dieser Bau zurückdatiren. Die Kirche ist wie alle mexikanischen Cultusgebäude, von sehr rohem Aeußern, zeigt in der obern Frontmauer die frei in offener Nische hängenden Glocken, hat eine Grundmauer von rohen Quadern, über welchen sich die drei Fuß dicken Wände aufbauen und ein Dach von schweren, halbcylinderförmigen Ziegelsteinen. Der Boden der noch jetzt benutzten Kirche ist nackte Erde, mit Ausnahme des Sanktuariums. Sehr wenige, schmale und hochgelegene Fenster senden einiges Licht in das düstere, ehrwürdige Innere. Nahe dabei ist der jetzt geschlossene ehemalige katholische Friedhof, dessen Grabmäler noch alle spanische Inschriften aufweisen.

Einen San Francisco's weltlicher Größe entsprechenden, glänzenden Gottesdienst jedoch fand ich folgenden Tages in der Königin der Kirchen dieser Stadt, welche dem heil. Ignatius von Loyola geweiht ist. Ich war am Feste dieses Heiligen, am vergangenen Freitag in San Francisco gelandet und in angenehmem Zusammentreffen sollte ich durch freundliche Einladung von Seite des Hochwürdigen P. S., S. J., Gelegenheit finden, der glanzvollen, auf diesen Sonntag transferirten Festfeier des Kirchen- und Ordenspatrones beizuwohnen. Die

1) Ueber das hochwichtige Kapitel der katholischen Pfarrschulen, deren Nothwendigkeit u. s. w. hoffen wir uns ebenfalls anderswo zu verbreiten.

2) Seither wurde die Seelsorge der deutschen Katholiken den Franziskanern der Provinz St. Louis übergeben, die sofort Kirche und Schule erstellten.

Jesuiten, welche nach dem Grundsatz „Ignatius liebt die Städte“ – „S. Ignatius amat urbes“ – in höchst segensvoller Wirksamkeit schon in den ersten Jahren der städtischen Entwickelung sich hier niedergelassen, besitzen hier eine großartige Kirche und ein Collegium fürstlichen Ansehens schon jetzt, wo bloß dessen Hälfte ausgebaut ist. Deren früheres Besitzthum an der Market-Straße hat den Patres die Mittel verschafft, diesen Bau aufzuführen. Das Gebäude, welches Collegium, Schulzimmer, Museen und öffentliche Hallen im großartigsten Maßstab umschließt, macht einen ungemein imposanten Eindruck und erhebt sich unweit der neuen „City Hall“, einen ganzen „Block“ einnehmend, zwischen Van Heß-, Franklin-, Hayes- und Grove-Street. Die Kirche, im sogenannten Jesuitenstyl erbaut, zeigt eine prächtige Front, zu welcher eine hohe Steintreppe emporführt. Zwei mächtige Thürme von je 275 Fuß Höhe, die höchsten in Californien, begrenzen dieselbe. Das Innere bietet für 6000 Personen Raum und überrascht den Eintretenden sofort mit der grandiosen Darstellung der Apotheose des heil. Ignatius, welche Tojetti für den Hochaltar in Oel gemalt hat. Ich fühlte mich unwillkürlich ergriffen, bei dem Anblick des heil. Ignatius, der weithin in der Kirche sichtbar, auf aufschwebender Wolke knieend, mit ausgestreckten Armen und den Ausdruck der Verklärung auf dem Angesicht, scheinbar unbekümmert schien um all' die irdische Verehrung, welche ihm an seinem Tage in diesem seinem Namen geweihten Tempel dargebracht wurde. Der ritterliche Orden der Gesellschaft Jesu steht, wie in der ganzen Union, so auch in San Francisco in hohem Ansehen; verstehen doch seine Mitglieder wie Niemand sich über die Kleinlichkeitsrücksichten von Nationalität und Sprache zu erheben und allen Eigenthümlichkeiten des Landes in wahrhaft apostolischem Geiste gerecht zu werden. Der aus dem Ländchen weniger Quadratmeilen Europa's verbannte Orden und der Ordensmann, den beschränkte Köpfe als eine Gefahr öffentlicher Ruhe betrachten, entfaltet im Lande des Sternenbanners eine ungehemmte Wirksamkeit, erzieht die Söhne von Yankees und Protestanten und hat in den höchsten Kreisen unverblümte Anerkennung gefunden. Wenn ich immer bei der St. Ignatius-Kirche vorbei kam, fand ich sie von Leuten zahlreich besucht. An Sonntagen wimmelt es auf der Treppe von Leuten und vor der Kirche von Equipagen. Der Gottesdienst aber an diesem Sonntag war glänzend im Vollsinn des Wortes. Erzbischof Riordan war erschienen, das feierliche Pontifikalamt zu singen. Msgr. C., der das Fest durch eine neuntägige Andacht eingeleitet hatte, wohnte der Feier ebenfalls bei.

Father Gleeson, einer der gelehrtesten Priester der Stadt, sprach in fünfviertelstündigem schönen und durchsichtigen Vortrage von den glorreichen Verdiensten der Gesellschaft Jesu zu einem Kopf an Kopf gedrängten Auditorium.

Bei dem der kirchlichen Feier folgenden Festessen im Collegium hatte ich das Vergnügen, mehrere der katholischen Stadtnotabilitäten kennen zu lernen. Nachmittag war bereits vorgerückt, als mein treuer Begleiter erschien, um mich in die reizendste Umgebung San Francisco's, den berühmten „Golden Gate Park" und zum Meeresufer rückwärts der Stadt hinaus zu führen. Dahin strömt, zumal an Sonntag Nachmittagen die ganze Bevölkerung der Stadt, um der herrlichen Anlagen, der ausgesuchtesten Promenaden und ganz einzigen Aussicht auf Meer und Land zu genießen. Im „Golden State" befinden wir uns. Die „Golden Gate" hatten wir passirt. Es erübrigte noch, die Reize des „Golden Gate Park" zu verkosten.

Sind Parkanlagen an und für sich schon ein Stolz jeder amerikanischen Großstadt, so durfte San Francisco mit den Vorzügen seines Klimas und seiner Lage in Anlage eines großartigen Parkes nicht zurückbleiben. Das hat die unternehmende Königin der westlichen Küste Amerika's auch nicht gethan, sondern natürliche Vortheile mit großartiger Generosität verwerthend, hat San Francisco sich einen Park angelegt, der einst in mancher Rücksicht Größe, Eleganz und Herrlichkeit des New-Yorker Central-Parkes bieten wird. Er erstreckt sich in 3 Meilen Länge und $^1/_2$ Meile Breite über einen Flächenraum von 1,013 Acker, von der Küste östlich bis Stanyan Street und steht von dort mit Baker Street durch eine 500 Fuß breite und $^2/_3$ Meilen lange Avenue in Verbindung. Im Jahre 1874 erst begann die theure und mühevolle Arbeit, den meist kahlen, nackten und sandigen Boden in fruchtbares Erdreich, die Wüste gleichsam in ein Blumen, saftiges Grün und Schatten gebende Bäume hervorbringendes Paradies umzuwandeln. Mehr als 650,000 Dollar waren gleich Anfangs schon ausgeworfen, um nur hervorzubringen, was jetzt wenigstens eine Idee ermöglicht von dem, was der Park der goldenen Pforte in nicht ferner Zukunft sein wird. Keine Schönheit der Natur wird einst da fehlen, das Auge zu entzücken, denn Meer, Küste, Hügel, Thalgrund, Waldung, eine Flora jeder Art und Gattung vereinigen sich hier, um ein Ponorama sonder Gleichen in dem nie getrübten Lichtscheine der californischen Sonne auszustellen. 925 Fuß hohe Bergspitzen erheben sich nur eine Meile von der Mission „Dolores" entfernt. „Strawberry Hill", 426 Fuß

hoch, steht mitten im Parkgebiet. Während von mancher Stelle Mt. Diavolo, Mt. Tamalpais und die „goldene Pforte" sichtbar sind, erstreckt sich der Park über eine Meile am Ufer des Oceans und zwei Meilen längs dem durch eine prachtvolle Brandung ausgezeichneten Strande. In dem mehr östlichen Theile sind die Gartenanlagen bereits vollendet und durch dieselben führen weite, ebene, sandfreie Wege. Ein Treibhaus stellt die bunte Menge californischer Pflanzen dem Beschauer vor's Auge. 250—300,000 kleinere Bäume und Sträucher sprossen in diesem künstlichen Garten, beherrscht und überragt von den schönsten Exemplaren von Eukalyptus, Monterey Cypresse und Monterey Pinie.

Und doch liegt des Parkes schönste Partie erst an dessen Abschluß. Theils zu Wagen, theils zu Fuß waren wir endlich nach Durchwandern des Parkes in Sicht des Meeres gekommen, und das Tosen der mächtigen Brandung war schon lange hörbar, bevor auch das Auge dem muntern Spiele der im Sonnenschein gold und silbern glitzernden Wogenmasse zuschauen konnte. Wir haben das Cliff-Haus, den interessantesten Vergnügungsort in der Nähe von San Francisco nun erreicht; der schwellende große Ocean liegt in seiner Unendlichkeit vor uns; und schneeige Brandung umrauscht und umsäumt den Strand, so weit das Auge sehen kann. Hier ist beinahe täglich, ja stündlich eine ziemliche Menschenmenge versammelt. Nebst Strand und Brandung ist es vor allem die auf kaum 200 Schritte vom Lande entfernten, nackten und zerklüfteten Felseninseln wohnende Seelöwen-Colonie, welche das Interesse Aller auf sich zieht. Diese Thiere, durch Staatsgesetze vor jeder Unbill geschützt, liegen um den Felsen herum, wie Blutegel, sonnen sich in den Strahlen der Nachmittagssonne oder stürzen sich muthwillig wieder vom Felsen in die aufspritzende Fluth. Mancher Seelöwe soll an 2000 Pfund wiegen. Wenn sich einer erhebt, so hat er etwas Verwandtes mit dem Könige der Wüste. Mit plumpen, tatzenähnlichen Flossen klimmen sie den Felsen hinan, zanken sich recht häufig unter einander und erfüllen die Luft beständig mit einem fremdartigen, dumpfen, melancholischen Gebrüll.

Cliff-Haus und Brandung haben mir so wohl gefallen, daß wir beinahe zu lange verweilten. Wie wir uns wieder der Stadt zuwenden wollten, hatte bereits der letzte Lokalzug — denn man fährt jetzt auch per Dampf bis dahin — die Station verlassen und wir waren so genöthigt, bei der rasch hereinbrechenden Abenddämmerung den Weg bis zu den Drahtseilwagen auf den Höhen der Stadt zu Fuß zurückzulegen. So hatte ich im Grunde San Francisco's Weichbild und Umgebung

gesehen und beeilte mich deshalb am folgenden Tage Nachmittags in östlicher Richtung nach dem Eldorado zu gelangen, woselbst ich mich eben befinde. Ich mußte zu dem Zwecke vom Hafen San Francisco's in nordöstlicher Richtung die Bay per Dampfer überfahren und dann noch eine nicht sehr lange Strecke mit einem Lokalzug der „Sonoma Valley Rail Road" meinen Bestimmungsort zu erreichen suchen. Die Fahrt in und durch die Bay von San Francisco, sei es in dieser oder in der Richtung nach dem herrlichen und baumreichen „Oakland", ist bezaubernd und hat mich sehr viel an die viel verwandte Fahrt der New-Yorker „Ferry Boats" von der „Battery" nach dem reizenden „Staten Island" gemahnt. Es war Montag Abend, ein wolkenloser, sonniger Abend, als ich nach einer Fahrt durch das hügelreiche Sonoma-Thal in dessen gleichnamigem Hauptorte eintraf und von Rev. H. E. sofort festgenommen wurde.

Mit goldenem Stocke hatte sich der Herr Pastor des Goldlandes an der Station eingefunden. Es hätte übrigens keines Stockes bedurft, denn nicht bloß willig, sondern mit Freuden ließ ich mich arretiren, um einige Tage im Schatten zu sitzen und der Gefangene seiner erfinderischen Gastfreundschaft zu sein. Ein idyllisch gelegenes, niedlich an Seite einer hübschen Kirche gebautes, elegant ausgestattetes Pfarrhaus nahm mich auf und das Knallen nicht von Kanonen, welche man in diesem friedlichen Lande kaum kennt, aber von Flaschen californischen Champagners verkündete, daß ein längst geplantes und ersehntes „Meeting" stattgefunden und Thatsache geworden.

So ein Pastor im californischen Sonoma-Thal ist in der That, glaub' ich, nicht auf Dornen gebettet. In der herrlichsten Thalgegend, mitten von Rebengeländen umkränzt, von einer gut katholischen Bevölkerung geachtet und geliebt, hat Rev. E. ein sauberes, freundliches, geradezu malerisches kirchliches Heim mit Kirche, Schul- und Pfarrhaus sich errichtet. Noch Montag Vormittag stand ich inmitten des Lärms und Getümmels von San Francisco und am gleichen Abend erging ich mich an der Seite meines Hochwürdigen Gastgebers in kühler Abendluft, zwischen den Rosenbeeten seines blühenden Gartens, Angesichts der mit californischen Reben bekleideten Hügel, als eben die Aveglocke durch die ländliche Stille an jenes welterlösende Geheimniß erinnerte, welches mit Millionen von Gläubigen auch uns in stiller Anbetung auf die Knie warf. Die Stunden, welche mir übrigens in dieser meiner Gefangenschaft für Schreiben und Correspondenz zu Gebote standen, sind sehr spärlich gewesen und ich muß mich beeilen, zu

Ende zu kommen, bevor der Herr Pastor an die Thüre klopft, und mit unwiderstehlicher Gewalt die Ausführung einer neuen Excursion in Vorschlag bringt.

Ich sitze hier so ruhig im Pfarrhof vom alten Städtchen Sonoma und kann es mir nicht versagen, in diesem alten Thale des goldenen Staates wenigstens einen Streifblick auf dessen Vergangenheit und Geschichte zu werfen. Die frühere Zugehörigkeit Californiens zu Mexiko, dessen Entwickelung unter katholischen Missionären, der Zauber und die magische Anziehung, welche das Gold diesem Küstenlande gegeben, die erst in neuester Zeit dem Boden abgerungene Fruchtbarkeit, geben diesem Gebiete der Union weit über die Grenzen derselben hinaus eine ganz eigenthümliche Bedeutung. Der Name „California", welcher ursprünglich einer fingirten Insel im stillen Ocean galt, dann von erstlich hier thätigen Missionären des Jesuiten- und Franziskaner-Ordens ihren Gebieten beigelegt wurde, mit der steten Unterscheidung zwischen dem südlicheren „Lower" und nördlicheren „Upper" Californien, wurde schließlich adoptirt zur Bezeichnung des Unionsstaates, welcher nun das Küstenland bis zur Sierra Nevada, das Thal von San Joaquin und Sacramento sowie einen Theil des Coloradogebietes umschlingt. Der erste weiße Mann soll im Jahre 1542 auf spanischem Schiffe diese Küste besucht haben. Bald begannen unter dem Apostel Californiens, Pater Junipero Serra, die Franziskanermissionen, welche nach und nach unter spanischer Oberherrlichkeit Land und Leute regierten. Nach Mexiko's Trennung vom Mutterlande war Californien ein Territorium der neuen Republik, wurde aber fortdauernd in seiner Wichtigkeit verkannt, stiefmütterlich behandelt und von revolutionären Bewegungen geschwächt, bis im Jahre 1846 die amerikanische Flagge über das von Mexiko bereits aufgegebene und von amerikanischen Einwanderern und Handelsleuten vorherrschend bevölkerte Küstenland aufgehißt wurde und der Vertrag mit Mexiko vom 30. Mai 1848 dieses zukunftsreiche Küstengebiet formell der Union einverleibte. Bereits vor diesem Ereigniß hatte eine „magische Gewalt" diesen Küstenstrich weltberühmt gemacht und ihm zu Hunderttausenden die Einwohner zugeführt. Das Gold, das allmächtige Gold begann sich zu offenbaren und machte Californien nun zur Sehnsucht und Heimath aller Abenteurer und Waghalsigen. Ich darf doch nicht unerwähnt lassen, wie auch hier mit dieser ersten Entdeckung des californischen Goldes die Erinnerung an das ferne Schweizerland in geschichtlicher Verbindung steht.

Bereits in meinen früheren Aufzeichnungen vom Dampfer „Co-

lumbia" erwähnte ich, daß Indianer dem spanischen Entdecker Balboa von Goldregionen in dieser Richtung hin gesprochen. Ein Deutscher, Adolph Ermau, besuchte bei einer Reise um die Welt auch die Gegend um San Francisco und notirte bei dieser Gelegenheit in sein Tagebuch vom 8. Dezember 1829 folgendes: „Die hier durch Verwitterung in eine gelbe, erdige Masse übergehenden Kalkgesteine und der hier so häufige Magnetsand erinnern an das Vorkommen des Goldes am Ural; und wenn man noch die durchsetzenden Quarzgänge und Stöcke dazu nimmt, so wird die Analogie der Verhältnisse noch bedeutender und verdiente wenigstens einen Waschversuch." Der Versuch ward absichtslos bald gemacht, denn als der Schweizer, Capitain Sutter, in der nahe dem jetzigen Sacramento City gelegenen Colonie Neu-Helvetien im Jahre 1846 Leute zur Lichtung der Fichtenwälder in die Berggegenden schickte, fand ein gewisser James Marshall beim Baue eines Abzugskanals für eine Sägemühle einige gelbe Körner auf dem Grunde liegen, überzeugte sich, daß es wahres, gediegenes Gold war und binnen wenigen Tagen hatte er durch bloßes Aufwühlen des Sandes Gold im Werthe von 150 Dollar beisammen. Jetzt war California's Geheimniß verrathen. Mit Blitzesschnelligkeit ging das „Heureka" durch die Welt. Eine Völkerwanderung nach diesem Goldlande war die unmittelbare Folge. „Zuerst," erzählt ein Geschichtschreiber jener Tage, „waren Mexikaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon und Eingeborne der Sandwichinseln; Tausende von Anwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über die Felsengebirge und die Sierra Nevada oder über Panama und dann auf dem Wege um das Cap Horn; endlich stellte auch Australien sein Contingent und zuletzt erschienen noch Chinesen zu Tausenden. Dazu rechne man die eingebornen Creolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, die Neger, Mulatten und Mestizen." Nicht mit Unrecht wurde Californien mit einem großen Kessel verglichen, in welchem Völkersubstanzen aller Art durch einander brodelten und lange, bis geordnetere Zustände aus dem Chaos traten, mußte „Richter Lynch" oft allein Ordnung, Recht und Sühne der alltäglich gewordenen Verbrechen schaffen. Noch heute, wo der Amalgamirungsprozeß dieser heterogenen Elemente schon weit vorgeschritten, dürfte Californien am meisten von allen Staaten ein kosmopolitisches Gepräge zeigen.

Die Goldproduktion Californiens, welche in den ersten Jahren nach der Entdeckung auf 50,000,000 Dollars jährlich anstieg, ist nun beinahe auf 3,000,000 Dollars jährlich gesunken, aber dafür hat das gesegnete Erdreich einen andern und viel dauerhafteren Reichthum zu Tage gefördert. Die ersten Ansiedler waren beinahe alle nur vom Verlangen nach Gold getrieben, herbeigeeilt und hielten das trocken und ausgebrannt scheinende Land für ungeeignet zum Ackerbau. Welch' eine Täuschung dies gewesen, haben erst die letzten Jahrzehnte bewiesen, in welchen alle Arten von Fruchtbäumen, Weinreben, Zierpflanzen, Orangen, Gemüse, Beeren und endlich Kuh-, Pferde- und Schafheerden, auf diesem Boden zu gedeihen begannen. Mit Recht nennt „The Minster Review" Californien erst „die Schatzkammer" und darauf den „Garten der Welt". Eine andere Auktorität nennt es: „Die Getreidekammer der Erde". Californien wetteifert bereits mit Spanien in seinen getrockneten Trauben, mit Sizilien in seinen Pomeranzen, mit Frankreich in seinen Weinen und Zwetschgen und hat erst begonnen, auch Oliven, Zitronen, Feigen u. s. w. zu ziehen.

Neben dem Golde in Metallform, dürfte nach und nach der Purpur und das flüssige Gold kalifornischer Weine Californien berühmt machen. Konnte ich auch während meines Aufenthaltes keinen näheren Einblick in die Gewinnung des Goldes durch „Fluß- oder Trockengraben" (river digging und dry digging) gewinnen, so bot mir dafür eine der lieblichsten Excursionen in diesem Sonomathale Gelegenheit, die Weincultur etwas genauer zu betrachten.

Sonoma Valley, in dessen Hauptstadt wir uns befinden, hat 850,000 Acker Land, die im Süden von der Bay von San Pablo begrenzt, an Fruchtbarkeit und namentlich im Ertrage des Weinstockes jedes andere Gebiet des Staates übertreffen. Fast alle seine Bewohner pflegen hier den Weinbau. Die rothe Zinfandelltraube gedeiht hier vorzüglich und deren dunkelrother Ertrag dürfte mit vorzüglichen Weinen Frankreich's den Vergleich aushalten. Nach einer eben erschienenen Statistik sind im County Sonoma über 500,000 Rebstöcke, welche jedenfalls 2,500,000 Gallonen Wein ertragen.

Ich hatte gerade eines Morgens einige solcher Statistiken durchblättert, als mein Gastgeber an die Thüre klopfte und mir meldete, daß sein prachtvolles Racenpferd — ein Weihnachtsgeschenk der Gemeinde — bereits eingespannt wäre und wir heute Dinner bei einem seiner geachtetsten Pfarrangehörigen einnehmen würden. Das Skizziren hatte so ein Ende und flugs, als hätten wir Pegasus selbst angespannt,

ging's durch's sonnige Thal bis auf das weite und reiche Besitzthum von Mr. H. Hier eben sollte ich eine großartige Rebenbesitzung in Augenschein nehmen, aber auch eine geradezu aristokratisch feine und demokratisch liberale Gastfreundschaft genießen.

Mr. H. war früher nach seiner Vorbildung in Westpoint mehrere Jahre im Armeedienst gewesen, hatte erst in späteren Jahren sich der wahren Kirche im katholischen Glauben zugewandt und ist nun ein reicher, angesehener und zwar praktisch katholischer Californier. Seine Gemahlin entstammt der in der amerikanischen Geschichte so glanzvollen Familie der Carolls von Carollton, welche der Union einen der angesehensten Mitunterzeichner der Freiheits- und Unabhängigkeitserklärung, der Kirche aber den Patriarchen der katholischen Hierarchie, den ersten Erzbischof von Baltimore, den persönlichen Freund Georg Washington's, John Caroll gegeben. Wie ich im Corridor der stattlichen Landresidenz die verschiedenen Oelgemälde von Familienahnen betrachtete, fiel mir auch sofort die Aehnlichkeit der Physiognomie derselben mit der von Mrs. H. auf.

Aber nicht das Bild und Angesicht, sondern Geist und Herz macht die wahre Noblesse. So auch hier, wo Freiheit des Benehmens, Eleganz der Einrichtung und ungekünstelte Freundlichkeit das nur zu kurze Verweilen zu einem eigentlichen Hochgenusse machten. Daß auch in diesem Carollshause der Geist jenes ächt christlichen Staatsmannes nicht ausgestorben ist, dessen letzten Worte ich oben bei der Beschreibung des vierten Juli angeführt, beweist die im Mittelpunkte des großen Wohngebäudes liegende und geschmackvoll ausgestattete Kapelle.

Noch vor Mittag sollten wir im Zweigespann des Eigenthümers seine Rebenbesitzungen in Augenschein nehmen, die an Umfang eine förmliche Grafschaft oder ein Bezirk genannt werden könnten. Die Reben wachsen hier auf ganz, oft sogar auffallend verschiedener Erde, nicht wie in Deutschland an vier bis fünf Fuß hohen Stöcken, und auch nicht wie in Italien in horizontaler Richtung etwa drei Fuß vom Boden von Stock zu Stock gezogen, sondern in ziemlich von einander entfernten zwei bis drei Fuß hohen dichten Büscheln. Auf- und abwärts rollte unser Fahrzeug durch dieses meist von Chinesen bebaute Besitzthum, bis wir am Ziel unserer Fahrt, den riesigen und höchst sehenswerthen Kellern ankamen, wo der rothe Zinfandell und der goldene Rießling in enormen Fässern ungestört der innern Thätigkeit des Gährens überlassen sind. Wir verabschiedeten uns nach solennem Dinner, nicht ohne daß ich mir eine gelegentliche Erneuerung dieser willkommenen Be-

kanntschaft wünschte. Die Fahrt nach Hause, als die Sonne glühend roth in's Meer sank und ihr Rosenschleier noch über dem herrlichen Landschaftsgemälde ausgebreitet lag, war zu schön, als daß wir sie nicht bis zum Eintreten der Nacht hätten verlängern wollen. Dieser Umweg durch den Garten von Sonoma, wie ich dieses ganze Thal nennen möchte, sowie der am folgenden Tage gemachte Ausflug nach Petaluma, einem einige Stunden entfernten Landstädtchen desselben Bezirkes, machten mich noch recht mit der Scenerie dieses meines californischen Eldorados vertraut.

Aber nicht bloß das Land, sondern auch die Bewohnerschaft scheint hier solid und praktisch katholisch zu sein. Nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl vernahm ich daher von meinem Hochwürdigen Gastgeber, daß gerade im Sonomathale sich eine ziemliche Anzahl wohlhabender Schweizer befänden, deren Katholicismus jedoch, wenn er noch vorhanden, sich meistens nur darauf beschränke, daß sie um Ostern und Pfingsten einmal die Kirche besuchen, ihre Kinder zur heiligen Taufe bringen und im Falle schwerer Erkrankung noch den Priester rufen. Nach andern Informationen dürften diese Schweizer wohl meist Eingewanderte aus dem Kanton Tessin sein, deren sich an 8000 in Californien befinden sollen und die eben, wie leider die meisten Italiener, wie die Gluth italienischer Sonne auch die Gluth des ersten Glaubens längst hinter sich haben. Die Thatsache ist unanfechtbar, daß die Gefahr praktischen Indifferentismus, ja gänzlichen Abfalls von Glauben und Kirche hier in Amerika viel größer ist für Abkömmlinge ganz katholischer Völker in Europa, als für solche, die schon im alten Vaterlande das Zusammenleben mit Andersgläubigen gewohnt waren. Dieses Absterben des religiösen Lebens ist eben die unvermeidliche Folge des Zusammenwirkens der diesem Lande eigenthümlichen Gefahren einerseits und der innern Schaalheit und Oberflächlichkeit der Religiösität vieler Volksklassen in Europa anderseits. Solche Leute waren katholisch, weil sie katholischem Stamme entwachsen; aber ihr Glaube war Formalismus und keine in der Gnade gefestete und geklärte Ueberzeugung, weil vielleicht eigene Trägheit und Mangel an Unterricht diese nicht groß zu ziehen vermochten. Sie waren Kinder der Kirche, weil sie die katholische Religion als ein von ihren Vorfahren ererbtes, vielleicht nicht sehr hoch geschätztes Erbstück empfangen. Aber es liegt in der Natur dieses Erbgutes, daß es sich verflüchtiget, wenn nicht damit gewuchert wird, und ein Herz, das vom Glauben nur angehaucht, nicht aber belebt und durchdrungen ist, ist zu schwach, um die

amerikanische Atmosphäre zu ertragen. Man ging zu Hause noch in die Kirche, weil äußere Rücksichten es verlangten, ja selbst um Ostern zu den heiligen Sakramenten, weil auch das schicklich war; aber man hat nicht gelernt, das aus innerm Antrieb zu thun, für seinen Glauben Opfer zu bringen und selbstständig für seine religiöse Ueberzeugung Zeugniß abzulegen. Nun ist so ein Katholik auf einmal in den Wirrwar aller Bekenntnisse hineingestellt. Er sieht, daß man, ohne katholisch zu sein, auch leben, in mancher Beziehung leichter leben kann. Er findet es fremd und hart, für seinen Cultus große materielle Opfer zu bringen. Der Trieb nach materiellen Errungenschaften überwuchert nach und nach alle zarteren und edleren Triebe. Rücksichten, Gewohnheiten, Gebräuche von ehemals sind verschwunden und neue oft verderbliche Einflüsse von Gesellschaft, Presse, Landessitte wirksam. Ist's ein Wunder, wenn Tausende der Versuchung zum Opfer fallen! Ist's befremdend, wenn diese abzehrigen geistigen Constitutionen hier nicht aushalten, wo der Schärfe geistigen Klimas nur tiefe Ueberzeugung und wahre Glaubenswärme widersteht? Es ist mit nichten ein Wunder, aber die thatsächliche Illustration des Wortes der Schrift: „Sie glaubten zwar, aber zur Zeit der Versuchung fallen sie ab, weil sie keine Wurzeln hatten.“ (Luc. 8, 13.)

Wir dürfen in Beurtheilung des kirchlichen Lebens in Amerika nicht übersehen, daß eine große Anzahl von Individuen der Prüfung zum Opfer fällt, während in diesem Entwickelungsprozesse die Kirche als solche wächst und zunimmt. Sie als organisches Ganze ist in diesem Lande wie kaum je in der Geschichte und kaum irgendwo auf Erden so rasch und großartig aus dem Senfkorn zum weltbeschattenden Baume herangewachsen. Freilich wird, so hoffen wir zu Gott, je mehr sich ihre Wurzelfasern vertiefen im Leben dieses Landes und je mehr ihre Segen spendende Krone sich verzweigt über das Völkergemisch des Sternenbanners, auch der Abfall der Einzelnen sich stetig vermindern.

Mit diesen Hoffnungen verlasse ich im Geiste das alte Sonomathal. Gott weiß, ob und wann es mir möglich sein wird, der dringenden Einladung meines Hochwürdigen Freundes auf erneuerte und längere Wiederholung meines Besuches, entsprechen zu können. Da ich „Floreat und crescat“ diesem paradiesischen Lande nicht erst zu wünschen brauche, so gelte wenigstens der katholischen Gemeinde und ihrem Seelsorger von Sonoma mein aufrichtiges: Vivat!

XV.

Im Chinesenviertel von San Francisco.

Ich hatte mich im sonnigen und wonnigen Sonomathale gerade so lange aufgehalten, um dasselbe nur ungern zu verlassen, als ich wieder aufbrechen mußte, um jeden Zwiespalt zwischen der Ausführung meines Programmes und der mir zu Gebote stehenden Zeit zu vermeiden. Es war eine jener herrlichen Morgenstunden, die in dieser gesegneten Landschaft freilich keine Seltenheiten sind, als ich durch meinen Hochwürdigen Gastgeber mit wiederholtem und nachdrücklichem „Auf Wiedersehen" meiner californischen Haft entlassen wurde, und so kam ich auf demselben Wege über die Bay von Pablo fahrend, gen Mittag wieder in der Metropole an und machte gleich darauf einen Abstecher nach Santa Cruz. Erst gegen Nachmittag traf ich nach etwa drei- bis vierstündiger Fahrt mit der Southern-Pacific hier ein. Ich muß unwillkürlich wiederholen, welch' sonderbaren Eindruck auf das hieran ungewohnte Auge eine Fahrt durch die Wiesen und Ebenen Californiens im Juli macht. Hätte ich nicht anderswoher gewußt, daß, was ich gleich einem abgemähten, goldenen Aehrenfelde vor mir sich ausbreiten sah, nur ausgedörrter Graswuchs sei, ich hätte gemeint, wir dampften mitten durch Korn- und Weizenäcker.

Uebrigens ist die Vegetation in dem Santa Clara-Thal, worin Santa Cruz liegt, doch noch ziemlich frisch, gilt das Thal ja ohnedies als das vielleicht angenehmste Gebiet in Californien selbst. Das alte Städtchen Santa Cruz liegt an der Bay von Monterey, gegenüber der malerischen Stadt gleichen Namens. Da es nur 75 Meilen von San Francisco entfernt ist, die Herrlichkeiten der Brandung und der Temperatur mit Monterey theilt, ja im Sommer von Manchen für Badegelegenheiten vorgezogen wird, so war es früher der meist besuchteste Sommerkur- und Badeort, bis die modernen Einrichtungen Monterey's

Chinesischer Spezereiladen in San Francisco.



ihm diesen Ruhm entzogen. Wenn man eine Stadt die „Rosenstadt" betiteln darf, so gewiß Santa Cruz, denn wohin das Auge fällt, überall erblickt es Rosen — Rosen in Gärten, Rosen in Gebüschen, Rosen in Töpfen, Rosen in Guirlanden, — Rosen möcht' ich sagen, erblühend im Schatten des heiligen Kreuzes, wenigstens in dem Schatten seines Namens.

Nicht von diesem paradiesischen Gelände jedoch zu berichten, hab' ich mich heute hingesetzt, sondern von dieser herrlichen freien Gottesnatur schweift meine Erinnerung zurück in ein Gebiet, das von derselben greller absticht, als die glühende Zeichnung Dante's von seinem „Purgatorio" von der glänzenden Schilderung des Elysiums. Gewiß hat sich mancher Leser, der auch nur im Entferntesten schon etwas von San Francisco gehört, gewundert, daß ich in Beschreibung meines Aufenthaltes und der Merkwürdigkeiten dortselbst, noch mit keinem Worte der Chinesen und des weltberühmten Chinesenviertels gedachte, dem ich noch an einem der letzten Abende meinen Besuch abstattete. Gewiß wäre auch ohne eine wenigstens flüchtige Schilderung der „Chinatown" von San Francisco die Beschreibung dieser Handels- und Weltstadt höchst mangelhaft, ja ich darf beifügen, durchaus unvollständig. Freilich hab' ich im Laufe dieser Reisebeschreibung schon mehrmals Gelegenheit gehabt, auf die über die gesammte Union hin zerstreuten Vertreter des „himmlischen Reiches" wenigstens hinzuweisen. Es dürfte kaum eine Großstadt Amerika's sich finden, in deren Straßen man nicht bisweilen wenigstens von einem solchen gelben Mongolen an das Wort erinnert wird: „Der Zopf, der hängt ihm hinten." Je mehr wir aber westlich ziehen, desto zahlreicher werden diese Kinder Asiens; ich traf sie schon in Menge und selbständigem Quartiere in Portland (Oregon), aber erst San Francisco bietet uns das Reich der „Himmlischen" en miniature, ohne chinesische Mauer, im Lande des Sternenbanners selbst. Für den Fremden ist die auf 50,000 Köpfe ansteigende chinesische Bevölkerung von San Francisco jedenfalls das Interessanteste in diesem kosmopolitischen Hafenplatze, denn nur hier, d. h. in dem engern Chinesenviertel vermag man die Zopfträger mit all' den charakteristischen Eigenthümlichkeiten in ihrer nationalen Gesammtheit zu erblicken. Ich selbst kann, wenn ich die auffallend merkwürdigsten Partien meiner Tour nach dem fernen Westen ausheben wollte, nur den Besuch der Geyserregion im Nationalparke und diese Abendvisite im Chinesenviertel, von der ich jetzt erzählen will, neben einander stellen.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich bei einem frühern Besuche in den alten, angelsächsischen Universitätsstädten Cambridge und Oxford in England mich durch das Gesammtbild der sichtbaren Umgebung in's Mittelalter zurück versetzt glaubte. Die altehrwürdigen Colleges im frühgothischem Style, zwischen denen die gewöhnlichen Privathäuser verschwinden; die mit monumentalen Thoren, Thürmchen und hohen Mauern umgebenen Höfe und Hallen, selbst die da und dort in voller akademischer Tracht erscheinenden Professoren und Studenten — Alles machte meine Phantasie in entfernte Zeiten zurückschweifen. Jedenfalls ist der dabei empfangene Eindruck viel intensiver, als ihn, nur annähernd, die ähnliche architektonische Gestaltung von Alt-Nürnberg in Bayern hervorzubringen vermag.

Das Alles aber kann nicht verglichen werden mit der Wirkung, welche ein eingehender Besuch der „Chinatown" in San Francisco Abends auf den Fremden ausübt. Wer das Chinesenviertel nach seinen verschiedenen Seiten durchwandelt, hat ein Stück China gesehen, ja mehr, es bedarf in San Francisco nur der kurzen Fahrt auf einer der Straßenbahnen, die nach dem Viertel führen, um sofort im vollsten Sinn des Wortes sich aus der Cultur, Lebensweise und Umgebung des Abendlandes, in das bunte Gewühl, verworrene Labyrinth und fast unheimliche Treiben einer asiatischen Stadt dieser Zopfbürger hineinversetzt zu fühlen. Die Ausscheidung und Eigenthümlichkeit eines Ghetto- oder Judenviertels zu Rom ist nichts, wenn verglichen mit dieser vollständigen Abgeschlossenheit und nationalen Eigenthümlichkeit des Chinesenviertels. Chinesische Verzierungen der Häuser; chinesische In- und Aufschriften an allen Kaufläden und Gasthäusern; chinesische Waaren und Import-Artikel zum Verkaufe ausgestellt; chinesische Laternen in allen Farben, die ihr gebrochenes Licht auf die wogende Menge der Himmlischen werfen; Chinesen, und nichts als Chinesen, welche in dichten Schwärmen durch die Straßen ziehen; chinesisches Gemurmel; chinesischer Geruch und gar oft uns entgegenstarrender chinesischer Schmutz — Alles vereint sich, uns mit Macht von Westen nach Osten zu tragen. Jetzt, da ich diesen Besuch hinter mir habe, fühle ich mich recht behaglich beim Gedanken: „ich bin dort gewesen", aber ich muß doch gestehen, ich hätte dieser Interessantheit nicht verlustig gehen wollen.

Ist nicht ohnedies das ungeheure Reich Asiens, mit seiner bisanhin fast undurchbrechlichen Abgeschlossenheit, erst in diesem Jahrhundert der westlichen Civilisation näher gebracht und mehr erschlossen

worden? Haben nicht mehrere der modernen Angriffe auf die geschichtliche Wahrheit des Christenthums, im Mißverständnisse oder in Uebertreibung buddhistischer Lehrsätze und Traditionen unsere Augen mehr diesem Lande zugewandt, woselbst das „Licht der Welt“ noch vom Schimmer jenes Irrlichtes, genannt „The Light of Asia“ (so feiert Arnold in seinem Epos Buddha und den Buddhismus) überstrahlt wird? Und könnten wir überhaupt Chinas zur Stunde vergessen, wo einerseits der Donner französischer Kanonen uns so laut daran erinnert hat, und anderseits der „Sohn des Himmels“ sich vom Stellvertreter Jesu Christi auf Erden einen bevollmächtigten Gesandten erbeten hat?

Der Leser wird mich dispensiren von der Mühe, ihm auseinanderzusetzen, wie und wann denn eigentlich der „Chinese“ angefangen hat, nach Amerika und Australien „auszuströmen“. Die Frage, was wird dieses „Ausströmen“ in entfernter Zukunft noch für Folgen haben, dürfte viel wichtiger, aber auch viel unlösbarer sein. Baron von Hübner sagt in seiner Reise um die Welt ganz richtig, daß der vereinte Kampf Frankreichs und Englands in diesem Jahrhunderte gegen China wohl beabsichtigte, das bisher hermetisch abgeschlossene Reich von 400 Millionen Zopfträgern dem Abendlande zu erschließen, aber eigentlich nur die Pforte geöffnet habe zum Ausströmen des mongolischen Elementes über die Erde. Während verhältnißmäßig Wenige nach China ziehen, strömen diese Chinesen in solcher Masse aus, siedeln sich mit solcher Schnelligkeit und Zähigkeit überall an, verdrängen, was immer ihnen entgegensteht, mit solcher Beharrlichkeit, daß Hübner beim Ueberblick seiner statistischen Angaben sich verblüfft frägt: Wo will das hinaus? „Europa mit seinen 300 und China mit seinen 400 Millionen,“ sagt er, „sind die Erdtheile, deren Bevölkerung gleich zwei mächtigen Strömen weißen und gelben Gewässers nach fernen Gegenden auszieht. Es ist in den Annalen der Geschichte nichts zu finden, das einer solchen Massenwanderung könnte an die Seite gestellt werden.“

Hier in Amerika aber treffen sich, wie nirgendwo, die von zwei verschiedenen Seiten kommenden Völkerströmungen, die weiße, wie die gelbe, und beider Vorwellen treffen sich gerade in unseren Tagen zischend und brausend an der pacifischen Küste. Die großen transatlantischen Dampfer setzen wöchentlich ganze Schaaren Europa müder Auswanderer auf der amerikanischen Küste ab, während die Pacific-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ihre Fahrzeuge, schwerbeladen und vollgedrängt mit dem mongolischen Elemente, im Hafen von San Francisco

einlaufen sieht und der ganze Raum in den Dampfern oft auf Monate im Voraus für chinesische Auswanderer belegt sein soll. Daß jedoch die chinesische Auswanderung sich zum größten Theile bis jetzt an der Küste des stillen Meeres festgesetzt hat, ist ganz natürlich und selbstverständlich. Das californische Gold übt seine Anziehungskraft auf jeden Erdensohn ohne Unterschied der Race und Nationalität aus. Die zumal noch vor einigen Jahrzehnten sehr dünne Bevölkerung der Küste, machte diesen Zuschuß von Seite Asiens nicht unwillkommen und es kann nicht geleugnet werden, daß ohne die emsige und ausdauernde Mithülfe der Chinesen vielleicht die größten Werke der Pacific-Bahn und Agricultur Californiens noch nicht so weit vorgeschritten wären, als sie es zur Stunde sind. Eben was dem Chinesen nicht ohne Grund zum Vorwurfe gemacht wird, daß er mit seiner wohlfeilen Arbeit diese dem armen Manne kaukasischer Abstammung wegnimmt, hat die chinesische Ansiedlung Anfangs empfohlen und beiderseits gefördert. Trefflich schildert Dixon in seinem „Neu-Amerika" den gelben Mann und die Veranlassung seiner Uebersiedlung. „Dieser gelbe Adamssohn, meist Chinese, zuweilen Malaye, seltener Dayak, ist nach den amerikanischen Seestaaten durch das dringende Bedürfniß nach Arbeitskräften hinübergeführt worden. Mag es sich um harte Minenarbeit, um die Zubereitung einer Omelette oder um das Waschen und Bügeln eines Hemdes handeln, er läßt sich zu Allem bereit finden, womit Geld zu verdienen ist. Von diesen gelben Menschen leben jetzt etwa 60,000 in Californien, Utah, Oregon und Montana, sie kommen und gehen — doch es kommen ihrer immer mehr als gehen. Sie mögen in wenigen Jahren 6,000,000 Mann stark sein." Der Chinese thut Alles und thut es um den erstaunlich niedrigsten Preis. Die Besorgung der Weißwäsche in Denver, Colorado, soll ganz in ihren Händen sein. An den Bergflüssen und in den Schluchten Colorado's, wo der weiße Mann nicht genügende Belohnung seiner Mühen sieht, graben und forschen sie nach dem verborgenen, wenn auch spärlichen Golde. Auf den Plantagen und in den Weinbergen und Kellern Californiens werden sie gern verwendet. Trinkt sich doch der Chinese nicht toll und voll, wie der Weiße, sondern bleibt, auch vor ein Faß Wein hingestellt, bei seinem Thee. Die Eisenbahnwerke an der Küste des stillen Meeres sind meist durch chinesische Hände hergestellt und in allen sogenannten „eating-houses" [1]) längs der „Union und Central Pacific" sind die

[1]) Speisehäusern.

sonst so gewohnten schwarzen Krausköpfe durch gelbe Zopfträger als Aufwärter und Köche ersetzt.

Freilich ist, wie bekannt, diese Klasse der Chinesen, welche vorherrschend auswandert und sich in Californien niedergelassen, eine der niedrigsten, verachtetsten Volksklassen des himmlischen Reiches selbst und dürften nicht in Allem von deren Eigenthümlichkeiten Schlüsse auf China und seine Bevölkerung im Allgemeinen gezogen werden. Diese „Kulis", wie sie genannt werden, kommen meistens aus der Provinz Canton. Die Einwanderung steht unter der Controle von großen, chinesischen Handelsgesellschaften, welche steten Zuschuß früher aus Makao, jetzt aus Hongkong vermitteln und deren Handlungsweise und absolute Controle über ihre Landsleute in unheimliches und fast undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Ich hatte mir in San Francisco einen detailirten Bericht über Chineseneinwanderung, Chinesenviertel und Chinesenfrage mit Beilage einer Karte von „Chinatown" gekauft und diese liegt, während ich schreibe, vor mir. (Chinatown: Beunruhigender Bericht über die abscheulichen und widerlichen Züge Chinatowns, von dem Spezialcomitée der Tafel der Supervisors. Gedruckt und herausgegeben von dem San Francisco-Daily-Report. 238 Montgommerystraße.[1]) Die hierin enthaltenen Schilderungen und Enthüllungen sind oft haarsträubend, und mag auch manches von Vorurtheil und Haß gegen das mongolische Element übertrieben sein, so ist doch unzweifelhaft, daß „Chinatown" ein „Krebs" im jugendlich frischen Antlitz der Königin des stillen Meeres genannt werden kann und muß. Ich will mir nicht anmaßen, in der vielbesprochenen Chinesenfrage mitzureden. Gewiß sind Ungerechtigkeiten, Verbrechen, Vorgehen einer gereizten Volksmasse, wie sie erst in jüngster Zeit sowohl in Oregon, Washington Territorium, als Californien stattgefunden, entschieden zu verurtheilen, denn Unrecht darf man Niemanden anthun, sei der Mann weiß wie der Kaukasier, oder roth wie der Indianer, oder schwarz wie der Neger, oder gelb wie der Mongole. Wenn sich aber, so mein' ich, nach Allem, was ich über Chinesen und deren Treiben in Amerika gehört, Mittel, legale Mittel, durchgreifende Mittel finden ließen, diesen Krebs auszuschneiden, wenn auch mit Brennen und Bluten, so wäre das eine Operation gewiß erfreulichen Resultates. Wo der Chinese

---

1) Chinatown: Startling Report of the hideous and disgusting features of Chinatown by the Special Committee of the Board of Supervisors. Printed and published by the San Francisco Daily Report. 238 Montgomery Street. July 1885.

einmal eingezogen, da zieht er nicht mehr fort, wenn er nicht hinausgeworfen wird; aber mit mehr Zähigkeit, Erfindungsgabe und Erfolg, als der Jude, macht er alle Nachbarn vor ihm fliehen oder wirft sie hinaus. Der Chinese kömmt, aber wie die Schnecke stets ihr Haus und Geifer mit sich trägt, so trägt, möcht' ich sagen, der Chinese China mit und seinen Schmutz. Wenn dieser Zopfbürger erscheint, so wird er sich sofort, wo es möglich ist, zu einem Zopfbürgerthum (noch viel ekelhafter als das andere in vielen europäischen Kleinstädten herrschende Zopfbürgerthum) vereinigen, ein Klein-China in Amerika gründen, in Amerika wohl Geld zusammenscharren, aber all' sein Interesse, seine Ersparnisse, seine Hoffnungen nie auf dieses Land richten und diesem aufbewahren, sondern für China, dem er ja zuletzt, als Tribut ewiger Hingabe, selbst seine ausgetrockneten Gebeine wieder zurückstellen läßt. Das Zusammenhalten der Chinesen, deren Verbindung in Arbeit und Gewerbe, die Unmöglichkeit, auf die Länge mit diesem Morast und Treiben zusammenzuwohnen, hat nach und nach von ihren Ansiedlungen den weißen Mann ferngetrieben, ihre Labyrinthe erweitert und so auch San Francisco's „Chinatown" zu dem gemacht, was es zur Stunde ist.

Gehen wir jetzt auf einige Stunden nach „China". Ich hatte mir gleich Anfangs vorgenommen, die berühmte und berüchtigte „Chinatown" von „San Frisco", wie der Californier San Francisco gerne nennt, eingehender zu besichtigen. Mein freundlicher Begleiter, der trotz zwölfjährigen Verweilens in der Stadt diese Fahrt nach der Mongolei noch nie gemacht, ging gerne mit mir. Statt der Dampfer des stillen Meeres, die sonst den Verkehr mit Amerika und China vermitteln, benutzten wir nur zwei Pferdebahnen. Wir hatten nicht zwanzig Minuten gefahren, als wir mitten im Volksgewühle von „Chinatown" standen.

„Unter „Chinatown" oder Chinesenviertel versteht man in San Francisco eben jenen Stadttheil, wo die unter Tags über die ganze Stadt hin zerstreuten Chinesen zusammenleben und in vollster Abgeschiedenheit von der Lebensweise der weißen Bevölkerung sich ein „China abroad" aufgebaut haben. Das Chinesenviertel erstreckt sich von Stokton Straße zur Pacific Street und seine am dichtesten bevölkerte Abtheilung ist in der Nähe von Dupont Street. Dem, der nie in San Francisco gewesen, ist es natürlich schwer, sich ein annähernd richtiges Bild dieser chinesischen Stadt zu bilden, noch würde es viel nützen, wollte ich, nach Anleitung der vor mir liegenden „Map of Chinatown" in eine nähere geographische oder topographische Be-

schreibung eintreten. Es genüge zu sagen, daß auch diese „Stadt“ in stetem, ja erschreckendem Wachsthum begriffen ist. Die Chinesen drängen die Weißen Haus für Haus zurück. Da keine anständige weiße Familie in der Nähe der Chinesen wohnen will und vor dem mongolischen Schmutz, Gestank, Geschnader, Gewürm gern so schnell als möglich flieht, so ist der Hauseigenthümer bald gezwungen, sein Haus an Asiaten zu vermiethen. Kaum sind diese eingezogen, so machen sie aus einem Zimmer gleich ein halbes Dutzend und das schönste ehemalige Gebäude ist bald ein Schlupfwinkel ganzer Schwärme solcher Neulinge. So verbreitet sich diese leidige Ansiedlung stetig und ungehindert. Ich sah ein mittelmäßig größeres Gebäude, einen ehemaligen Gasthof, und als ich auf die Frage unseres begleitenden „Detectives“, wie viele Chinesen wohl da drinnen lebten, nicht zu antworten vermochte, gab er mir die fast unglaublich klingende Versicherung — 1500.

Wir hatten den eben genannten „Detective“ gleich beim Verlassen der Pferdebahn mittelst eines Polizisten uns verschafft. Es dürfte das der sicherste Weg sein, einen zuverlässigen Führer in dieses unheimliche Labyrinth sich zu gewinnen. Ich muß nach Durchwandlung desselben gestehen, daß ich erst nachher des „Risikos“ mir bewußt wurde, das mehr oder weniger von solch' nächtlichem Besuche unzertrennbar ist, und ich würde, hätte ich meine Wanderung wiederholt zu machen, vorher mir den Führer genau in's Auge fassen. Wohl trug ich mein „Roman collar“ und kannte mich Jeder als Priester, aber was hätte mir das geholfen unter diesen mongolischen Heiden oder in den Höhlen und Kreuzgängen dieses chinesischen Maulwurfsloches, welches wir nun betreten wollen. Auf unser Ersuchen pfiff der Polizist und in wenigen Minuten präsentirte sich ein Amerikaner, schwarz gekleidet, seinen weißen Haaren nach zu urtheilen, bereits ein Sechziger, unter seinem Ueberrock durch einen Stern als legitimirter Detectiv beglaubigt. Diese beglaubigten Führer kennen die Stadt und ihre Geheimnisse, ja, wie wir gleich sehen werden, sind sie auch bekannt bei deren Einwohnerschaft, so daß er mit einem einfachen „How do you do, wie geht es Ihnen,“ sich beinahe überall und ohne Fragen Eingang verschaffte. Fünf Dollars sind das übliche Honorar, das für die Begleitung ausgeworfen wird und dies einmal zugesagt, konnte unsere Wanderung beginnen. Rechts durch den Detectiv, links durch meinen Freund und Begleiter geschützt, durfte ich wohl sicher gehen. Ersterer trug eine speciell präparirte Kerze bei sich, die er aber bloß anzündete, wenn das Hinab- oder Hinaufsteigen in dunkle Oertlichkeiten dies erforderte. Vorderhand waren wir zwar

nicht in frischer Luft — denn solche ist im Chinesenviertel nicht zu finden — aber auf offener Straße, mitten im Gewühle gelber Brüder und beleuchtet von hunderten chinesischer, farbiger Lampen. Verhältnißmäßig dürfte die Wanderung durch eine der belebtesten Straßen des Chinesenviertels den mächtigsten und bleibendsten Eindruck hervorrufen. Das daselbst herrschende Gedränge, das Gemurmel und Gewoge der auf- und abwärts ziehenden Menge, die zu beiden Seiten der Straße offenen, beleuchteten, von Haufen Neugieriger umstandenen, chinesischen Kramläden — all' das erinnerte mich unwillkürlich an längst vergangene Tage der Jugend, wenn ich in Schweizerdörfern dem Gedränge zuschaute, das zur Zeit eines sogenannten „Klausenmarktes" die sonst verlassenen Straßen und einsamen Dorfplätze füllte.

Wir wandeln nun vorbei an bunt bemalten Häusern und chinesischen Tempeln, an unterirdischen Spielplätzen und Opiumhöhlen, an Läden voll mit tartarischem Krimskram und an Restaurants, deren Anblick für mich das beste Mittel war, den Appetit zu vertreiben; aber wir wollten nicht bloß vorbei, sondern auch hinein und die Eigenthümlichkeiten China's in Amerika etwas näher betrachten. Wir waren selbstverständlich nicht, wohin zu gehen höhere Rücksichten uns verboten, und wo dieses China auf der tiefsten Stufe der Versunkenheit sich offenbart. Wir waren nicht in jenen tiefen, gefährlichen, selbst der Polizei oft verrammelten Spielhöhlen und eigentlichen Höllen, wohin mancher Polizist schon zu dringen versuchte, eindrang, aber nie mehr herauskam. Wir waren nicht dort, wo — und eigentlich war das ein Uebersehen — die kranken und sterbenden Chinesen ein Uebermaß menschlicher Verlassenheit offenbaren und beweisen, daß moralische Verkommenheit stets auch irdische Verlassenheit im Unglück nach sich zieht, aber — wir waren sonst fast überall und sahen in den zwei bis drei Stunden unseres Besuches Alles — was „Chinatown" dem Weißen Merkwürdiges zu sehen bieten konnte.

Wir waren in einer Reihe der verschiedensten „Stores", „Kaufläden", „Apotheken". Fast alle die zum Verkauf ausgestellten Artikel sind von China importirt: Kleidungsstücke, Instrumente, Schmucksachen, Bilder, Eßwaaren, Waffen, Spielzeuge u. s. w. In einem ziemlich unterirdischen Waffenmagazin kaufte ich mir auf Anleitung des Führers ein chinesisches Messer, das in einem Etui ruht, von der Form eines Damenfächers und so leicht als unkenntliche und verborgene Vertheidigungswaffe mitgeführt werden kann. In einem großen Spezereiladen trafen wir die sonderbarsten Artikel: Hühner aus China; getrocknete

Eidechsen, welche als Delikatessen gelten; lebende große Schildkröten und anderes Gethier, das in großen Wassereimern überführt und aufbewahrt wird. In einer Apotheke erklärte uns ein junger Chinese in gebrochenem Englisch einiges von seiner Heilpraxis; denn er war, wie das Abzeichen seiner Mütze andeutete, eine Art Graduirter in der Medizin. Herrlich sind die von Chinesen selbst verfertigten Goldarbeiten. Noch schöner, die da und dort, zumal in den Joßhäusern ausgestellten, großen, in Holz geschnitzten, vergoldeten Reliefarbeiten mit Darstellungen aus der chinesischen Mythologie oder Geschichte. Beinahe in allen Magazinen waren neben dem Verkaufspersonal noch viele Chinesen anzutreffen, die herum saßen, plauderten und wohl ihre Abendvisite machten.

Wir waren in einem der chinesischen „Barber shops“, die sehr häufig anzutreffen sind, wenn der Mongole auch wie der Indianer keinen eigentlichen Bart trägt. Auch da geht es sehr geschäftig her und zwar besonders in den Abendstunden. Die Glatze rings um die Zopfwurzel herum, sowie das ganze mongolische Angesicht wird bearbeitet, gewaschen, gesalbt, ja selbst die Ohren werden schließlich ausgespritzt. Der Chinese ist überhaupt an seiner Person sehr reinlich und man hält es nicht für möglich, daß diese geordnet und sauber gekleideten Burschen aus diesen Schmutzhöhlen kommen können, die wir noch besuchen müssen. Viele körperliche Waschungen müssen da helfen. Nie hab' ich, was äußere Bekleidung betrifft, einen Chinesen erblickt in zerrissenen oder so zerlumpten Gewändern, wie sie bisweilen einen europäischen Bettler oder amerikanischen „Tramp“ umhüllen. Alle erscheinen in der monotonen vaterländischen Tracht mit Holzpantoffeln, reinen, weißen, unter der Hose hervorschauenden Strümpfen, blousenartigem Gewand und nur hie und da fügen sie dieser traditionellen Tracht die Neuerung eines Hutes oder von Stiefeln hinzu. Sonderbarerweise sind die Frauen, deren übrigens höchst selten eine öffentlich sichtbar ist, beinahe gleich gekleidet und so nur durch die schwächere Constitution und den durchweg kleineren Körperbau erkenntlich.

Wir waren in drei verschiedenen Restaurants, aber freilich ohne etwas zu verkosten. In einem solchen unterirdischen Gewölbe für die niedere Klasse mochten wir nichts anrühren und in einem sehr eleganten, reich dekorirten, mit farbigem Glas und Lampen erleuchteten Saale eines der feinsten Restaurants bestellten wir der Kuriosität wegen eine Tasse Thee, aber mußten so lange warten, daß uns die Geduld ver-

ging und wir ohne Thee weiter zogen. In dem erst genannten Lokale saßen viele Chinesen an kleinen Tischchen und operirten mit erstaunlicher Geschwindigkeit mittelst der langen, schwarzen, auf jedem Tisch schon zum Voraus aufgestellten Stäbchen, das vorgesetzte Gericht von Suppe, Brühe und Gott weiß was, in den chinesischen Magen zu befördern. Ich sage, in den „chinesischen" Magen, denn unser Magen würde solchem Zeug den Eintritt wehren. Die Gerichte von Schweinefleisch, regenwurmähnlichen Würsten, halbverfaultem Gemüse und Obst, schmierigen, hellgelben Kuchen, Eidechsensalat u. s. w. standen in kleinen Plättchen zu hunderten schon aufgestellt, vielleicht schon eine Woche lang. Vorn am Zahl- oder Rechnungstische saß der Eigenthümer und mit einem langen Pinsel, den er bisweilen in das Tuschschälchen neben sich tauchte, malte er in ein längliches Buch seine Rechnung; denn bekanntlich ist die chinesische Handschrift eher Tuschmalerei als Schrift zu nennen.

Wir waren in mehreren Privathäusern. Wie ein längst bekannter Hausfreund, öffnete unser Führer die bewußten Thüren und gehorsam folgten wir ihm, so gehorsam, daß wir in den dunkeln, engen Gängen meistens die Rockflügel unseres Herolds durch Amerikanisch-China hielten. In einem Hause trafen wir eine ordentliche Familie beisammen, was eine Seltenheit; denn „Chinatown" kennt Alles eher, als geordnete Familienverhältnisse. Eine andere Thüre, ein Stockwerk unter der Erde, erschloß uns den Anblick chinesischen Elendes. Kaum konnte die Thüre recht aufgesperrt werden. Alles war dunkel und nur des Führers Kerze warf einen unheimlichen Schein auf das nichts weniger als liebliche Paar, das hier seine Residenz hatte. In einem eigentlichen Loche, auf einer Bretterkiste, die als Lager diente, dem Aussehen nach eher eine Hexe, als ein Mensch, stand ein altes, kleines Chinesenweib vor uns, das mit der Rechten einen bellenden Pudelhund, den unentbehrlichen Genossen gegen die da hausenden Ratten am Halsbande hielt, während der nicht schönere Gemahl bei der geöffneten Thüre stand und schließlich lächelnd für die wenigen Cents dankte, die wir für dieses Schauspiel chinesischer Hausführung ihm in die Hand drückten. In sogenannten chinesischen Waschbuden waren wir natürlich wiederholt, aber ich wünschte jedesmal bei deren Anblick, es hätten europäische Hausfrauen sehen können, wie da die bereits getrocknete Wäsche vor dem Bügeln eingespritzt wurde. Das ging ganz einfach zu. Flink wie der Blitz bückte sich der Chinese zu einem neben ihm stehenden Wassereimer. Den mit Wasser gefüllten Mund öffnete er dann zischend,

einer Spritze gleich, und ergoß den feinen Regen auf die ausgebreitete Leinwand.

Wir waren, wenigstens en passant, in einem der zugänglichen Spielhäuser, aber verließen es gerne bald, denn der darin herrschende Qualm und Lärm war uns unerträglich. Die Chinesenschaar umlagerte, umlärmte, umdrängte einen langen Tisch. Es sollen im Chinesenviertel etwa 150 solcher Spielspelunken sein. Ueber deren Thüren paradiren in tartarischer Schrift die Worte „Friede", „Reichthum", „Seligkeit" — alles Inschriftslügen, wie man sie eben so gut in Straßen und an Häusern Europa's finden kann. Wir waren, wenn auch nicht in einer eigentlichen Opiumhöhle, doch in einem kleinen Lokale, dessen Insassen dem chinesischen Nationallaster des Opiumgenusses fröhnten. Wie beinahe in allen Häusern, lagen die Bewohner auf Holzschragen, drei und vier über einander an allen Zimmerwänden. Wer es nicht gesehen, denke sich eine Holzeinrichtung, wie man sie in europäischen Kellern für Aufbewahrung des Obstes herrichtet. Mir schien diese elende Einrichtung am meisten den Bett- und Lagerstätten des Zwischendeckes transatlantischer Dampfer ähnlich. Da liegen dann in ihren Kleidern, bewegungslos ausgestreckt, von Qualm und Dampf umhüllt, diese Opiumraucher. Im halben Dusel war eben Einer aufgesessen. Gegen etwas Geld zeigte er uns die Neubereitung einer bereits entleerten Pfeife. Die Pfeifen bestehen aus einem langen Ebenholz- oder Mahagonyrohr. Der Kopf sitzt nicht am Ende, sondern gegen die Mitte des Rohres und ist in China aus feuerfestem Thon gebrannt. Das Opium selbst, eine braune, flüssige, breiartige Masse, wird einer Hornbüchse entnommen, auf einem Stäbchen über einer kleinen Lampe erwärmt und dann in die Pfeife gesteckt. Nun legt sich der Raucher neben der brennenden Lampe nieder, zieht den Opiumrauch ein und bald wird ihn der selige Dusel übermannen. Eine genauere Beschreibung kann ich freilich nicht geben, denn ich habe es nicht näher studirt. Diesem entwürdigenden Laster huldigen alle Chinesen, aber auch viele Amerikaner, welche in dem momentan beruhigenden Wirken des Opiums ein Mittel zu erkennen glauben, die frühere, durch rastlose Arbeit schlaff gewordene Energie wieder wachzurufen. Um dieser verheerenden Verbreitung des Opiumgenusses zu steuern, hat deshalb die californische Gesetzgebung strenge Verbote gegen jeden Besuch der Opiumhäuser von Seite der Weißen erlassen.

Wir waren endlich — und das war beinahe der interessanteste Besuch — auch in einem chinesischen Theater. Schon in Portland

(Oregon) hatte ich wenigstens einen Blick in ein solches geworfen. Wer keines mit Augen gesehen, der kann sich nun freilich, auch bei aller Anstrengung seiner Phantasie, nicht vorstellen, was für eine Offenbarung von Unsinn, Lärm, Maskerade, buntem Durcheinander so ein chinesisches Theater ist. San Francisco hat zwei Bühnen für seine mongolische Bevölkerung. In den hiezu bestimmten Gebäuden wohnen, kochen, wirthschaften, leben alle die mehrere hundert Theaterspieler bunt durcheinander, alles Männer, denn nur Männer spielen auf der Bühne, auch in Frauenrollen. Wir gingen mit unserm Führer nach Bezahlung des Eintrittspreises von je 50 Cents durch eine Hinterthüre des Gebäudes hinein, um vom Lokale, woselbst die Spieler sich aufhielten, auf eine Art Balkon, direkt über der Bühne zu kommen. Welch' ein Dunst da herrschte! Welche Hitze in den engen mit Papier beklebten Hausgängen, in denen die Flammen von Lampen oft fast die papierne Tapezirung leckten! Welch' ein Höllenspektakel in dem großen Raume hinter der Bühne, wo an etwa 30—50 abscheulich gekleidete, im Gesicht bemalte, gleich lebendigen „Gottseibeiuns" sich herumtummelnde Kerls sangen und schrieen, als wollten sie den Lärm auf der Bühne übertönen! Nicht ohne Mühe drangen wir durch den Knäuel und fest hielt ich den Arm meines Führers, um mich nicht unter dieser Rotte zu verlieren. Endlich war unsere „Loge" erreicht und wir sahen von der Höhe hinten über der Bühne in und über den gesammten Theaterraum. Etwa 800 Chinesenköpfe starrten uns vom Zuschauerraum entgegen und auch eine Abtheilung chinesischer Frauen von gesondertem Platze aus. Alles rauchte und dampfte, ja selbst auf der Bühne standen die Zuschauer mit der Pfeife im Munde. Von Scenerie ist keine Rede, sondern das Vorzeigen gewisser Embleme deutet an, welche Scenerie sich die Phantasie vorstellen soll. Ein Lärm, Geklingel, Gerassel, Geschrei begleitet die ganze Vorstellung, so daß Einem Hören und Sehen vergeht. Natürlich wird von den Spielern viel Schauerliches aufgeführt, gemordet, geschlagen, gerungen, aber die Getödteten standen in der Regel gleich wieder auf und sprangen dann mit ein Paar Sätzen durch eine der zwei Thüren hinter die Bühne. Verstanden natürlich haben wir nichts von dem mongolischen Geklatsche und hätten wir das Wort verstanden, so wäre doch das Schauspiel uns ein Räthsel geblieben. Der Chinese kennt keine eigentlichen Dramas. Er stellt durch Spieler einen vollen Roman in seinem ganzen Verlaufe dar. Nicht bloß beginnt dieser Höllenspektakel oft schon Nachmittags 4 Uhr und dauert dann bis über Mitternacht, sondern ein und dasselbe

Stück setzt sich oft eine Woche lang in abendlichen Produktionen fort. Ich hatte des Hexensabaths bald satt. Schon nach 10 Minuten mahnte ich den Führer, wir wollten weiter gehen. Wie wohl fühlte ich mich wieder, als wir beim ersten Tritt auf die Straße Lärm und Qualm und Chinesenfastnacht hinter uns hatten.

Freilich sollte man nicht vom Theater in die Kirche gehen. Von einem chinesischen Unsinn zum andern überzuspringen, ist jedoch wohl erlaubt. Ebendeshalb war auch unser Gang vom Theater in ein „Joß-Haus" oder einen chinesischen Tempel ganz gerechtfertigt. Dieser Höllenwirthschaft, wie sie im Chinesenviertel herrscht, Heiligthum ist das „Joß-Haus". In dieser Art von chinesischer Pagode sind die Laster, denen der Chinese fröhnt, als Götter personifizirt. Hier, vor den scheußlichen Götzenbildern des Kriegs-, Medicins-, Glücks-, Handels-, Spiel-, Wassergottes u. s. w. liegt der „Himmlische" auf den Knien um Gelingen jedes Unternehmens, und wäre es auch das scheußlichste Verbrechen, zu erflehen. Diese „Joß-Häuser" sind ohne jeden Schmuck, eigentliche Rumpelkammern, angefüllt mit Abbildern des niedrigsten Götzendienstes. Die Götterbilder sind abscheuliche, meist braunrothe, mit Schnauz- und Knebel-Bart versehene Figuren, vor denen der Besucher seine Verbeugungen macht, dünne, feine Gewürzfasern, eine Art Weihrauch verbrennt und die namentlich nie dürfen ohne ein Täßchen Thee gelassen werden. Der Chinese betritt diese Tempel ohne jedes Zeichen der Ehrfurcht und was er sich von seinen Götzen denkt, ist jedenfalls höchst zweifelhaft und mangelhaft. Welche Verzerrung der religiösen Idee! Welche Illustration des tiefen Wortes: „Ihre Götter sind Dämonen", sah ich doch unter den Götzenbildern, eine wirkliche, eigentliche schwarze Teufelsfigur! Wahrscheinlich kriegt auch der Teufel seine Gabe, damit er eben so sehr den gewinnsüchtigen Chinesen vor Verlust bewahre, wie ihn der vorher mit Opfern und Ceremonien geehrte Götze mit Gewinn und Erfolg segnen soll.

Ich will keineswegs behaupten, daß diese tiefstehende Gottesverehrung der „Kulis" allen Chinesen gemeinsam sei und der höher stehende Bürger im himmlischen Reiche nicht nach Anleitung seines Religionsstifters Buddha und Confucius sich auch zu höheren Anschauungen über Gott, Jenseits und unsere Bestimmung zu erschwingen vermöge, aber so viel ist doch gewiß, daß die von Chinesen in's Ausland gebrachten religiösen und moralischen Anschauungen und Gebräuche beweisen, wie das von „Arnold" in seinem englischen Epos so übertrieben gefeierte „Light of Asia" der Buddhalehre seine Strahlen auf

diese Klasse von Asiaten noch nicht geworfen. Die von einigen modernen Religionsphilosophen mit der offenbaren Absicht, der Bedeutung des Christenthums Eintrag zu thun, so überschwenglich gefeierte Erhabenheit der Lehre Buddhas bleicht, wenn die Theorie im Lichte der Praxis studirt wird und die Masse der Chinesen glaubt, die hochgepriesene Glückseligkeit ihrer „Nirvana“ auf dem Wege des Opiumgenusses leichter und schneller zu erreichen, als auf dem dornenvollen Wege stoischer Ueberwindung und allmählichen Absterbens ihrer selbst. Mit den Zeiten ändern sich in der Regel auch die Angriffsweisen gegen das Christenthum und der internationale Verkehr, welcher in jüngster Zeit so erstaunlich sich entwickelt, mußte es mit sich bringen, daß eine so erleichterte Vergleichung der Religionssysteme dem Christenthum in seiner ewigen und einzigen Wahrheit neue Angriffe, aber auch in Niederschlagung derselben, neue Triumphe bereitete.

Nur zu gerne hätten in jüngster Zeit sogenannte Religionsphilosophen, die den oberflächlichen Blick berückenden Aehnlichkeiten in der Legende Buddhas mit den im Evangelium geschilderten Vorfällen als Mittel und Beweise benützt, die evangelischen Dokumente selbst als indirekte Copien buddhistischer Traditionen darzustellen. Nur zu eifrig waren Arnold und dessen Geistesjünger bemüht, die Moral Buddhas zum Nachtheil der Lehre Christi und des Kreuzes zu erheben, oder wenigstens das „Light of Asia“ der Person und Lehre dessen parallel zu stellen, der sich selbst das „Licht der Welt“ nennt und ist. Ich kann nicht unterlassen, zu bemerken, wie wir es einem protestantischen Amerikaner verdanken, die apologetische Literatur in allerneuester Zeit mit einem Werke bereichert zu sehen, das in Niederschlagung solcher Angriffe die größte Kenntniß chinesisch-buddhistischer Literatur mit scharfer Beweisführung und logischer Schärfe vereinigt offenbart. In seinem (auch vom „London Tablet“ Dezember 1885 vorzüglich empfohlenen) Werke: Das Licht von Asien und das Licht der Welt. Eine Vergleichung der Legende, der Lehre und Moral Buddhas mit der Geschichte, der Lehre und Moral Christi, von S. A. Kellogg, D. D. Professor am Western-Theol.-Sem. Alleghany, Pa., zwölf Jahre Missionär in Indien, correspondirendes Mitglied der American-Oriental Society, Verfasser der Grammatik der indischen Sprache u. s. w. London, Macmillan & Comp. 1885[1]), kommt der Autor mit dem

---

1) The Light of Asia and the Light of the World. A comparison of the Legend, the doctrine and the ethics of the Buddha with the story, the doctrine

Aufwande großen literarischen Materials zu den entscheidenden Schlußfolgerungen, daß die in der Lebensgeschichte Buddhas vorkommenden Aehnlichkeiten mit der Lebensgeschichte Christi meist bei genauerer Erforschung als bedeutungslos verschwinden und Interpolationen späterer Brahmanen sind, um ihrer Lehre den Glanz des Christenthums zu geben; daß die Moral des Buddha mit deren Endziel, der „Nirvana" nicht bloß tief unter der des Kreuzes steht, sondern in vielen Hauptpunkten ihr gegensätzlich gegenübersteht; und daß überhaupt der im wirklichen Leben beinahe wirkungslose Buddhismus, weder die fälschlich angegebene Bekennerzahl hat, noch ein „Licht" genannt werden kann, es sei denn ein unheimlicher, matter, irreführender Schimmer. Wenn — so argumentirte Kellogg mit schneidender Logik gegen Arnold u. s. w., — Christus wirklich das Licht der Welt, dann ist er es auch für Asien und ist eine Lehre, die seiner so gegenüber steht, nicht Licht, sondern Finsterniß. Der Beweis, daß es nur eine und nicht zwei sich entgegengesetzte Wahrheiten geben kann, ist von Kellogg so scharf und zwingend geführt, daß man nur wünscht, der protestantische Verfasser hätte auch seine eigenen Prinzipien angewandt, die Unmöglichkeit mehrerer von Christus gestifteten Kirchen darzuthun. Die zwei Worte der Schrift, welche der Verfasser als Motto seines Werkes auf dem Titel vorgedruckt hat, sind in der That des Werkes Quintessenz und die Verurtheilung der eitlen Bemühungen der Lobpreiser Buddha's: „Wehe euch, die ihr Finsterniß Licht nennt und Licht Finsterniß," (Js. 5, 20.) und „Wenn das Licht, das bei euch ist, Finsterniß ist, wie groß ist dann die Finsterniß." (Matth. 6, 28.)

Unter solchen Reflexionen sind die Götzen der Kulis längst meinem Geiste entschwunden. Die Stunde wird noch kommen, wo auch im Reiche der Mongolen der Kampf zwischen Licht und Finsterniß oder Irrlicht ausgekämpft wird. Tag und Stunde solcher Ereignisse sind auch dem Auge des Forschenden verhüllt, aber das Fallen der nationalen Scheidewände arbeitet ebenso dem Triumph der Wahrheit vor, wie die völkergeschichtlichen Verhältnisse vor Christi Geburt seine weltgeschichtliche Mission und die Verbreitung des Christenthums vorbereitet und erleichtert haben.

Hat nicht das sterbende Auge Franz Xavers sich China zugewandt!

---

and the ethics of Christ; by S. A. Kellogg. D. D., Professor in the Western Theolog. Sem., Alleghany, Pa.; eleven years missionary to India; Corresponding member of the American. Oriental society; Author of the Grammar to the Hindi language etc. London, Macmillan and Co. 1885.

Wie mächtig trat das Christenthum schon einstens in der Hauptstadt Peking auf, als Söhne der Gesellschaft Jesu selbst beim „himmlischen" Hof in Ansehen standen! Wird das Blut zahlloser Martyrer, das seit mehr als dreihundert Jahren und erst neuerdings wieder geflossen, nicht die Stunde beschleunigen, welche das Kreuz auch über den chinesischen Drachen siegen läßt? Vom amerikanischen Gesichtspunkte aus zu urtheilen, möchten wir nur wünschen, daß die vom Hofe von Peking selbst vorgeschlagene diplomatische Vertretung des Heiligen Stuhles dortselbst Thatsache würde und der chinesischen Regierung so das Vorurtheil genommen würde, hinter jedem Christen einen Franzosen, d. h. einen Reichsfeind zu erblicken. Diese Protektorate der „allerchristlichsten" und „katholischen" Majestäten sind schön in der Idee und auf dem Papier. In Wirklichkeit hat die Kirche darunter wohl oft Schaden gelitten, aber nicht viel gewonnen. Diese Hoheitsrechte und Staatsprivilegien gehören in einer modernen Zeit in die Glaskästen eines historischen Museums, wie die silbernen Tressen und goldverbrämten Dreispitze aus der Zeit von Louis XIV. Noch jüngst berichteten uns die Blätter, wie im Missionshause zu Steyl ein Bekenner des Glaubens, ein deutscher Landsmann, als apostolischer Vikar eines katholischen Distriktes in China die bischöfliche Weihe empfing. Unter Thränen von Wasser und Blut arbeitet die Kirche noch gegenwärtig in diesem 400-Millionen-Reiche. Was aber wird die Zukunft weniger Jahre lehren, wenn die Entwickelung in denselben Proportionen vorwärts geht, die Herrschaft der anglo-germanischen Völker und damit die der Freiheit und des Weltverkehres zunimmt und — der Weltenrichter mit seiner Wiederkunft noch so lange zögert!

Das wäre die „Chinesenfrage" im höchsten Sinn des Wortes. Soweit die „Chinesenfrage" die Gegenwart der Kulis im heutigen Amerika und Californien betrifft, so würde ich sie am liebsten mit einem nachdrücklichen „zum Tempel hinaus" beantwortet sehen. Ich maße mir hierin weder genaue Kenntniß der Sache, noch kompetentes Urtheil an, noch möchte ich Gewaltthaten vertheidigen oder rechtfertigen, wie sie dieses Jahr an der ganzen Küste des stillen Meeres gegen Chinesen stattgefunden; aber ich meine, daß gesetzliche Mittel zu begrüßen wären, welche vorderhand diesen Asiaten dorthin schicken, wohin er gehört. Es kann kaum beanstandet werden, daß die ganze Importation und Regulirung chinesischer Einwanderer durch diese Compagnien, von denen wir gesprochen, einem wirklichen Sklavenhandel gleichkommt und bezüglich der Frauen wird es Jedermann zugeben

müssen; sind doch Opium und Frauen die Hauptluxusartikel der Einfuhr.

Es ist ebenso unbestritten, daß diese chinesische Wirthschaft eine Art Staat im Staate bildet, die Polizei gegen die Immoralität und das Verbrechen sehr oft machtlos und Californien selbst benachtheiligt ist, so lange seine Staatsgesetze gegen Chinesenunwesen von den Consequenzen des „Burlingname-treaty“ mit China kraftlos gemacht werden. Der Chinese braucht nicht behandelt zu werden gleich einem andern Ankömmling, da er sich auch nicht wie jene benimmt. Er ist der größte und gefährlichste Concurrent für die weiße Arbeit. Er strebt, wo er seinen Fuß hinsetzt, nach dem Monopol des Geschäftes. Er versteuert dem Lande nichts, wenigstens fast nichts. Er wird nie für Amerika Interesse haben, sondern nur für China, dem er jeden Cent aufbewahrt und noch seine Knochen testamentarisch vermacht. Es dürfte nicht weit gefehlt sein, wenn man die jetzige Kulieinfuhr als schlimmer bezeichnete, denn die ehemalige afrikanische Sklavenwirthschaft im Süden der Union. Hiemit aber verlasse ich „Chinatown“ auf Nimmerwiedersehen!



XVI.

Blick auf Californien.

Welch' ein Gegensatz zwischen der verpesteten Atmosphäre von „Chinatown", die ich das letzte Mal besucht, und der balsamischen Luft, die man hier athmet — das ist mein erster Gedanke und mein unwillkürliches Gefühl bei Eröffnung dieser folgenden, wohl der letzten Zeilen aus Californien! Wie ein verworrener Traum liegt der Besuch im Chinesenviertel hinter mir und von seinen Eindrücken Erquickung suchend, schweift mein Auge über die unbeschreiblich schöne, bunte, farbenprächtige Flora, in deren Mitte der Gasthof „Hotel del Monte", wo ich schreibe, fürstlich thront. Ich darf jedoch heute mit dem Geist nicht so schnell reisen, wie ich in Wirklichkeit es gethan, und muß noch einen flüchtigen Augenblick in der Nähe von Santa Cruz verweilen. Im Paradiese von Californien liegt wie ein höchst seltener Edelstein in kostbarer Fassung das, ich darf wohl sagen, bereits weltberühmte „Yosemite-Valley" und Viele dürften vielleicht den Besuch Californiens, ohne den Ausflug in's Yosemite-Thal mit seinen Bergspitzen, romantischen Thälern und Baumriesen, fast werthlos halten. Ich habe in genauer Berechnung meiner verfügbaren Zeit, sowie in Erwägung, daß der Besuch im Yellowstone Nationalpark mir doch so ziemlich ein Aequivalent geboten, diesen Abstecher nicht mehr gemacht, aber um wenigstens etwas den tausendjährigen Riesen von Mariposa Aehnliches zu sehen, besuchte ich noch von Santa Cruz aus den sogenannten Hain der „Big Trees". Eine sogenannte „schmalspurige" (Narrow Gauge) Eisenbahn führt uns von San Francisco täglich nach diesem am Ufer von San Lorenzo gelegenen Haine, der sich auf etwa 20 Acker ausdehnt, aber von Santa Cruz ist die Excursion noch bedeutend erleichtert. Es war ungefähr 11 Uhr Vormittags, als der Zug vor einem kleinen Holzhause inmitten dieses „Home" gewaltiger Naturriesen

Orange Tree

Ostrich

Pampas Grass

Old Date Palm

Rose Arch

Avenue of Century Plants on Pico Street

Fan Palms of San Fernando Street

Century Plant, Pico Street.

Banana Plant

View on Figueroa Street

Live Oak at Kenilworth

Sixth Street Park and Episcopal Church

Südkalifornische Bäume und Sträucher.



hielt, und ich in Gesellschaft von noch ungefähr zehn andern Personen abstieg. Was wir suchten, brauchten wir nicht weiter zu suchen, denn es stand gleich beim Verlassen des Zuges vor uns — nämlich die Gesellschaft der ehrwürdigen Baumriesen von Santa Cruz. Da uns erst Nachmittags drei Uhr ein anderer Zug weiter befördern sollte und das armselige Mittagsmahl in dem Gasthof der Wildniß bald eingenommen war, so stand mir Zeit im Ueberflusse zu Gebote, mich in der kühlenden Frische, und zugleich im „Schatten kühler Denkungsart" nach Herzenslust zu ergehen.

Ich weiß wohl, daß, was Alter und Größe der „Big Trees" von Santa Cruz betrifft, sie mit den Mammuthbäumen der „Mariposa Grove", etwa 600 an Zahl, nicht verglichen werden können, aber sie geben uns doch eine annähernd richtige Idee jener Riesen, die nur in der Höhe von 4800—8000 Fuß über dem Meere, im Gebirgszuge der Sierra Nevada vorkommen, abgesehen davon, daß sie zudem wie jene zur Gattung der Rothtannen (Sequoia gigantea) gehören. Kirchthurmhoch ragten auch diese schlanken Fürsten im Reiche der Vegetation zum blauen Himmel empor, wenn sie gleich nicht dem Waldriesen des Yosemite-Thales, als dieser noch in seiner Vollkraft dastand, bis an die Brust gereicht hätten. (Dieser größte „Mammuth of the Forrests" hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß mit einem Umfang von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die einst 1 1/2 Fuß dicke Rinde ist fast verschwunden. Die ursprüngliche Majestät dieses Waldriesen wird auf 40 Fuß Durchmesser, 120 Fuß Umfang und 400 Fuß Höhe angesetzt. Gewiß ist, daß das Alter der größern Sequoias unstreitig bis weit über Christi Geburt hinaufreicht, setzen doch Viele die Jugendzeit des genannten Waldriesen in die Tage von Sesostris, so daß 3400 Jahre durch seine Krone gerauscht wären!) Die riesigen Bäume dieses Parkes, den ich besuchte, hatten eine Durchschnittsdicke von 18—25 Fuß Durchmesser und waren mehrfach im untern, theils natürlich, theils künstlich ausgehöhlten Theile des Stammes mit Tischen und Bänken zum bequemen Aufenthalt einer kleinen Zechgesellschaft eingerichtet. Zwischen den größern Brüdern standen, die Reihen friedlich ausfüllend, jüngere und kleinere Geschwister und in Freundschaft umschlangen sich deren leise rauschende Kronen. Dichter Laubwuchs bildet eine über dem Gesammtpark schwebende und von den schlanken Stämmen, wie von eben so vielen Pfeilern getragene Decke, durch deren nur seltene Lichtungen das Blau californischen Himmels bisweilen durchblickt. Ich habe bei diesem Spaziergange in der Ein-

samkeit dieses Haines der Riesenbäume so recht den Gegensatz zwischen dem Frieden des Land- und dem Tumult und Wirrwar des Stadtlebens gefühlt. Die der gothischen Baukunst zu Grunde liegende Idee, die Herrlichkeit und Harmonie des deutschen Urwaldes oder natürlichen Tempels von Gottes Herrlichkeit auf die Schöpfungen der kirchlichen Architektur zu übertragen, leuchtete mit flammender Klarheit bei diesem Anblick vor meiner Seele auf. Dreimal hatte ich einsam und allein schon den Park durchwandert und suchte ich dann, da noch 1 1/2 Stunde mir erübrigte, eine der schönsten Waldeslichtungen auf, legte meinen Hut auf einen reichbemoosten Baumstamm, zog mein Brevier aus meiner Reisetasche und wie einst Angesichts der schäumenden Geyser des Yellowstone-Parkes, betete ich mein Tagesofficium, ich darf sagen, nicht ohne erhebendes Gefühl, in diesem vom ewigen Lichte der Sonne schwach nur durchstrahlten Dome der Natur.

Um drei Uhr Nachmittags nahm der bereits ungeduldig erwartete Zug mich wieder auf und brachte mich direkt an's andere Ende der Bay von Monterey, d. h. nach dem Orte meines jetzigen Verweilens, dem malerischen, alten, gefeierten Städtchen gleichen Namens. Allerdings schreibe ich nicht eigentlich vom Weichbilde der Stadt aus, denn die „Southern Pacific"-Eisenbahngesellschaft hat durch ihre neuesten Einrichtungen und Bauten vom „Hotel del Monte" und seinem ganzen Zubehör in einer Entfernung von ungefähr zwei Meilen von der Stadt den Fremdenstrom wohl für immer sich gesichert und von den Gasthäusern der alten, ehemaligen „Bischofsstadt" abgesperrt. In dem bereits genannten Gasthof und seiner unvergleichlich schönen, geradezu unbeschreiblichen nächsten Umgebung habe ich mich zwar nur zwei Tage aufgehalten, aber sie genügten, mich vollends zu überzeugen, daß, wo immer ich wenigstens in Californien hingekommen, nichts mit der Schönheit der Lage, Eleganz der Einrichtung, Feinheit der Bedienung, Annehmlichkeit des Aufenthaltes und auch Mäßigkeit der Preise (3 Dollar per Tag für Jeden ohne Unterschied) des „Hotel del Monte" bei Monterey verglichen werden kann. Die Eisenbahn hält wenige Schritte vom Gasthof selbst entfernt und fährt dann gewöhnlich halb leer ihrem in zehn Minuten erreichten Ziel, der Stadt selbst zu.

Das große, dreistöckige, hölzerne Gasthofgebäude darf ein Muster innerer und äußerer Ausstattung genannt werden. Hart an der Bahnstrecke schon beginnen die künstlerischen Anlagen, die an Ausdehnung, Wechsel und Prachtentfaltung zunehmen, bis der Fremde vor deren

Centrum, dem in die üppigste und reichste Blumenvegetation Californiens hineingestellten Gasthofe hält. Was muß sich nicht für ein Bild gestalten lassen, wenn der Anordnung der Kunst der Reichthum und die Ueppigkeit der Natur zu Gebote stehen! Kann man sich ein vollendeteres Eldorado denken, als dieses Monterey mit seiner balsamischen Atmosphäre, seinem ewig gleichen Klima, seiner nie welkenden Flora, seinem Sommer und Winter überreichen Obstertrag, seinen stets zum Bade einladenden Meeresfluthen, seinen nun nach allen Anforderungen der Kunst wie des praktischen Bedürfnisses vollendeten Einrichtungen von „del Monte“! Es ist nur allzuwahr, daß auch die vollkommenste Allianz von Kunst und Natur des verlorenen Paradieses Originalpracht nimmer herstellt, und daß all' diese glänzende Scenerie ein Menschenherz nicht dauernd zu bezaubern vermag; aber ich begreife doch, daß der Genußsüchtigen Armee hier ein Hauptlager errichtet und mancher Glücksschmetterling dieser Welt, auch wenn er schon vieler Blumen Saft gekostet, sich gerne länger hier aufhält und fühlt, „daß hier gut sein ist“ zwischen dem azurnen Himmel und der farbenprächtigen Flora, dem rauschenden Walde der Cypressen von Monterey und der friedlich am Ufer entlang schäumenden, kühlenden Meeresfluth. Das ganze Jahr hindurch, ohne Unterbrechung, hat das Meerwasser hier eine Temperatur, welche zum Baden einladet. Die Gesellschaft der „Southern Pacific“ hat jedoch, als Eigenthümerin des Hotelgebietes, um die Badegelegenheit jeglichem Geschmacke zu erleichtern, hart an der Brandung einen prachtvollen, geräumigen, mit künstlich erzeugtem Dampf geheizten Badepavillon hergestellt. Das Gebäude gleicht einem großen Treibhause, durch dessen gläsernes Dachgewölbe das Tageslicht in vollen Strömen niederfällt. Sein ganzes Inneres ist grün angestrichen, mit allen Erzeugnissen californischer Vegetation ringsum verkleidet und seiner Länge nach in vier große Wasserbassins getheilt, deren Inhalt durch Dampfröhren in der Tiefe des Wasserbeckens eine verschiedene stufenweise aufsteigende Temperatur vermittelt wird. Namentlich um die Mittagsstunden tummeln sich hier die Wassernymphen und menschlichen Delphine. Auf zwischen belaubten Bretterufern aufgestellten Sitzbänken schaut eine müßige Zuschauermenge dem gymnastischen Spiele der Schwimmenden zu. Tritt man auf den westlichen Balkon des Badepavillons, von welchem man eine schöne Aussicht auf die Unermeßlichkeit des stillen Meeres und den Golf von Monterey genießt, so hat man das alte und verlassene Städtchen gerade vor sich.

Monterey war Hauptstadt von Californien bis zur Einverleibung

desselben in das Gebiet der Union, deren Banner hier am 7. Juli 1846 zum erstenmale entfaltet wurde. Eine große Zahl seiner Bewohner sind noch Abkömmlinge der Spanier von Mexiko. Nicht bloß deren Aussehen und Sprache, sondern zumal deren Wohnhäuser spanisch-mexikanischer Bauart verrathen dies auf den ersten Anblick. Ich habe den Spaziergang nach der Stadt zweimal gemacht und mich von dorten auch einmal nach dem gepriesenen Monterey-Grove führen lassen, wo an der Spitze der Landzunge, im Schatten buschiger Bäume, in künstlich zu Hunderten aufgeschlagenen Zelten sich im Sommer eine ganze kleine Bevölkerung ansiedelt und daselbst, die herrliche Natur genießend, kampirt. Halt' ich auch von solchen, wie sie ebenfalls in Massachusetts üblich sein sollen, religiös gefärbten Camp-Meetings (meist Methodistenerfindung) nicht viel, so begreife ich doch vollends die sanitärisch vortreffliche Wirkung, welche ein solcher auf Wochen ausgedehnter Aufenthalt in der Ruhe des Naturlebens haben muß. Die in der Ferne liegenden Gebirgszüge erscheinen von da in duftiges Blau gehüllt; in der zunächst sich ausdehnenden Ebene liegen grüngelbe schwellende Hügel und meilenbreite, wogende Weizenfelder; der Ocean scheint von hier aus betrachtet, ein friedlicher See und um uns entzückt eine Prachtleistung der Natur um die andere das staunende Auge. Von weißen Blüthen wie mit Schnee bedeckte Mandelbäume; Pfirsichbäume im Rosengewand, Heliotropen und Geranien, fünf bis zehn Fuß hoch, mit Blumen reich beladene Fuchsien entzücken das Auge. Bisweilen hat eine sinnige Hand die hunderte verschiedener Blüthen gelehrt, in künstlicher Zusammenstellung ganze Verse von Shakespeare und Longfellow dem Beschauer in's Gedächtniß zu rufen.

Monterey hat jedoch noch eine andere Bedeutung und dieser vor allem wollte ich sowohl durch meinen persönlichen Besuch, als durch meine Aufzeichnungen gerecht werden. Das alte Städtchen war nach Aufhebung des großen Missionssystems, von dem wir gleich reden werden, der erste Bischofssitz von Californien und noch heute steht das Gebiet unter der Jurisdiktion des Bischofs, der sich Bischof von Los Angeles und Monterey nennt, aber seit 1856 die Residenz nach ersterer Stadt verlegt hat. Unter den im Hotel zum Verkauf ausgestellten Photographien der sehenswerthen Punkte der Umgegend figurirte auch eine mit der Ueberschrift die „Old Carmel Mission". Um diese ehrwürdige Ruine, an welche sich die Geschichte der californischen Missionen und ihres berühmten Hauptes Padre Junipero Serra knüpft, zu besuchen, hatte ich mir eines Nachmittags einen Wagen ge-

miethet. Es war keine angenehme Fahrt von zwei bis drei Stunden aufwärts in's Hügelland und durch schlechte, hohlwegartige, mit fußtiefem Staub belegte Straßen, zumal mir auch der Kutscher, dem ich anvertraut war, ein junger Mexikaner, nicht recht heimelig vorkommen wollte. Nun, dacht' ich, es muß noch unheimlicher gewesen sein, als die frommen Väter, ihres apostolischen Amtes waltend, zu Fuß diese harten Pfade gehen mußten, und ich empfahl mich dem Schutze des apostolischen Mannes, dessen Grab ich ja besuchen wollte. Glücklich erreichten wir auch, wenngleich in Schweiß gebadet und mit Staub bedeckt, die denkwürdige Stätte und ich sah mit großer Freude, daß die Ruine nicht bloß gut erhalten, sondern durch jüngste Ausbesserungen zu einem noch jetzt wieder bisweilen benutzten Heiligthum hergestellt ist. Ein Negerknabe aus einem benachbarten Hause öffnete uns das Portal.

Meine Fußtritte wiederhallten in der einsamen, friedlichen, heiligen Halle, an die sich so viele Erinnerungen knüpften. An der Evangelienseite, im Chore der einfachen, in Basilicaform erbauten Kirche, fand ich endlich die bescheidene Marmortafel, welche meldet, daß wir hier am Grabe Junipero's und seiner Genossen standen. Hier ruht ihr Staub, aber ihre Namen leben ewig und glänzen auf immer in den Geschichtsbüchern des goldenen Staates. Die demüthigen und armen Söhne des heil. Franziskus, welche hier die Zeitlichkeit mit der Ewigkeit vertauscht, sind nicht des Goldes wegen nach dieser Küste gezogen, sondern um dem bei allem Golde armen Volke die Wohlthaten des Himmels zu vermitteln. Die Verdienste dieser Missionäre sind unbestritten und namentlich die des berühmten Padre Junipero, dessen romantische Heldengeschichte noch im Jahre 1883 die weitverbreitete amerikanische Zeitschrift „The Century“ (Vol. 26, Nr. 1, May) in höchst anerkennenswerther Begeisterung dem amerikanischen Publikum vermittelt hat.

Ist vielleicht der, einer protestantischen Feder entflossene Schlußsatz jenes herrlichen Aufsatzes: „Es wäre ein Schimpf sowohl für die katholische Kirche, wie für den Staat Californien, wenn diese große alte Ruine mit ihren heiligen Gräbern dem gänzlichen Zerfall preisgegeben werden sollte. Wenn nichts geschieht, um sie zu schützen und zu erhalten, dann wird das künftige Jahrhundert nur noch einen vom Sande bedeckten Erdhügel hier schauen[1]),“ — ist vielleicht, sag' ich, dieser

1) „It is a disgrace to both the Catholic Church and the State of California, that this grand old ruin, with its sacred sepulcres, should be left to crumble

protestantische Mahnruf es gewesen, daß katholische Gutmüthigkeit und südliche Trägheit sich aufgerafft, das Monument vor schließlichem Zerfalle zu bewahren? Wenn dem also wäre — und ich zweifle nicht daran, daß dem so war — so brauchen wir uns nur zu schämen, daß wir so spät erst dieser Pflicht der Dankbarkeit nachkamen und einen edlen, protestantischen, ächten Amerikaner uns erst sagen hören mußten: „Das Grab Junipero Serra's mag noch hundertmal tiefer, und sein wirklicher Platz vergessen sein, so wird doch sein Name nicht untergehen und sein Ruhm dadurch nicht Noth leiden. Aber für die Bewohner des Landes, dessen Gesittung von ihm ausging, für die Kirche, deren Glauben er verherrlichte, wäre es in der That eine Schande, wenn sein Grab dem Vergessen anheim fiele [1])."

Welch' herrliche Worte! Wie groß müssen die Verdienste dieses Civilisators und Glaubensboten gewesen sein, die derart einen Protestanten für das Grab eines armen Franziskanermönches begeistern konnten! Welches schöne Zeugniß ächt amerikanischen Edelsinnes, dem wir bei so manchem Schriftsteller dieses im Großen nicht bloß freien, sondern auch vorurtheilsfreien Landes begegnen! Ich meine, es wäre eine Schande, würde ich, an diesem Grab stehend, nicht wenigstens der christlichen Urgeschichte Californiens, die in der Missionsgeschichte aufgeht, erwähnen. Katholische Missionen haben dem Lande Cultur und Christenthum gebracht; eine sogenannte katholische Regierung, wie wir sie in Europa in großen und kleinen Ländern haben, hat diese Missionen zerstört und ihr Eigenthum eingesackt; die protestantische Unionsregierung hat der Kirche die Freiheit der Bewegung wiedergegeben, den einst hier wirkenden und vertriebenen Jesuiten und Franziskanern die goldenen Thore wieder geöffnet und protestantische, aber edle Amerikaner feiern die Großthaten amerikanischer Wiegengeschichte, selbst wenn die Heroen derselben die Kutte tragen, vor welcher europäische Magnaten en miniature in Ohnmacht fallen.

Die ersten apostolischen Missionäre Californiens waren die Söhne des heil. Ignatius, welche ein dem Namen nach freies Land

---

away. If nothing is done, to protect and save it, one short hundred years more will see it a shapeless wind swept mound of sand."

1) „The grave of Junipero Serra may be burried centuries deep and its very place forgotten, yet his name will not perish nor his fame suffer. But for the men of the country, whose civilisation he founded, and of the Church, whose faith he so glorified, to permit this burial place to sink into oblivion is a shame indeed." (Century p. 18.)

Europa's verbannt und das der That nach freie Amerika zu Hunderten in seinem Gebiete wirken sieht. Cortez, der Eroberer Mexiko's, hatte Californien zuerst entdeckt. Im Jahre 1601 ward zum ersten Male unter dem Schatten eines Eichbaums an der Stelle, wo nun Monterey liegt, das heilige Opfer dargebracht von P. Andreas, einem Karmeliten. (Ich erinnere mich, im Congreßsaale des Kapitols zu Washington ein großes Oelgemälde, diese historische Begebenheit darstellend, gesehen zu haben.) Im Jahre 1632 betrat der Generalvikar des Bischofs von Guadalajara das Gebiet, und ihm folgten in zehn Jahren die überall heroischen Jesuiten. Es ist wieder ein amerikanisch protestantischer Schriftsteller, dem wir deren glänzendes Lob verdanken. Dem Lobe Parkmann's in seinem Originalwerke: „The Jesuits of North-America“ sind wir wiederholt begegnet. Der berühmte Wash. Irving, ein gewiß unverdächtiger Geschichtschreiber in dieser Richtung, drückt sich über diese ersten Jesuitenmissionen folgendermaßen aus: „Sie waren die ersten Wohlthäter der Insel. Nicht mit Waffen, nur durch geistigen Einfluß beherrschten sie die Halbinsel. Ihre Macht über die zwanzig bis dreißigtausend Indianer, deren volle Hingabe sie besaßen, änderte deren Lage vollends. Sie bauten 11 Missionsstationen und gewannen eine unbeschreibliche Anhänglichkeit der Eingeborenen. Ihr steigender Einfluß erregte Spaniens Eifersucht, das sie verbannte. Als der Gouverneur Spaniens zur Ausführung des Dekrets ankam, meinte er, reiche Besitzungen zu finden, und begegnete anstatt deren greisen Priestern mit Silberhaaren, welche die weinenden, aber ergebenen Eingeborenen zum Schiffe geleiteten, so daß deren Jammer ihn selbst zu Thränen rührte.“ (Irving. Advent. of Capt. Bonneville. p. 392.)

Nach Vertreibung der Jesuiten übernahmen mit nicht geringerem Verdienst und Erfolg die Franziskanermönche das Arbeitsfeld und sie gründeten fast alle Missionen, die noch jetzt in den vielen Heiligennamen californischer Plätze wenigstens fortleben. Junipero Serra war Missionsoberer, gründete 1769 die Station von San Diego und nach festlicher Feier des Frohnleichnamsfestes in Monterey daselbst die vom hl. Carl, ward 1774 apostolischer Präfekt von Californiens Missionen mit der Gewalt, auch die heilige Firmung zu ertheilen und konnte sich auf seinem Sterbebette sagen, daß 10,000 Indianer getauft seien und der Glaube in Californien festen Fuß gefaßt. Bald nach seinem Tode kamen die Tage der Trübsal. Mexiko unter spanischer Controle löste das Missionssystem auf, kassirte deren Eigenthum ein und that Alles, was eine kirchenfeindliche Regierung unserer Tage nur

thun kann, das religiöse Leben zu schwächen und die Thätigkeit der Kirche zu hemmen. Mit Recht verwirkten so diese Mexikaner ihre eigene Existenz, und die Vorsehung verdrängte sie durch den hereinströmenden Amerikaner nun ebenso, wie sie einst den Indianer von seinem Gebiete verdrängt hatten.

Wohl ernannte der Heilige Stuhl 1840 in dem früheren Missionsobern P. Diego den ersten Bischof für beide Californien und nach dessen Tode in dem feingebildeten Gonzalez einen Administrator der Diöcese; aber deren Mühen waren groß und deren Erfolge unter den drückenden Verhältnissen gering. Mit Emigranten vom nördlichen Oregon kamen endlich wieder neue Missionäre und der Dominicanerprovinzial Alemany von Ohio, ein geborener Spanier, ward 1850 erster Bischof von Monterey. Wir wissen, wie derselbe als Erzbischof von San Francisco der erste Metropolit des unter dem Sternenbanner neu aufblühenden Landes geworden. Erst in unsern Tagen, nach dem III. Plenar-Concil von Baltimore, hat der apostolische Greis den Hirtenstab niedergelegt und kehrte, arm, wie er gelebt, und reich an Verdiensten, in seine Mönchszelle nach Rom zurück. Das ist das Gold, das San Francisco's erster Metropolit angehäuft. Sein Hochwürdigster Amtsnachfolger, Erzbischof Riordan, erzählte mir persönlich, wie Alemany stets nur eine Zelle bewohnte und sie selbst in Ordnung hielt, nie ein goldenes Pektorale trug und am letzten Vormittag seines Verweilens in San Francisco im Beichtstuhl saß, dann das Pontificalamt sang und mit seinem Reisesack Mittags bereit stand, seine erzbischöfliche Residenz für immer zu verlassen. „Ich habe keinen Mann gekannt," sagte mir Erzbischof Riordan, „der auf mich so den Eindruck persönlicher Heiligkeit machte."

Unter dem Wehen der Freiheit sind bereits alle die früher in californischen Missionen thätigen Orden wieder zurückgekehrt. Die Missionsstationen freilich, wie sie einst als selbstständige Genossenschaften blühten, gehören der Geschichte an und leben wie so viele Indianererinnerungen nur noch in den Namen fort, die als San Carlo, San Diego, Santa Barbara, San Francisco u. s. w. uns erinnern, wer diesen Plätzen die christliche Taufe vermittelt. Wieder sind Franziskaner in Santa Barbara. In San Francisco besitzen die Dominikaner Convent und Kirche. Und die Erstlingsmissionäre Californiens, die Jesuiten, besitzen neben dem schon besprochenen Collegium der Metropole noch ein Noviziatshaus im Santa Clara-Thal, eine Kirche und Colleg in San Jose und vor allem das älteste und angesehenste Colleg

Californiens, das von Santa Clara selbst. Einer der ersten Obern dortselbst war der erfolgreiche P. Villiger, S. J., jetzt Rektor von Gesu in Philadelphia, ein geborener Schweizer aus dem Kanton Aargau, den die Freiheitsregierung von 1848 mit seinen Ordensgenossen vertrieb. Ich habe dem reichlich mit Sammlungen aller Art ausgestatteten Colleg, sowie den Patres in San Jose, einer der schönsten Städte des gleichnamigen Thales, einen Besuch abgestattet, aber Zeit und Raum erlaubt mir nicht, mich darüber zu verbreiten.

Wohl hatte ich vorerst die Absicht, auch Lower California und Los Angeles zu besuchen, aber Entfernung und Zeitmangel einerseits, sowie der geringe Verlust an Sehenswürdigkeiten dortselbst ließen mich den Plan aufgeben und eben deshalb etwas länger im Santa Clara-Thal verweilen. Ich muß nach San Francisco zurückeilen, denn ich soll am Blumenfest der Jungfrau, an Maria-Himmelfahrt, in der deutschen Kirche dortselbst funktioniren.



XVII.

Die Mormonen und der Salzsee.

Bereits richte ich den in der That beflügelten Fuß wieder nach Osten. Der Goldstaat Californien ist meinem Auge entschwunden, das Silberland Nevada liegt ebenfalls schon hinter mir, und fast möcht' ich beifügen, das bleierne Utah umgibt mich und liegt vor mir. Der Ausdruck „das bleierne Territorium" wäre übrigens nicht gerechtfertigt bezüglich der theilweise geradezu reizenden Scenerien und Naturschönheiten dieses Gebietes; aber ich darf diesen Aufenthalt in Utah wohl als den bleiernen meiner Reise bezeichnen, da ich hier zum ersten Male nach den Strapazen der Reise und in Folge drückender Schwüle mich etwas unwohl fühlte und somit auch das neue „Sion" in weniger enthusiastischen Stimmungen durchwandelte. Von Monterey, von wo ich meine letzten Aufzeichnungen datirte, war ich am Vorabende des Festes Mariä-Himmelfahrt wieder in San Francisco eingetroffen, hatte am Festtage selbst in der dortigen deutschen Bonifaziuskirche das Hochamt und am folgenden Sonntag die Predigt gehalten, aber gleich darauf eilte ich, um den Nachmittagszug der „Central Pacific", der mich wieder dem Osten zuführen sollte, zu erreichen. Eine herrliche Nachmittagssonne warf ihren goldenen Strahlenregen auf die sich kräuselnde Fluth des Golfes von San Francisco, als ich in Begleitung meines bis zum Ende treuen und verdienstvollen Begleiters Herrn G. R. von San Francisco auf dicht besetztem Dampfer nach dem baumreichen Oakland übersetzte und dort die bereitstehende „Sleeping-car", mein für zwei Tage und Nächte wieder auserwähltes bewegliches Heim betrat. Der Wagen war bis auf den letzten Platz besetzt, und unsere Reisegesellschaft schloß auch den eben in Begleitung zweier militärischen Freunde von Peking zurückkehrenden früheren Gesandten der Union am chinesischen Hofe ein. Die Glocke schlug drei Uhr, und der Flug nach Osten begann.

Mormonentempel der Salzseestadt (Utah).



Ein herzlicher Dank, ein Händedruck, ein hoffnungsvolles „auf Wiedersehen“ an meinen treuen Begleiter, und wie die erste Begrüßung, so war auch die letzte Verabschiedung auf californischem Boden vorüber.

Sowie der Zug wieder in vollem Gange war, suchte ich mich, wie alle meine Gefährten, für die zwei Tage behaglich zu machen und so viel als möglich wohnlich einzurichten.

Der „Partner“ meiner „section“ (der mir in der „Sleeping car“ zugewiesenen Abtheilung), dem, wie ich gleich bemerkte, mein „Roman collar“ etwas auffallen mußte, war ein ächter Yankee und bewies sich, nachdem er auf einige ziemlich ungenirte Fragen ebenso ungenirte Antworten erhalten, als der beste Gefährte in der Welt. Er konnte erst nicht begreifen, was ich so lange in meinem Buche (dem Brevier) zu lispeln hatte; später frug er mich, ob ich vielleicht irgendwo in Amerika im Lehrfache engagirt sei; dann meinte er, ob ich vielleicht die neueste Broschüre „on the possibility of not dying, über die Möglichkeit, dem Tode zu entgehen“, auch gelesen, aber nahm es gar nicht übel, daß ich bemerkte, solch' eine Unsinns-Broschüre nicht zu kennen; schließlich war er der unterhaltendste und dienstfertigste Mensch der Welt, ein reicher Geschäftsmann von Oakland, direkt nach Boston reisend, und wo immer er konnte beim Aussteigen, Dinner, jeglichem Vorkommniß mir artigst zur Seite stehend. „Leben und leben lassen“ ist der nicht ganz verwerfliche Grundsatz sehr vieler Leute dieses Schlages hier zu Lande, und ich muß sagen, man fährt wenigstens gut mit ihnen. Wohl ist ihr Geist und Gemüth bezüglich positiver Religion meist „tabula rasa“ oder nur schwach von dem angehaucht, was sie „Christenthum“ nennen, in Wirklichkeit jedoch nichts ist, als ein verschwommenes, einflußloses, nebelartiges Fühlen und Meinen bezüglich der Hauptlehren des Christenthums; aber sehr oft bieten die Leute besserer Belehrung ein offenes Herz und wenigstens glüht auf ihrer Stirne und aus ihrem Blicke nicht das Brandmal selbstverschuldeter Apostasie, das so manchen Europäer bei der bloßen Annäherung eines schwarzen Rockes zittern macht. Viele dieser Amerikaner dürften bona fide außer der wahren Kirche stehen, wenngleich auch viele, ferngehalten durch unkontrolirbare Motive, das Licht der wahren Kirche vielleicht sehen, erkennen und dennoch in eigener Schuld nicht erfassen. Kein Wunder, daß wir uns durch gegenseitigen Gedankenaustausch über alle möglichen Dinge zu unterhalten suchten, denn wenig oder nichts des Sehenswerthen bot sich auf der Strecke, die wir durchfuhren. Abends 8 Uhr war Sacramento City erreicht, wo das Abendessen eingenommen wurde, und nach zwanzig

Minuten ging's nun, als die Nacht bereits hereingebrochen, langsam aufwärts, um die Grenzmauer zwischen Goldstaat und Silberland, die Sierra Nevada, zu übersteigen.

Leicht, ohne es zu fühlen, im Schlummer begriffen, übersetzte ich sie, um folgenden Morgens um so lebhafter den schneidenden Gegensatz zwischen dem Elysium Californiens, das wir verlassen, und der endlosen Wüste zu fühlen, in die wir nun jenseits des genannten Grenzgebietes eingelaufen. Wenig sah ich mehr von den Schneefeldern, steinigen Abhängen, Bergbächen und Schneetunnels der Sierra Nevada, als das Morgenlicht durch unsere Fenster brach und wir in S. Remo, in Mitten ungastlicher Einöde, bei einem von Chinesen bedienten und von Haufen Indianern umlagerten Speisehause zum Frühstück hielten. Ich hatte einen eigentlichen Widerwillen gegen diese sogenannten Restaurants, woselbst mir der Anblick des Chinesenkoches meist den ganzen Appetit benahm und ich oft ohne etwas einzunehmen nur meine 75 Cts. auszugeben hatte. Die „Central Union Pacific" entbehrt eben der herrlichen „dining-cars", wie sie der nördlichen Linie eigen sind, und ich würde deshalb, wie noch aus manch' anderer Rücksicht, der „Northern Pacific" den entschiedenen Vorzug geben. Wohlthuend für's Auge wirken an solchen Plätzen und Haltpunkten die das Stations-Gebäude oft mehrere Acker weit umgebenden Anlagen, woselbst durch Irrigation der ausgebrannten Umgebung die üppigste Vegetation abgewonnen war und nicht selten im Gebüsch von Rosen und Blumen aller Art ein Springbrunnen seinen Krystallregen erfrischend auf das Grün niederplätschern ließ. Doch das sind nur kleine Oasen im Verlauf des endlosen Wüstengebildes, und eben deshalb so geschätzt. Die ganze Tagreise am Montag bot des Interessanten beinahe nichts: eine traurige Salbei- und Alkaliwüste, welche der wasserarme Humboldtfluß träge durchströmt, um sich in einer sandigen Niederung zu verlieren. Der Staat Nevada führt mit Recht den Namen Silberstaat, denn für die Central Pacificbahn sind die hier zahlreich zerstreuten Silberminen von vorwiegender Bedeutung, da die größten Waarentransporte über diesen Schienenweg gehen müssen und der Ertrag der Silberminen an der berühmten Comstock-Ader allein vom Jahr 1861—1880 volle 200 Millionen Dollars betrug. Die große amerikanische Wüste, die wir Montag und Dienstag durchfuhren, bot in der That einen trostlosen Anblick, und wer zur Melancholie geneigt war, brauchte nur durch's Wagenfenster auf das graue Gestein, staubige Wüstengras und verödete Gelände hinzublicken, um deren Anwandlungen zu verfallen.

Die Nacht ging vorüber und Dienstag Morgen erwachend, fanden wir uns fast in noch trostloserer Gegend, in einem Thale voll gräulichem Buschwerk, aus dessen wolligen Zweigen die klare Morgensonne einen durchdringenden Wehrmuthgeruch destillirt. Die Grasmatten, die Wolken, die Schönheiten Californiens stehen bei der Wiederkehr des Wüstenbildes, wie eine Fata Morgana in der Erinnerung. Dienstag Morgen war „Promontory", 820 Meilen von San Francisco, erreicht. Hier wurde am 10. Mai 1869 die letzte Schwelle der Weltbahn niedergelegt und der weltberühmte goldene Nagel eingesetzt. „Es war," schreibt Hesse Wartegg, „ein welthistorischer Moment. Der elektrische Funke blitzte um zwei Uhr Nachmittags nach allen Städten der Union, und die Depesche bestand aus nur drei Punkten, welche die Hammerschläge auf dem goldenen Nagel repräsentirten, welche auch mit drei Schlägen auf der Glocke des Kapitols wiederholt wurden. Der Continent war nun in Schienen gefesselt und die Pacific-Eisenbahn, als die erste Eisenstraße zwischen dem atlantischen und stillen Meere vollendet [1])."

Bald sind wir im berühmten Mormonenlande Utah, das bis zum Jahre 1847, wo die Mormonen es zuerst besiedelten, einen Theil von Mexiko bildete und 1848 mit Californien der Union einverleibt wurde. Das Territorium, in Rücksicht seiner eigenartigen Ansiedlung, noch nicht, wie sein Schwesterland Nevada, zum Staate erhoben [2]), umfaßt 84,000 Quadratmeilen, die von 125,000 Seelen bewohnt werden, weist aber nur im nördlichen Theile Reichthum an Edelmetallen und Ackerbauprodukten auf. Ogden, ein Hauptknotenpunkt der vereinigten Central- und Union-Pacific und Abzweigestation für die Seitenbahn nach dem Salzsee ist bereits eine Mormonenstadt. Mittag war nahe gerückt, als ich etwas ermüdet in der Salzseestadt eintraf. Meine erste und wohlthuendste Erquickung daselbst war das Zusammentreffen mit einem längst bekannten lieben Freunde des Ostens, Herrn G. K., der zeitweilig sich hier aufhaltend, mich an der Station bereits erwartete und den ich seit meiner Rückkehr von Europa im Jahre 1884 nicht mehr getroffen. Von ihm begleitet, ging ich zum „Continental-Hotel" daselbst, um hier für die flüchtige Zeit meines Verweilens Absteigequartier zu nehmen. Dieser freundschaftliche Verkehr war fast der einzige Genuß, den mir Salt Lake City bot. Ich fand die Beschrei-

1) Wie schon bemerkt sind es heute bereits fünf transcontinentale Linien.
2) Seither ebenfalls „Staat" geworden.

bungen von der malerischen Lage und reizenden Anlage der Stadt bei weitem übertrieben und konnte ihr bei meinem Rundgange durch deren Straßen nicht viel des Schönen abgewinnen. Eine drückende Schwüle nahm mir etwas den Humor, und es mag sein, daß deren Wirkung im Verein mit leicht erklärbarer Abneigung gegen die hier centralisirte Mormonenwirthschaft, meinen allgemeinen Eindruck etwas trübte.

Utah ist seit 1846 das Heim, woselbst sich eine Vereinigung von Leuten bleibend und in bestimmter Verfassung niedergelassen, deren Bekenntniß und Religionsform zu den neuesten und traurigsten Abirrungen von der wahren Religion des Herrn zu zählen, eine eigentliche Karrikatur derselben zu nennen ist. Das Mormonenthum, das ich mit Abrechnung des Schwertes, einem friedlichen und abendländischen Islam vergleichen möchte und das in seinen bizarren Formen und Uebungen höchstens vom einstigen Wiedertäuferthum Knipperdollings und Consorten überboten wird, ist ein trauriger Beweis, wohin die Abirrung von der Einheit der sichtbaren Kirche und das Prinzip freier Forschung konsequent führen muß. Mit nüchternem Forscherauge betrachtet, ist das hier im fernen Westen, einer Wildpflanze gleich, noch fortwuchernde Mormonenthum nichts anderes, als die thatsächliche Offenbarung, wie weit die Energie eines außergewöhnlichen Individuums, die Attraktion sinnlichen Lebensgenusses und die vor Allem hiebei mitwirkende Unterstützung einer Gewalt es bringen kann, deren Wesen Antagonismus gegen Christi Kirche und Stiftung von Sekten sein wird bis zum Ende der Tage. Das Mormonenthum ist keine exotische, sondern eine durchaus inländische amerikanische Giftpflanze. Wenn ich es in Vielem dem Islam vergleichbar nannte, so bietet es auffallende Vergleichungspunkte in seinem Stifter, seinem heiligen Buche und seiner Lebensart, nur müssen die Rahmen seiner Bedeutung selbstverständlich viel enger gezogen werden.

John Smith war am 23. Dezember 1805 im Staate Vermont geboren und zeigte von frühester Jugend an Anlage zu religiöser Schwärmerei. Es ist selbstverständlich, daß der religiöse Wirrwarr des amerikanischen Predigerthums seinem enthusiastischen Geiste nach seinem eigenen Bekenntniß vorkam, wie „a great clash of religious sentiment“ [1]). Abgestoßen von der Hohlheit protestantischer Auffassung und fern jenem Reiche der Wahrheit, in dem Geist und Gemüth zugleich Befriedigung finden, verfiel Smith nun den Träumereien, die er für

1) „Ein großer Streit religiöser Ansichten.“

höhere Eingebungen hielt und die in Wirklichkeit nur die Resultate erhitzter Einbildungskraft, vermischt mit Eingebungen des Engels von Unten gewesen. Auch in diesen Pseudo-Offenbarungen, welche bei Smith im Jahre 1823 begannen, zeigt sich derselbe ganz als amerikanisch nationaler Schwärmer. Seine Visionen klären ihn auf über Amerika's erste Geschichte. Seine vom Engel des Herrn 1827 empfangenen, mit Ausnahme weniger Freunde, von Niemanden gesehenen und wieder vom Engel zurückgenommenen Himmelsdokumente enthalten die Urgeschichte Amerika's, und in Amerika soll das neue „Sion der Heiligen der letzten Tage" erbaut werden. Im Jahre 1830 ward sein hiernach bearbeitetes „Book of Mormons" (der Name Mormons kommt von einem der ersten Eingeweihten Smith's, Mormon mit Namen) zuerst veröffentlicht und bildete seither den Koran seiner Sekte und nach deren eigener Auffassung ein Supplement zur heiligen Schrift des neuen Bundes. Ich kann und will nicht näher auf Geschichte und Organisation dieser sonderbaren Sekte „The Church of Jesus Christ of the latter days saints" eintreten. Auch sie ist ein satanischer Aufbau über einigen vom wahren Christenthum geretteten Ruinen. Wie im Islam so hat der Feuerenthusiasmus des Stifters, der Fanatismus seiner zahllosen Apostel, die bald in alle Welt gingen, dem neuen Sion Bürger zu vermitteln und die Aussicht sowohl materiellen Fortkommens in der Verbrüderung, wie eines sinnlichen Lebensgenusses der Sekte zum zeitweiligen Aufblühen verholfen. Smith hatte viele Anfechtungen zu bestehen, bis er am 24. Juni 1844 in seiner bereits nach dem westlichen Missouri verlegten Colonie ermordet wurde. Das Testament des amerikanischen Mohamed fand einen zwar selbstsüchtigen, aber energischen Vollstrecker, und dem berühmten Brigham Young an der Spitze der 12 Apostel war es vorbehalten, im Jahre 1847 nach dem unwirthlichen Utah zu ziehen, wo die „Heiligen" im Herbste 1848 in nahezu 1500 Wagen eintrafen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Young's Energie und Umsicht, das Territorium Utah organisirt und zum Wohlstand erhoben, der Sekte eine gewisse zeitweilige materiell-politische Unterlage gegeben, aber vor allem auch ihm selbst zu seinen Zwecken verholfen. Präsident Fillmore ernannte ihn 1851 zum Gouverneur von Utah. Sein persönliches Vermögen, erworben durch den „Zehnten" der „Heiligen", stieg auf Millionen. Nach mormonischem Sprichwort: „Kinder sind die beste Ernte", hinterließ Young selbst nicht weniger als 60 legitime Kinder, unter die er durch sein noch jetzt vorgezeigtes detailirtes Testament

seine Güter vertheilte. Jetzt freilich ist sein Andenken wenig mehr gesegnet und der Steinhaufen ob seinem Grabe ist noch von wenigen Thränen seiner Wittwen benetzt worden. Im Palaste der „Amalie“, seiner Lieblingsgattin, wohnt dieselbe meines Wissens noch, aber einem andern wieder angetraut. Wenn die Periode des individuellen Enthusiasmus, Eigennutzes und der in der Neuheit des Unternehmens begründeten Energie vorüber, werden die Tage der Sekte als solcher gezählt sein.

Wahr ist, daß die Mormonen mit erstaunlicher Energie gearbeitet und, selbst meist der armen Klasse angehörig, das Land und sich zu bedeutendem Wohlstand emporgehoben haben. Wenige Jahre reichten hin, die natürliche Oase am Salzsee in ein blühendes Culturland umzuwandeln, und die erst von Wurzeln und Thierhäuten leben, in ihren Wagen gegen den Sturm sich schützen mußten, frohlockten bald, „daß die Einöde blühe und die Unfruchtbare gebäre.“ In der neuen Welt schien das heilige Palästina des Ostens sich zu wiederholen, denn da gab es ein todtes Meer, den Utahsee, das Gegenbild vom Genesarethsee und einen beide verbindenden Jordan. Die einstige Einöde mit ihren Salzflächen, die trostlosen Felder von Artemisien, diese Natur voll abschreckender Armuth ward bald belebt; denn die unter den „Heiden“ wirkenden 500 Missionäre sandten dem Volke der „Heiligen“ reichen Zuschuß. Im Jahre 1868 sollen 5000 Mormonen eingewandert sein. Nach Ohlshausen gäbe es auf der ganzen Erde 120,000, in Amerika 68,000 Mormonen. Für viele Farmer ist es in Utah bequemer, anstatt eine Anzahl Arbeiter zu dingen, sich eben so viel Frauen zu nehmen und andere handeln nach dem Mormonenlied: „Ich wußte nicht, was Freude ist, da wurde ich Mormonist.“

Wir besuchten nach eingenommenem Mittagsmahle die Stadt, die übrigens schön gelegen ist. Im Norden und Osten steigt das Land terrassenförmig an; im Hintergrund erheben sich die schneebedeckten Gipfel der Wasahatchberge, worauf einst nach Isaias 2, 2 in mormonischer Auslegung, das Banner aller Völker wehen soll, aber ich denke und hoffe, die Union wird vorher das Sternenbanner auf den Ruinen ihres Tempels aufhissen; nach Süden breitet sich eine gut bewässerte, fruchtbare Ebene aus. Einzelne schöne Gebäude fehlen nicht, während die eigentlichen Mormonenresidenzen, wie mir gesagt wurde, meist durch die mehrfach angebrachten verschiedenen Eingänge und Appartements, die Lage in buschigem Grün und gar oft durch grün angestrichene Gartenthürchen zu erkennen seien. Selbstverständlich wollten

wir auch das große Heiligthum sehen, das sie erst in Nauvoo, Illinois, zu errichten begonnen und das nach ihren Träumen alle Tempel der Welt übertreffen soll. Wenn seine Architektur der Ausdruck einer von Smith empfangenen Offenbarung ist, wie es hieß, so war das jedenfalls eine sonderbare Offenbarung. Es stehen bis jetzt nur riesige Mauern, mit vielen, gleich Stockwerken auf einander gethürmten Fensterbogen und Viele zweifeln, ob es nicht ein Babelthurm, ein unvollendetes Gebäude, bleiben werde. Unweit davon ist das bedeutendste Mormonengebäude, der häßliche ovale Tabernakel mit seinem ungeheuren Käseglockendach. Er ist 250 Fuß lang und 150 Fuß breit und soll zehntausend (ich glaube dies ist eine Uebertreibung) Sitze fassen, während, was Thatsache ist, die Akustik des Baues so vortrefflich gelungen ist, daß man ein an einem Ende leise gesprochenes Wort am entgegengesetzten ganz deutlich vernehmen kann. An diesen Bau schließt sich das „Endowement House“ an, wohin kein „Heide“ gelangt und die Mormonentaufen, Ehen ꝛc. geschlossen werden. Es scheint nicht ausgemacht, ob Smith oder Young die Polygamie eigentlich zum Grundgesetz der Sekte machte. Uebrigens scheint unter den Weibern, deren Anzahl von der Willkür und dem Vermögen des Mannes abhängt, doch nur eine die eigentliche Frau, die andern angetrauten (sealed), eine Art Nebenfrauen zu sein. Das berühmteste Häusergeviert der Salzseestadt war ehemals „Brigham Young's Block“, das den Palast des Mormonenhäuptlings, das gelbgetünchte Löwenhaus, sowie das Serail, den „Bienenkorb“ des Vielbeweibten umfaßte. Der Palast der „Amalie“ ist eine stattliche Residenz. Ein großer Hof bei einer sogenannten „Bischofswohnung“ war ziemlich angefüllt mit Fuhrwerken von Farmern, die vom Lande her ihre „Zehnten“ gebracht.

Einen Wunsch haben diese „Heiligen“ freilich nicht erreicht, nämlich, daß sie abgeschieden vom Heidenthum, hier selbstständig schalten und walten könnten. Zwei Ereignisse, nämlich die westliche Emigration, vom californischen Golde wachgerufen, und die mitten durch Utah gehende Pacificeisenbahn, haben auch nach diesem Territorium immer mehr „Heiden“ geführt, so daß die „Heiligen“, um ihre Illusion zu verwirklichen, in der That nach dem stillen Meere hinein oder darüber hinaus „moven“ müßten. An Conflikten zwischen der Unionsregierung und dem Mormonenthum hat es nie gefehlt; haben sich diese ja gerade letztes Jahr auf's Aeußerste zugespitzt, so daß Waffengewalt erforderlich war, die Ruhe in „Sion“ herzustellen und Präsident Cleveland in seiner diesjährigen Botschaft mit ziemlich energischem Vorgehen gegen das

Mormonenthum drohte. Auch diese Giftpflanze wird mit der Zeit verdorren. Sollte „Sion“ auch, wie es hieß, nach „Nevada“ verlegt werden, so wäre es nur ein „Weiter“ auf dem Wege zum Ende. Diese Polygamie im Lichte christlicher Civilisation ist eine zu grelle Anomalie, als daß sie Amerika auf die Dauer dulden dürfte.

Freilich, füge ich bei, im Lichte „christlicher“ Civilisation. So sehr wir die Polygamie des Mormonenthums verurtheilen, so kann ich mich doch eines Lächelns nicht erwehren, wenn der Protestantismus und die freie Forschung mit den an der Spitze gebrochenen Waffen gegen die Mormonen zum Kampfe auszieht. Auch die sittenstrenge Miene, mit der so mancher Yankee „freier Moral“ den Stab über das Mormonenthum bricht, will mir manchmal vorkommen, als wäre sie von einem Gewissensbisse „Arzt heile dich selbst“ provozirt. Die Polygamie des Mormonenthums sei eine Insulte gegen die Lehre des Christenthums, deklamirt so mancher Diener am Worte mit emphatischer Gebärde. Ganz recht, aber der Herr Prediger möchte auch gütigst darthun, wie man vom Standpunkte freier protestantischer Forschung und ohne Rücksicht auf kirchliches Lehramt und christliche Tradition die absolute Unerlaubtheit der Polygamie beweisen kann! Eine Versammlung von protestantischen Predigern, bestehend aus Episkopalen, Presbyterianern, Methodisten, Baptisten, Congregationalisten faßte auch zu Calcutta den Beschluß: „Wenn ein Convertit, wo er Christ wird, mehrere Frauen geheirathet hat, soll ihm nach Praxis der Juden und der ursprünglichen Kirche (Predigerlüge!) gestattet sein, sie alle zu behalten.“ (Westf. Kirchenb. 1856, Nr. 14.) Der anglikanische Bischof von Natal, Dr. Colenso, gestattete den Kaffern die Vielweiberei mit den Worten: „Ich muß gestehen, ich fühle es mächtig, daß der übliche Brauch, nach der Bekehrung auf die Trennung der Frauen von ihren Männern zu dringen, ganz gesetzwidrig und der klaren Lehre unseres Herrn entgegen ist.“ So — und das darf ein „bischöflicher Lehrer“ dem 19. Jahrhundert verkünden! Er mag es — denn von seinem Standpunkte aus mag er überhaupt verkünden, was er will. Glücklich die Heerde in dem Falle, daß sie auch denken darf, was sie will. Die Polygamie des Mormonenthums ist ein Krebsschaden im amerikanischen Leben! Ja gewiß, aber es gibt so viele Krebse, die im Geheimen wirken und die man auch sehen sollte. Sünde ist Sünde, wo immer sie begangen wird, aber gewiß ist, daß die Polygamie der Mormonen noch von manchem Gewissen durch ihre scheinbare Legitimität das Formelle der Sünde wegnimmt, was nicht der Fall ist in

Uebertretung christlicher Moral an so vielen von Gesetz und Oeffentlichkeit tolerirten Plätzen! Die Union sollte einschreiten, meinen Viele. Oh! die Union hätte zu thun, wollte sie den Beweis „ad absurdum“ niederschlagen, den die Menge der von der Einheit der wahren Kirche getrennten Sekten dafür ablegen, daß jede Trennung von der Mutterkirche zum Widerspruche mit den Grundgesetzen des Christenthums selbst führt. Es gibt eben kein konsequent durchgeführtes Christenthum, als in der Kirche. Es gibt keine konsequente Norm sittlichen Handelns, als die auf dem Naturrecht aufgebaute christliche Moral. „Ein anderes Fundament kann Niemand legen, als da gelegt ist, Christus Jesus“ (1. Cor. 3, 11.) und Christi, die Zeiten überdauerndes Werk, das Christenthum, ist eben aufgebaut auf den, zu dem er sprach: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen bau' ich meine Kirche.“ (Matth. 16, 18.)



XVIII.

Durch die Felsengebirge.

Nevada und Utah trennen zwei Goldstaaten von einander: Californien und Colorado, und ich befinde mich eben in des letztern Hauptstadt, welche bisweilen auch San Francisco, das Kleine, genannt wird. Ich komme soeben von der Kathedrale der unbefleckten Empfängniß zurück, woselbst ich heute früh, am 15. Jahrestage meiner Priesterweihe das heilige Opfer gefeiert, aber leider Msgr. Machebeuf, den apostolischen Vikar von Colorado, nicht getroffen, wohl aber durch Rev. R., einen früheren Alumnen des Salesianums, freundliche Aufnahme gefunden hatte. Gestern Abend neun Uhr traf ich nach einer ununterbrochenen Fahrt von 36 Stunden in der Kapitale des scenen- und goldreichen Colorado's ein und fuhr sofort zum „Windsor-Hotel", um von den Ermüdungen der langen Eisenbahnfahrt durch die Felsengebirge auszuruhen. Freilich muß ich heute etwas weiter ausholen und noch von einem Besuche erzählen, dessen Schilderung ich nicht mehr in den engen Rahmen meiner letzten Aufzeichnungen einzuzwängen vermochte. Obwohl ich meinen flüchtigen Aufenthalt in der Salzseestadt den „bleiernen" meiner Reise bezeichnete, so habe ich doch unter der freundlichen Leitung meines Freundes, Herrn G. K., alle Merkwürdigkeiten des neuen „heiligen Sion" in Augenschein genommen und durfte ich folgerichtig auch Utah nicht verlassen, ohne den Anblick vom „todten Meere" dieses „heiligen Landes" genossen zu haben.

Wir machten den Ausflug zu den öden Ufern und kühlenden Fluthen am schwülen Abende, in der Hoffnung, aus dem todten Gewässer etwas neubelebt empor zu steigen. Extrazüge bis an das Seeufer verlassen die Salzseestadt an Sommertagen beinahe jede Stunde und trotzdem waren die „Cars" wohlbesetzt von „Heiligen" und „Heiden", welche dem einen Ziele zuströmten. Daß wir zu den letztern gehörten,

DIEGO, *Spagnuolo*, Napoli sollevata. Narratione degli accidenti
a città dalli 7 luglio 1647 fino li 20 marzo 1648, descritta e
arti. Bologna, Dozza, 1650; in 4° perg. ...

BUFFALO

ANTELOPE

BIG HORN or MOUNTAIN SHEEP

COYOTES

BURROS

Aus der Thierwelt der Felsengebirge.



mochte schon jeder daraus schließen, daß wir ohne die dem Mormonen nie fehlende Begleitung luftig gekleideter „Ladies", dem allgemeinen Erholungsplatze zufuhren. Durch das Thal des Weberflusses, welcher vereint mit dem Bär- und Jordanfluß den Salzsee speist, gelangten wir bald an den Spiegel des großen Salzsees. Die Eisenbahn geht einige Meilen hart an seinem Rande hin, so daß man die Schatten der gegenüberliegenden Berge im Wasserspiegel sieht. Das Thal selbst reicht mit einer einförmigen, marschigen Grasebene an den See und zieht am diesseitigen Rande hin; drüben aber scheinen die Gebirge hart an den See zu treten. Der große Salzsee in Utah ist wirklich das „todte Meer" Amerika's und theilt mit dem gleichnamigen Meere Palästinas auch die gleichen chemischen Bestandtheile des Wassers.

Das Wasser enthält über 25 Prozent fester Bestandtheile, ist salzig und untauglich zum Gebrauche und weist keine Spur thierischen Lebens in seinem Innern auf. Der See, dessen Wasserspiegel 4200 Fuß über der Meeresoberfläche liegt, und 80 Meilen Länge, 36—50 Meilen Breite hat, wurde vor ungefähr fünfzig Jahren entdeckt. So „todt" die Ufer an und für sich sind, so belebt von einer tummelnden Menge sind sie jeden Nachmittag und Abend des Sommers. Musikbanden spielten ihre Symphonien, und zitternd über die Wasserfläche hin verloren sich die Tonwellen in der Ferne. Zelte und Bretterbuden, längs dem Ufer errichtet, sind von bunt gekleideten Haufen umdrängt, die nach Erfrischungen verlangen. Weite Holzbarrikaden, Bänke und Badeeinrichtungen erstrecken sich vom Ufer in die Seefläche hinein, um einer möglichst großen Anzahl den Luxus eines Bades in der „Salzsee" zu ermöglichen. Eine bunte Menge menschlicher Fische tummelt sich in ebenso buntem Badekostüme im Wasser längs dem Ufer. Der Genuß des Bades ist freilich ein ganz verschiedener von dem, den die Küsten des atlantischen Meeres in „Long Branch" oder des stillen Oceans in Monterey bieten, aber nach Vieler Urtheil übertrifft er jeden andern Badegenuß. Wir wollten das salzige Bad selbst versuchen, und noch lebhaft erinnere ich mich seiner sonst nirgends vorhandenen Eigenthümlichkeiten. Auch der Schwimmensunkundige darf sich getrost in die Tiefe wagen, denn er wird und kann nicht untersinken, da das Wasser ihn trägt und hebt. Stellenweise warnen weithin leserliche Inschriften vor Untertauchen, vor dem man sich, auf die Gefahr hin, zu ersticken, absolut zu enthalten hat. Salzig und ein Salzfisch ist man endlich im vollen Sinn des Wortes selbst, wenn man dem Bade entsteigt, und nur mit großer Mühe und mit wiederholtem Abwaschen durch Quell-

wasser kann man sich von der den ganzen Körper bedeckenden Salzkruste wieder befreien.

Das Bad hatte mir in der That wohl gethan, und neugestärkt konnte ich folgenden Tag Mittags 11 Uhr die „Denver Rio Grande" Bahn besteigen, die mich nun durch's Herz der Felsengebirge dem berühmten Denver zuführen sollte. Genannte Eisenbahn bildet allerdings nicht die direkteste Verbindungslinie zwischen Utah und dem Osten, aber wegen der höchst romantischen Gegend, durch welche sie führt, hat sie sich den Titel „The Scenic Route par excellence, die vorzugsweise scenenreiche Bahn" gesichert. Da sie eine sogenannte schmalspurige (Narrow Gauge) ist, wird sie von manchen auch als „Baby" Bahn bezeichnet. Schwül war's in den engen Waggons zum Ersticken, als wir die Salzseestadt verließen, und wenn ich auf die Plattform des Wagens trat um eine Erfrischung zu finden, trieben mich die sengenden Strahlen der Sonne bald wieder zurück in den fahrenden Kasten. Mit der Hitze vereinigte sich ein nichts weniger als erbauliches Gespräch und Benehmen der Insassen, welches uns nur zu deutlich bewies, daß wir noch das Land der „Heiligen" durchfuhren. Eine Entschädigung dafür bot das nun sofort sich eröffnende herrliche Panorama, das an Schönheit ständig zunahm und, vom Schleier der Nacht unserm Auge zeitweilig verhüllt, am Morgen nur um so großartigere Partien aufwies.

Zuerst durchzieht der Zug „Salt Lake Valley", ein äußerst fruchtbares Gelände. Kaum ist dieses entschwunden, folgt die Lokomotive treulich den Windungen des Jordanflusses, der vom Utahsee nördlich dem Salzsee zuströmt. Jetzt öffnet sich die enge Straße und das Dampfroß durchfliegt ungehemmten Laufes die weite, fruchtbare, von Weinreben und Obstbäumen in einen Garten umgewandelte Ebene des Utah-Thales. Es ist der letzte Anblick einer niedlichen Landschaft, bevor die Majestät und die Schrecken der Felsengebirge uns in eine andere Welt hinüberzaubern. Schon läßt das Schnauben des unermüdlichen Dampfrosses erkennen, daß mit dem zunehmenden Abend auch die Steigung begann. Noch bevor die Dämmerung das Studium der Scenerie unterbrach, hatten wir bereits mehrere der hohen und langhingezogenen Schneeschutzwände (Snow Shades) passirt, welche die Bahnlinie von Schnee und Lawinen, so viel als möglich, freihalten sollen.

Als ich noch in Europa war, wollte es mir sonderbar vorkommen, wenn ich hörte, daß man in Amerika keine Bahnwärter habe, die von Station zu Station aufgestellt, eine Strecke des Geleises zu besorgen, die Straßenabschlüsse zu öffnen und zu schließen, beim Anrücken des

Zuges militärisch sich selbst zu postiren hatten. Das Alles ist hier unnütz, ja unmöglich, da es sich weder bezahlen würde, eine solche erforderliche Zahl von Trabanten längs der Linie aufzustellen, noch überall die Gegend wirthsam genug wäre für irgend eine auch die nothdürftigste Ansiedelung. Die Bahnstrecke ist solid angelegt; eiserne oder stählerne Schienen bilden den Weg, welchen bestimmte Commissionen von Zeit zu Zeit befahren, und zur Wegräumung unvorhergesehener Hindernisse trägt ja das Dampfroß selbst den erforderlichen Apparat unmittelbar vor sich hin. Das System der Selbsthilfe ist hier auch von der Lokomotive praktizirt. Protektion und Bevormundung scheint Manchem nothwendig, der nie gelernt, sich frei zu bewegen und sein eigener Beschützer zu sein. Ich habe auf meiner 5000 Meilen umspannenden Tour das Blasen keines Hornes gehört, noch das Fähnlein eines uniformirten Bahnwächters erspäht, aber bin ebenso sicher, ebenso bequem und nur viel schneller gereist.

Wir sind nun im Gebiete der Felsengebirge und noch ist's mir, als starren steif und kahl die endlosen Granitwände zum Himmel. Stundenlang am folgenden Tage sah das Auge nichts als Felsengrund, Kieselhaufen, Steinformation, während das Ohr dem intensiven Toben der Lokomotive und seinem Echo in der engen Felsenstraße bis zur Ermüdung lauschen mußte. Bereits schon einmal auf meiner westlichen Tour habe ich die Felsengebirge durchstochen, aber die Durchfahrt an der Grenze von Montana und Idaho, ging doch nur durch deren nördliche Ausläufer, während wir jetzt das Herz der „Rocky Mountains" mit glühendem Eisen durchstachen. Richtig bezeichnet ein Geograph den amerikanischen Continent von zwei mächtigen Gebirgssystemen durchzogen, welche selbst wieder durch das größte Flußsystem der Welt von einander getrennt werden. Jedes dieser Systeme nimmt einen Drittheil des Continentes ein. Das östliche Drittheil umfaßt die Alleghany-Gebirge mit ihren Ausläufern; das mittlere den Missisippi mit seinem ungeheuern Stromgebiet und das westliche bis zu den Ufern des stillen Oceans nehmen die Felsengebirge ein, die von Mexiko nach Norden streichend, zwei Hauptketten bilden. Die eine kleinere durchzieht Californien und Nevada, Oregon und das Washington Territorium bis nach Canada; die zweite Kette hingegen zieht nahezu zweitausend Meilen von den pacifischen Küsten entfernt durch den Staat Colorado und die Territorien Wyoming und Montana.

Diese letztere Kette in ihren nördlichen Ausläufern passirte ich in Montana und durchfuhr ich jetzt in Colorado auf der Denver Rio

Grande Eisenbahn. Die Nacht hatte uns bereits aus dem Territorium Utah nach Colorado versetzt; „Castle Gate“, das Felsenthor, wenn ich die zwei nahestehenden Felswände so nennen kann, zwischen welchen Zug und Fluß tobend und schäumend sich durchzwingen, war bereits hinter uns und der nur zu dienstfertige „Schwarze“ unserer „Pullman Sleeping Car“ hatte mich schon früh um halb fünf Uhr mit der Bemerkung aus dem Schlummer geweckt, daß wir uns dem „Black Cannon“ nähern. Ein wohlthuender Schlummer hatte mich eben die Reisestrapazen etwas vergessen lassen und ich fühlte mich gleich beim ersten Aufwachen fast versucht, den schwarzen Wecker selbst in's schwarze Cannon zu wünschen. Nach und nach aber ward's im Schlafwagen unruhig; Alles eilte im Anziehen und kaum war die nothdürftige Toilette vollendet, so verließ man den Wagen, um in der am Ende des Zuges angehängten, offenen „Observation-Car“ Platz zu nehmen. Wie ich daselbst anlangte, rollte der Zug bereits mitten durch diesen Engpaß, den der Amerikaner als „The Black Cannon of the Gunnison“ bezeichnet. Die Felsengebirge weisen eine ganze Reihe solcher Engpässe auf. Selbstverständlich war unser ganzes amerikanisches Reisepersonal in stetiger und steigender Verwunderung und Entzückung, ob dem Anblick der stolz emporstarrenden Felswände, der kühnen Windungen des Flußgebietes und des Schienenweges und dem andauernden Panorama einer wilden und trotzigen Gebirgs- und Felsenwelt.

Ich leugne nicht deren Großartigkeit, aber die kahle Monotonie auch dieser Bergpässe ließ mich doch oft Vergleiche ziehen zwischen diesen Bildern und den bezaubernden und bei weitem wechselvolleren Scenerien, wie sie die schweizerische Alpen- und Gebirgswelt im Berner Oberland, im Enggadin und im Walliser Lande bietet. Die Durchfahrt der Felsengebirge ist gewiß schön und hochinteressant, aber amerikanische Uebertreibung ist es dennoch, wenn Reiseführer und Reisehandbücher sie als das Großartigste in der „Welt“ darzustellen versuchen. Wer zwar an amerikanische Schilderungen und Anpreisungen gewohnt ist, weiß, was die „Welt“ hier bedeutet, aber man sollte sich doch hüten, die Großartigkeit irgend einer Sache auf Kosten der Wahrheit heben zu wollen. Amerika ist so groß und Alles, was sein Sternenbanner überschattet, so gewaltig, daß wir durch Uebertreibung in den Schilderungen seiner Herrlichkeiten nur der wahren Größe Eintrag thun. Von dieser Morgenstunde an, bis Nachmittags, wo wir Pueblo zufuhren, war dem Auge beinahe stets das Bild wilder Gebirgsgegend geboten. Mächtige Felswände erhoben sich zeitweise zu

78. ECLOGAE LEGATIONUM. Dexippi Atheniensis; Eunapii S tricii et Magistri, Prisci Sophistae, Malchi Philadelphiensis toris (GRAECE). Cum corollario excerptorum è libris DIODO XXI-XXVI

Royal Gorge-Paß längs der Denver- und Rio Grande-Eisenbahnlinie.



beiden Seiten, bedeckt mit Gras und zwerghaften Pinien, während überhängende Grate dem darunter hinwegeilenden Bahnzug mit augenblicklichem Verderben drohen. Zur Linken und tief unter dem Schienenwege strömt und schäumt durch ein felsig enges Bett der „Gunnison“. Die kleine Maschine, die den Zug auf der felsigen Straße vorwärts zieht, keuchte und stöhnte, die Wagen krachten und zitterten bisweilen, als fürchteten sie sich, weiter in dieses Reich der Gnomen vorzudringen. Aber immer vorwärts ging es zwischen den Bergen hin, bis zuweilen wieder das Geleise und der Fluß sich näherten und eng aneinander schmiegten, um nunmehr einige Zeit wieder gemeinsam weiterzuziehen. Oft scheint nur die Wahl geboten zu sein, entweder von den Felsen zerdrückt oder von den Fluthen des Wildstromes verschlungen zu werden. Bald bedeckt eine wilde Vegetation von Pinien die Abhänge vom Gipfel bis zur Sohle, aber diese Bäume sind gebrochen von Stürmen und herabplätschernden Wassern, verbrannt und gespalten von Blitz und Ungewitter. Bald treten öde, frostige Felsen aus den senkrechten, viele Tausend Fuß hohen Wänden und Abhängen in phantastischen Formen über Bahn und Fluß. Gewaltige Trümmer, durch den Dynamit der Ingenieure aus dem Weg geräumt, liegen im Flusse, stauen das Wasser und scheinen zu sagen, daß die Bombenhelden und Anarchisten von Chicago und anderwärts am besten zur Zwangsarbeit in solchen Felsengegenden verwendet werden dürften.

Ich gestehe freilich nur allzugerne ein, daß um alle Merkwürdigkeiten der Felsengebirge, der Colorado Goldregion und ihrer Naturschönheiten zu würdigen, zu schätzen, zu genießen, man zu Fuß, zu Pferde oder in der Reisekutsche dieses weite Gebiet durchstreifen müßte. Nur im dahineilenden Zuge durchflog ich Colorado, ja viele seiner Hauptherrlichkeiten, wie den „Berg des heiligen Kreuzes“, den „Garten der Götter“, die vielbesuchten und vielgefeierten Wasser- und Vergnügungsplätze von Colorado Springs und Manitou bekam ich gar nicht zu Gesichte, sondern hörte oder sah sie nur erwähnt in Schilderungen und Gesprächen. Wer kann die Welt und ihre Herrlichkeiten alle sehen! Wird nicht auch das Auge müde vom Schauen und war nicht das meine bereits berechtigt, sich müde zu fühlen? Colorado würde an und für sich selbst genug des Sehenswerthen bieten, um einen Touristen für Wochen und Monate zu beschäftigen, ja zu fesseln.

Dieses gewaltige Territorium, Colorado, das im Flächenraum seiner 105,000 Quadratmeilen die höchsten Erhebungen der Felsenge-

birge einschließt, wurde im Jahre 1876 zum Staate erhoben. Ursprünglich zu Kansas gehörend, führte es seit seiner Entdeckung durch die Spanier 1540 den Namen ihres Capitäns Coronado. Erst die Jahre des Goldfiebers gaben dem Lande die neue Benennung „Colorado" oder „Hochroth". Längst bevor die Spanier dieses Gebiet entdeckten, war es von den Tolteken, einer Menschenrasse bewohnt, die spurlos verschwunden, aber noch merkwürdige Reliquien von Bauwerken und Geräthen als Beweise ihrer Cultur hinterlassen. Im 13. und 14. Jahrhundert erschienen, man weiß nicht woher, die Azteken, welche, als Fernando Cortez einherzog, ihm entgegen zogen, um den Thron Montezuma's zu schützen, aber in der Schlacht bei Mexiko vernichtet wurden. Erst der Spanier erschloß das Land wieder der Civilisation, aber noch heute sind von den 26 „Counties" des Landes bloß die östlichen bevölkert, während Tausende von Quadratmeilen zwischen den Felsengebirgen brach liegen und einzelne Strecken nur dem Utahindianer als Reservationen zugewiesen sind. Man nennt Colorado häufig auch die „amerikanische Schweiz", obschon einzelne Thäler Colorado's groß genug wären, die ganze Schweiz aufzunehmen. Diese Thäler nennt man hier „Parks" und unterscheidet zumal vier, durch enorme Größe, Fruchtbarkeit und Goldreichthum ausgezeichnet. Nirgends in Amerika soll die Atmosphäre reiner, frischer und trockener sein, als in Colorado. Der Himmel Colorado's ist während des ganzen Sommers wolkenlos und Nebel und Feuchtigkeit beinahe unbekannt daselbst. Selten regnet es und noch viel weniger schneit es, während Monate lang das prachtvollste Wetter herrscht. Gold, Klima, Heilwasser, Obstreichthum, Sceneriewechsel, Gebirg und Thal — sind das nicht alles eben so viele magnetische Kräfte, welche dem ungeheuren Gebiete Bewohner, Ansiedler oder wenigstens Besucher zuziehen mußten und müssen? Der Eine sucht in Colorado Reichthum, der Andere Gesundheit; der Eine Erholung, der Andere Erweiterung seiner Länderkunde; der Eine kommt Geld zu machen und der Andere Geld zu verschwenden. Die großen Bad- und Heilorte von „Colorado Springs" und „Manitou" wimmeln Sommer und Winter von Besuchern und senden Karavanen von Touristen in die entfernteren Regionen der Romantik und Gebirge. An allem dem hatte mich der eilende Zug vorbeigeführt und mir keine Minute Zeit gelassen, in den „Garten der Götter" auch nur einen Blick zu werfen. Die Nacht war bereits wieder herein gebrochen, als ich in Colorado's Hauptstadt, dem vielbesuchten „Denver", Abends 9 Uhr einfuhr und bald darauf im großartigen „Windsor Hotel", die

erwünschte Ruhe fand. Der Hochwürdige Herr R., ein ehemaliger Theologe des Salesianums, hatte mich zwar am Bahnhof erwartet, um mich zur Kathedrale, resp. bischöflichen Residenz zu führen. Gewohnt, seinen ehemaligen Professor nur unter dem Schatten seiner „Stove-pipe"[1]) zu sehen, hatte er vornehmlich im Fremdengemenge nach diesem Wahrzeichen geschaut und so ganz richtig mich vermißt, da ich mich für die Reise unter eine leichtere und niederere Bedeckung gestellt hatte. Mir war es nicht unerwünscht, denn nach mühevoller Reise pflegt man in der Regel lieber als sein eigener Herr der ungestörten Ruhe, als daß man sich erst unter fremdes Dach durch Höflichkeiten und Empfehlungen einführen läßt. Ich habe bereits bemerkt, wie ich heute früh meinen ersten Gang zur Kathedrale machte und daselbst das 15. Anniversarium meiner Priesterweihe beging. Kaum hatte ich den Pflichten der Devotion Genüge gethan, als Se. Hochwürden Herr R. in doppelter Freude, mich dennoch, wenngleich ohne „Stove-pipe" erwischt zu haben, mir seine kundigen Führerdienste durch Denver, zumal durch katholisch Denver anbot.

Vom Morgen bis zum Abend, woselbst ich planmäßig wieder mein eilendes Nachtlager im Zuge besteigen wollte, mußte ich nun herumfahren, alle Hochwürdigen Herren der Bischofsstadt, alle seine Kirchen, Convente und Klöster besuchen, so daß ich des Besuchens und Händeschüttelns beinahe müde wurde. Ich muß gestehen, daß die vielen und theilweise schönen Gotteshäuser, die herrlich angelegte „St. Marys Academy" der Schwestern von Loretto, die vorzüglich eingerichteten Häuser vom guten Hirten und das „Union Pacific Railroad Hospital" von den Schwestern vom heil. Franziskus bedient, mir eine sehr günstige Meinung vom Bestand und Blühen des Katholicismus in Denver beibrachten. Die Herren, die wir besuchten, waren alle äußerst freundlich und nicht ohne freudige Ueberraschung traf ich in einem der Priesterhäuser die zwei unermüdlichen, mir längst bekannten Missionäre der Gesellschaft Jesu, P. D. und P. V. d. E., die eben in Denver den Dienst des apostolischen Wortes versahen. Schade nur war es, daß Colorado's Pionierbischof, Msgr. Machebeuf, abwesend war, denn der seeleneifrige und greise Oberhirte dieses Gebietes ist gewiß selbst eine Hauptmerkwürdigkeit Denvers.

Von der Stadt selbst will und kann ich nicht gerade viel berichten. Worin unterscheidet sich denn in der Regel eine größere Stadt der

1) „Ofenröhre", oder wie wir uns ausdrücken: „Cylinder".

Union von der andern? Sie gleichen sich, wie die weißen und rothen Streifen des amerikanischen Banners. Denver liegt an dem South Platte River, einem der größten Nebenflüsse des Missouri. Er windet sich um den untern Theil der Stadt, breit und wildbewegt von bedeutender Wassermasse. Vor zwanzig Jahren wurde daselbst die erste Hütte gebaut und heute dürfte Denver an 50,000 Einwohner [1]) zählen. Zwar heißt es, daß gerade während der letzten Jahre die Bevölkerung bedeutend gesunken, und so viel ist gewiß, daß auf ein sicheres Wachsthum oder Stehenbleiben der Bevölkerungszahl eben deshalb nicht gerechnet werden kann, weil das Minenwesen, so unsicher in sich selbst, Alles bedingt. Noch heute haftet der Physiognomie der Stadt etwas Unvollendetes, Neues, Unreifes an und ist es, wie ich es bereits einmal genannt, auch in der Beziehung San Francisco, das kleine.

Des Bleibens und Rastens jedoch war für mich nicht mehr. Obwohl ich die ganze vorletzte Nacht durchfahren, so ging doch mein Plan dahin, auf der Union Pacific gleich in der folgenden Nacht den Rückweg vom fernen Westen bis zum Missisippi zu vollenden. Meine Hochwürdigen Freunde gaben mir noch selben Abends, als Denvers Straßen bereits vom elektrischen Lichte beleuchtet waren, das Geleite zur Bahn und ehe ich mich versah, war mein, mir bereits gewohnt gewordenes Nachtquartier, der „Pulman Sleeping-Car“ wieder im Rollen zum weiten Durchflug der Prairien von Kansas.

---

1) Heute 107,000 Einwohner.



XIX.

Colorado und Kansas.

Der von mir schon mehrerwähnte Parkmann hat in seinem Bande: „The Oregon trail. Sketches of Prairie and Rocky Mountain life, Streifzüge nach Oregon. Scenerien aus dem Leben in den Felsengebirgen und auf den Prairien," auch ein Kapitel, betitelt: „Fort Leavenworth". Nach seiner Erzählung war das genannte Fort, welches auch der nachbarlichen Stadt den Namen gegeben, noch ein vereinzelter, fester, in die große amerikanische Wüste vorgeschobener Festungsplatz und heute schon, kaum einige Jahrzehnte später, ist die Stadt Leavenworth bereits eine mächtige Fürstin des üppigsten Staates der Union und steht ihr, wie man sagt, die Ehre einer katholischen Metropole in kaum zweifelhafter Aussicht. Jetzt habe ich meine westliche Bahn heimwärts bald vollendet und in der That selbst erfahren, daß nicht bloß die Pferde eilen, wenn's nach Hause geht, sondern auch Menschen und zumal der gesättigte und ermüdete Tourist. Ich hatte den amerikanischen Westen nun so ziemlich gesehen. Eine gewisse Müdigkeit, die sich zuerst in der Salzseestadt fühlbar machte, schien sich noch vor Ankunft in Leavenworth wieder geltend zu machen. Kein Wunder, daß ich Samstag Abend mein endliches Eintreffen hierselbst freudig begrüßte und doppelt die Gemüthlichkeit schätzte, welche mich in der bischöflichen Residenz, in dem mir vom Hochwürdigsten Bischofe F. von Leavenworth selbst offerirten Absteigequartier umgab.

Es ist doch was Herrliches und Großartiges um die Eisenbahnen, diese mächtigen Bahnbrecher der Kultur in Amerika, vor denen die Distanzen verschwinden, als bestünden sie nicht. Während man in Europa nur Städte und Gegenden mit einander verbindet, deren Bevölkerung einen ansehnlichen Verkehr erwarten läßt, ist es in Amerika umgekehrt. Man baut die Eisenbahnen durch die wüstesten Länder-

strecken, ohne im Anfang auch nur auf einen Passagier rechnen zu können und die Lokomotive erst schafft den Weg und zieht das Leben im Gefolge in die einstige Oede und Wüste hinein. Ich habe einstens in Dakota mit eigenen Augen einen sogenannten „Construction-Train" gesehen, d. h. einen Zug, der stufenweise, auf der erst von seinen Insassen, einer Arbeiterkolonne, zu schaffenden Straße in unwirthliche Gegenden vorwärts rückt und deshalb für die Arbeiterschaar Schlaf- und Proviantwagen in sich schließt. Nur so war die rapide Ansiedlung des nordamerikanischen Continentes ermöglicht. Die Eisenbahnen leisteten dem Staate, dieser den Eisenbahncompagnien durch Verleihung einer bestimmten Ausdehnung Land längs der Bahnlinie den größten Vortheil. Die den Eisenbahncompagnien bewilligten Länderstriche sind jedoch, wie der Leser wissen dürfte, nicht durchaus Eigenthum derselben, sondern die etwa zwanzig Meilen breiten Streifen werden in Schachbrettvierecke von einer Quadratmeile Größe eingetheilt und nur die weißen Felder werden in die Landbewilligung eingezogen, während die schwarzen Felder Eigenthum der Regierung bleiben. Selbstverständlich wenden die Eisenbahngesellschaften alle Mittel an, um ihr Land an gute Farmer zu verkaufen, im eigenen Lebensinteresse das Land zu bevölkern und aus dem größern Verkehr von Personen und Frachten ihren Vortheil zu ziehen. Da der Staat in seinem Interesse dasselbe thut, so folgt buchstäblich Leben, Wohlstand, Civilisation dem Dampfroß auf dem Fuße.

Und wie üppig ist dies Leben ihm gefolgt in diesem weiten Gebiete, das zwischen Missouri und Utah in noch nicht ferner Vergangenheit als „the great American desert, die große amerikanische Wüste" bezeichnet wurde! Die Strecke, die ich von Denver bis Leavenworth in ungefähr 26 Stunden durchfuhr, ward einst in namenlosen Mühen und Anstrengungen von den Karavanen der ersten Ansiedler durchzogen und von den auf fliegenden Rossen dahin eilenden Boten der „United States Mail" durchmessen, wenn nicht ein Indianerangriff den Marsch der Karavane hinderte oder deren Pfeile den fliegenden Boten niederstreckten.

Hinter Fort Leavenworth dehnte sich der Ocean der Prairien in ähnlicher Weise aus, wie in Dakota, aber fast interesselos durcheilte ich ihn auf dem Dampfschiffe der Wüste. Die Nacht, bei deren Einbruch ich die Fahrt wieder aufgenommen, und mit ihr das Gebiet von Colorado war entschwunden. Den ganzen folgenden Tag bis Abends ging es unaufhaltsam durch den aufblühenden Staat Kansas. Was der

Dichter singt von Columbus: „Westlich fliegt die Weltgeschichte, du als Herold kühn voran," kann hier in vollendeter Wahrheit auf die Lokomotive angewendet werden. Hier sieht man geradezu, wie die Civilisation wächst und vor dem beobachtenden Auge sich verbreitet und entfaltet. Wie selten irgendwo früher, beobachtete ich hier, von meinem Wagenfenster aus oder auf der Plattform der Pullman-Car stehend, die Umgebung messend, Amerika's zauberhaftes Wachsthum.

Gegenden, die noch vor zehn Jahren der Sitz wilden Indianerlebens waren, auf denen Buffalo- und Antilopenherden, gefolgt von Panthern und Wölfen, umherschweiften, sind nun, wie ich mit Augen sah, Sitze aufschießender Kultur. Die Ansiedelung schreitet mit Riesenschritten gegen Westen, schneller als das Auge des Reisenden ihr folgen kann, und darum treten auch dem Touristen bei jeder Wendung neue Ueberraschungen vor das Auge. In Kansas zumal hat die prophetische Wandlung der Wüste in einen fruchtbringenden Garten stattgefunden.

Kansas steht oben an unter den Territorien, die dem rothhäutigen Indianer entrissen und der Cultur zugänglich gemacht wurden. Die 81,000 Quadratmeilen Landes, in den Stromgebieten des Kansas, welche gegenwärtig den blühendsten Agrikulturstaat Amerika's bilden, lagen im Centrum der großen Wüste. Und doch vollzog sich die staunenswerthe Entwickelung. Der Boden von Kansas wurde von Europäern zuerst im Winter 1541 betreten. 140 Jahre später gelangte La Salle an den Mississippi und nahm von dem Vater der Ströme, wie von dem angrenzenden Territorium Besitz für den König von Frankreich, Ludwig XIV., und taufte das Land Louisiana. Diese Provinz, welche unter ihrem Areale von mehr als einer Million Quadratmeilen auch den jetzigen Staat Kansas einschloß, wurde endlich 1803 um den Preis von 23 Millionen Dollars von Frankreich gekauft. Gleichwohl ging die Ansiedlung erst nur langsam von statten und Leavenworth, Atchison, Topeka, Lawrence sind die wenigen Plätze von Bedeutung, von denen man hörte. Ein Guerillakrieg zwischen den Pionieren der Cultur und den sklavereifeindlichen Nordischen sättigte die Erde von Kansas mit Blut. Endlich siegte aber die Freiheit über Sklaverei und Kansas ward 1861, damals mit 170,000 Einwohnern ein Stern im blauen Feld — ein Staat. Heute nach zwanzig Jahren ist der östliche Theil des Staates schon reich, die westlichen Theile schon ziemlich bevölkert. Einwanderung von Europa trug zum Aufbau und zur Blüthe des jungen Staates bei. Der Staat mit seinem prächtigen

Boden, seinem Eisenbahnsystem bietet für den Einwanderer die größten Vortheile. Platz ist noch da für Millionen. Der Staat besitzt innerhalb seiner Grenzen 52 Millionen Acker, von denen vielleicht nicht zwanzig bebaut sind. Kein Wunder, daß ich, durch die Fahrt von bereits 15 Stunden schon weit in's östliche Kansas vorgerückt, keinen ehemaligen Bewohnern der Prairienwüste mehr begegnete.

Der Indianer und mit ihm der Buffalo, die Heerden von Antilopen und Elenthiere, die ich noch im Norden Dakota's erspähte, selbst das Prairiehuhn und die Prairiehunde — Alles schien die frühere Heimath verlassen zu haben, verschwunden zu sein, und nur die auch bei uns in Wisconsin nicht seltene, weithin gefürchtete, hier in Kansas noch viel häufigere Stinkkatze ließ uns einmal im dahinrollenden Zuge ihre Nähe fühlen. Die viel und magisch beleuchteten „Prairiebilder", wie Büffelheerden, die mit der Lokomotive um die Wette rennen, Schaaren von Wölfen, die in lichter Sternennacht den Mond anbellen, ein Meilen weit hinlodernder Prairiebrand u. s. w., mußte ich mir ebenso in der Phantasie vergegenwärtigen, wie der, welcher den nun kultivirten Boden von Kansas nie betreten oder durchfahren. Eines Bildes freilich und zwar eines Prachtbildes genoß ich, als bei meiner Ankunft in Leavenworth die untergehende Sonne ihren feurigen Strahlenregen über die Stadt und den durch sie dahinrauschenden Missouri warf. Alles, was ich sah, so weit das Auge reichte, war bebaut und zeugte von Leben und Entwickelung. Leavenworth, die künftige Metropole von Kansas[1]), welcher die neu projektirten Diözesen im Innern des Staates zu Wichita und Concordia unterstehen werden, lag in der Ruhe des Sonnabends vor mir.

Es war um diese Zeit, als ich daselbst abstieg und den beweglichen Boden wieder mit festem Grund vertauschte. Von Herrn Diakon N. im Namen des Herrn Bischofs empfangen und zu seiner stattlichen Residenz geführt, genoß ich sofort lang ersehnter und gemüthlicher Erholung, lustwandelten wir doch mit Bischof F. in der kühlen Nachtluft bis spät in seinem Garten. Hier war es nun, wo ich folgenden Tages (Sonntag nach der Oktav von Mariähimmelfahrt und Fest des reinsten Herzens Mariä) als am Anniversarium meiner Primiz, in der herrlichen Kathedrale von der unbefleckten Empfängniß das sonntägliche Hochamt sang, assistirt von den liturgischen Offizianten, welche sämmtlich

1) Meine Prophezie ist hier nicht realisirt worden. Der Bischofssitz selbst ist im Laufe der Zeit in das mehr versprechende Kansas-City verlegt worden.

Theologen des Salesianums waren, nämlich der nun Hochwürdigen Herren N., J., H. und B.

Das ist einmal eine Kathedrale, dachte ich, als ich durch die hohe, dreischiffige, imposante heilige Wölbung schritt, um das Weihwasser des „Asperge" zu spenden. Es wäre in der Regel eine arge Enttäuschung die Folge, wenn der Fremde mit großen Erwartungen vor oder in eine amerikanische Kathedrale träte, denn gar oft sind diese noch unvollendeter und geringer, als manch' eine Pfarrkirche derselben Stadt. Monumentale Bauten, wie die Kathedralen von New-York, Boston, Philadelphia gehören noch zu den Seltenheiten, wie es eben das Jugendalter der Kirche hier zu Lande mit sich bringt. Während die langsame Entwickelung einer Stadt in europäischer Vorzeit für Jahrhunderte sich mit einem Gotteshause in einer Stadt begnügen konnte; während die kunstreichen Dome des europäischen Continentes meistens das Werk fürstlicher Munifizenz oder die Schöpfungen reich dotirter Stifte und Convente waren; während die herrlichsten solcher Denkmale der Kunst vorherrschend zur Glorie Gottes und weniger oder erst in zweiter Linie zum Dienste des praktischen Bedürfnisses, der Pastoration und des Seelsorgedienstes erstellt wurden, hat gerade dieses Bedürfniß in Amerika die ersten Kirchen erstellt, eine zweite Kirche oft nöthig gemacht, bevor an Vollendung der ersten in Styl und Schmuck gedacht werden konnte, und so den Gedanken an monumentale Bauten gänzlich aus dem Geiste apostolischer Männer verbannt. Der apostolische Bahnbrecher, der Pionierbischof, der erste Säemann des Gotteswortes, dringt in die Wildniß vor, erbaut sich sein Kirchlein, die Kathedrale steht und erst die Zeit wird dem Wesen auch die äußere glänzende Form vermitteln. Gut sogar, füg' ich bei, wenn die Sucht nach monumentalen Bauten nicht das geistige Streben hemmt, den apostolischen Eifer versteinert oder Gemeinde und Kirche in Schulden stürzt. Wichtiger, als kunstgerechte Gotteshäuser ist eine genügende Anzahl solcher für die Gläubigen und nothwendiger auch das einfachste Schulhaus, zum Aufbau einer künftigen gläubigen Generation, als der prachtvollste Schmuck des Kircheninnern. Nirgends, wie in Amerika begreift man so sehr das große Wort Cardinal Manning's: „Kein Gedanke an eine neue Kathedrale von Westminster, bis auch die kleinste und ärmste katholische Mission ihre eigene Schule hat." Sind nicht gerade manche der schönsten kirchlichen Monumente Europa's, emporragend über entweder profanirte, abgefallene oder säkularisirte Stätten, traurige Wahrzeichen, daß Versteinerungen fortbestehen können, wenn auch der sie

schaffende Geist geschwunden! Wie die Brickgebäude unserer Städte nach und nach die Holzhäuser verdrängen und Steinpaläste erstehen, wo elende Hütten gestanden, so wird auch mit der Zeit das erstarkende kirchliche Leben Amerika's seine monumentalen Bauten und Denkmäler finden. Ein Beweis hiefür und zwar ein in den fernen Westen vorgeschobener Beweis hiefür ist die ansehnliche, geräumige, imposante Kathedrale von Leavenworth, in deren Bau und Ausschmückung sich die zwei Bischöfe des Sitzes, der selige Bischof Miege und der gegenwärtige Bischof Fink — ein Sohn des heil. Ignatius und des heil. Benediktus — ein Monumentum aere perennius erstellt.

Ich hatte mich im gastlichen Bischofshause bereits wieder so viel von den Strapazen erholt, daß ich beschloß, die mir noch zu Gebote stehende Zeit zu kleineren Excursionen nach mehreren dem Bischofssitze nahen klösterlichen Niederlassungen desselben Benediktinerordens zu benützen. Wie einst in Deutschland und England, so tragen auch heute im Gebiete der Union mehrere Söhne des heil. Benedikt die bischöfliche Inful wie Bischof Fink von Leavenworth, Bischof Seidenbusch[1]) von Minnesota und Bischof Marty von Dakota[2]). Noch innerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Diözese von Leavenworth befindet sich das schöne Stift Atchison mit einem blühenden College. Eine schöne, gothische Kirche steht dem Convent zur Seite. Der Hochwürdigste Abt Wolf hatte selbst die Freundlichkeit, mich nicht bloß in den Räumlichkeiten des schönen Stiftes, sondern in ganz Atchison herumzuführen und namentlich auch die herrlich gelegene Schwesternakademie inspiziren zu lassen. Die von ihrem Oberhirten nun verlassene Bischofsstadt St. Joseph[3]) hat zum Beschützer ihrer weiten, zeitweilig verlassenen Kathedrale einen schweizerischen Sohn des heil. Benedikt, den Hochwürdigen P. Ignatius Frowin aus dem Stifte Einsiedeln und Bruder des Abtes von Conception, Mo[4]). Von St. Joseph eilte ich mittelst der Bahn nach dem nicht sehr entfernten Maryville in der Absicht, die andere Filial-Abtei des schweizerischen Stiftes Engelberg zu besuchen. Da ich mich bis Abends daselbst aufhalten mußte, hatte ich Gelegenheit im freundlichen Geleite der zwei hier stationirten Benediktinerväter die Abhaltung einer ländlichen „Fair" in Amerika mitanzusehen und einem damit verbundenen Pferderennen beizuwohnen.

1) Seither gestorben.
2) Bischof Marty nun Bischof von St. Cloud.
3) Die Diözese und Stadt hat seither wieder ihren eigenen Oberhirten.
4) Jetzt Benediktinerabt von Subiaco, Arcansas.

So war es spät Abends geworden, als ich in „Conception-Station" ausstieg und die volle Mondscheibe goß ihren fahlen, aber lieblichen Glanz auf die scheinbar endlose Ebene, über welche ich im Klosterfuhrwerk zum Stifte Neu-Engelberg oder „Conception" fuhr. Dieses Stift, unter dem Titel der „Unbefleckten Empfängniß Mariä" erbaut, ist wie das St. Benedikts-Priorat Neu-Engelberg in Oregon, eine Filiale und zwar die ältere und ursprüngliche des schweizerischen Alpenstiftes Engelberg. Hatte ich die jüngere Schwester an den Gestaden des stillen Meeres besucht, so durfte ich an der ältern gewiß nicht theilnahmlos vorübergehen. Leider wußte ich zum Voraus, daß es mir nicht vergönnt sein würde, den Hochwürdigsten Herrn Abt selbst zu treffen, der wohl eben von Europa eingetroffen, aber erst für die kommende Woche im Stifte zurück erwartet wurde. Seiner Lage nach ist „Conception" von „Mount Angel" wesentlich verschieden. Liegt die jüngere Schwester in einer von Hügeln umgebenen Ebene, so steht die ältere gleichsam allein auf weithin gezogener fruchtbarer Prairie. Als ich im Mondscheine über diese dunkle Fläche dahin fuhr und endlich des Stiftes mit seinen erleuchteten Fenstern ansichtig wurde, da kam mir der in Dunkel gehüllte Bau vor, wie ein riesiger atlantischer Dampfer, der bei Nacht über die beschatteten, ruhigen Fluthen des Oceans dahin segelt. Wie herzlich war auch hier wieder Begrüßung und Empfang! Ob in Oregon oder in Missouri, derselbe freundliche Gruß, dasselbe trauliche Heim und dasselbe wohlbekannte Ordensgewand der vaterländischen Stifte. „Conception" ist, wie ich folgenden Tages ersah, ein stattlicher Ziegelsteinbau und an einer Seite lagen bereits die soliden Fundamente und erstehenden Grundmauern zu einer nach dem Plan herrlichen Stiftskirche der Unbefleckten Empfängniß [1]). Hätte ich des Hochwürdigsten Abtes Conrad Frowin ausgezeichnete Persönlichkeit nicht schon durch Reputation gekannt, so hätte ich von der strammen Disciplin, dem heiligen Ernste und der damit gepaarten aufrichtigen Freundlichkeit, die mir überall im Klosterinnern entgegentrat, auf seine Vortrefflichkeit als Vorstand einer so geistestüchtigen Genossenschaft zurückschließen müssen. Auch dieses Stift ist in geistiger, wie selbst irdisch civilisatorischer Bedeutung eine Burg des Heiles für eine weite Umgebung und ein Brunnen, von dem aus die Wasser einer

---

1) Seither ist die herrliche Basilika vollendet worden, in deren reich geschmücktem Innern unter einem majestätischen Baldachinaltare ich am 15. August 1893 sechs Söhnen des heil. Benedikt die Priesterweihe ertheilte.

geistigen Irrigation erquickend und belebend auf das dürre Erdreich materiellen Lebens und zeitlicher Entwickelung ausströmen.

Wie „Mount Angel" in Oregon, so hat auch „Conception" in nicht weiter Entfernung eine Schwesternkolonie, woselbst die Töchter des heil. Benedikt vom Mutterhause Maria Rickenbach in Unterwalden eine ziemlich besuchte Töchterschule unterhalten und nebenbei, wie zu Hause, ihre Zeit der Anfertigung kirchlicher Paramente und Stickereien widmen. Wie in der Stifts-, so feierte ich auch noch in der Hauskapelle das heilige Opfer, aber mußte gleich darauf eilen, den Zug, der mich nach Leavenworth zurückbringen sollte, noch zu erreichen. Nach nochmaliger, flüchtiger Begrüßung meines Gastgebers daselbst nahm ich den Eisenweg nach Kansas City, um von da auf der „Chicago-Alton-Road" das letzte Stück meiner Rückfahrt aus dem Westen zurückzulegen.



The Albertype Co. New York.

Die Columbische Weltausstellung von Chicago (1893)
von der Vogelschau.



XX.

Chicago und Amerika von der Vogelschau.

Gestern Abend traf ich in der Weltstadt Chicago, dem östlichen Ziel meiner Fahrt nach dem „fernen und äußersten Westen Amerika's“ ein. San Francisco, die Königin der californischen Küste, und Chicago, die Kaiserin des östlichen und westlichen Continentes, bildeten in der That die Ausgangspunkte meiner Fahrt und Wanderungen. Dürfte ich die geistige Begleitschaft der Leser meiner Aufzeichnungen nun verabschieden, ohne in dieser Weltstadt kurz eine Recapitulation meiner Erfahrungen angestellt und die Mittheilung jener Eindrücke und Reflexionen aufgezeichnet zu haben, die Amerika's Wunderstadt par excellence, „Chicago“ in mir hervorgerufen?

Ist nicht Chicago als „Ganzes“, als „Stadtgebilde“, als „Zauberstadt“ in der Wirklichkeit so ganz der Typus fast aller Eigenthümlichkeiten dieses Landes und nationalen Lebens? Ist nicht Chicago unter den Meisterleistungen dieser strebsamen, neuen Welt die glänzendste Probeleistung und das gewaltigste Prognostikon dessen, was Amerika, zumal aber das in seinem Centrum sich ausdehnende Missisippithal einst sein wird? Die Größe, das Wachsthum, der Glanz, der Pulsschlag des öffentlichen und commerciellen Lebens, die Zukunft dieser Nation, ja selbst der Kirche hier zu Lande ist kaum irgendwo in diesem Gebiete des Sternenbanners so verständlich, wie in Chicago, ja selbst die Schatten des amerikanischen Lebens condensiren sich hier und bilden die tief dunkle Linie um das Glanzbild amerikanischer Größe. Ich habe, seitdem ich Chicago etwas näher kennen gelernt, eine gewisse Vorliebe für diese einzige Metropole des Westens und diese vollendetste Darstellung der Licht- und Schattenseiten dieses Landes nicht verleugnen können. Freilich ist Chicago ein großes Miniaturbild Amerika's und wollte ich mich einigermaßen ausführlich über Chicago's Entstehen,

Bestehen, Leben, Handel, Bauten, öffentliche Anstalten, städtische Einrichtungen, reiche Anlagen, kirchliche Stiftungen verbreiten, so müßte ich eine eigene Abhandlung mit ebenso vielen Titeln oder Kapiteln eröffnen, als ich Merkwürdigkeiten genannt. Es liegt das nicht in meiner Absicht, denn Chicago ist mehr oder weniger dem Amerikaner bekannt genug und dem Leser jenseits des Oceans könnte nur die Anschauung mit eigenen Augen das Wundergebilde einigermaßen verständlich machen. Eine Schilderung Chicago's im eigentlichen Sinn des Wortes liegt außer dem Bereiche dieser Aufzeichnungen und nur um denselben einen passenden Abschluß zu geben, verweile ich noch mit meiner geistigen Begleitschaft im Weichbilde dieser Stadt, die meine letzte Station bildete, und will ich es versuchen von geistiger Vogelschau aus einen Streifblick über deren und Amerika's Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu werfen. Diese drei Theile einer und derselben fliehenden Zeit treten sich in Chicago so nahe, daß ein und derselbe Blick, der Chicago's Gegenwart beschaut, darin dessen Vergangenheit herauslesen und dessen Zukunft klar erspähen kann.

Ich glaube nicht, daß es auf Erden eine Stadt gab und gibt, die in so kurzer Zeit zu solcher Größe sich emporgeschwungen und solche Bürgschaften für eine noch viel größere nahe Zukunft bietet. Erst jüngst feierte einer der ersten Ansiedler von Chicago in der St. Josephs-Kirche seine goldene Hochzeit, und die interessante Schilderung von Chicago's Jugendalter, welche „Harpers Monthly Magazine“ im Oktoberheft 1880 unter dem Titel brachte, „die Metropole der Prairien“ war nur die stylistische Ausführung von Notizen, welche ein damals noch lebender Pionier der Weltstadt, Mr. Hubbard, der Zeitschrift zur Verfügung stellte. Während europäische Städte ihre Chroniken haben, die Bände füllen, und Jahrhunderte über deren verwitterte Stadtmauern hinweggezogen, während das Aussehen der Stadt vielleicht höchstens sich etwas neumodischer gestaltet, aber im Wesen dasselbe geblieben, kann Chicago's Geschichte leicht auf einer halben Buchseite zusammengestellt werden, obschon es in dieser kurzen Spanne Zeit aus einer elenden Ansiedlung mehrerer Blockhäuser zu einer Weltstadt emporgewachsen, die bereits mit New-York dies- und mit London jenseits des Meeres zu rivalisiren beginnt. Selbst hier in Amerika, wo man doch dieses Wachsthum gewohnt ist, zieht Chicago Aller Aufmerksamkeit auf sich und hat den nachbarlichen, wenn gleich ziemlich älteren Städten Cincinnati und St. Louis schon längst den Rang abgelaufen.

Keine Geschichtsschreibung kann und wird leugnen, daß auch

Chicago's allererste Geschichte ausmündet in der Heldengeschichte jener von Parkmann mit Recht so gefeierten Jesuitenmissionäre, von denen der unsterbliche Marquette hier die Mission der „Unbefleckten Empfängniß" von Kaskaskia gründete, und an dessen Reisebegleiter auf der Entdeckungsfahrt des Mississippi noch heute die von Chicago nicht sehr entfernte Stadt „Joliet" erinnert. Chicago's älteste Kirche, St. Marys, woselbst ich schon wiederholt die Freude hatte, das göttliche Wort zu verkünden, feierte noch unlängst das Gedächtniß jener ersten Pioniere des Kreuzes, von Marquette bis St. Cyr, dem ersten bleibend stationirten Priester Chicago's. Noch heute schmückt eine weiße Marmortafel die Eingangshalle zur englischen Marien-Kirche an der Wabash-Avenue und auf derselben steht in Englisch folgende vom Rektor der Kirche Rev. J. Roles verfaßte Inschrift: „Dem Andenken der ersten katholischen Missionäre von Illinois, von Marquette 1673 bis St. Cyr 1833, wurde am 50. Jahrestage der Errichtung dieser Marien-Gemeinde und dieses ersten christlichen Tempels im Gebiete dieser Stadt dieses Denkmal errichtet von Hirt und Heerde. Mai 1., 1883." Wer sollte glauben, um nun vom kirchlichen Wachsthume zu reden, daß diese einst arme Bretter-Kirche von 1833, der Jungfrau geweiht, die erste christliche Kirche war in einer Stadt, die jetzt 300 Kirchen und darunter über 80 katholische Kirchen und Kapellen hat[1])? Wer sollte glauben, daß, wo jetzt in wahrhaft fürstlichem Palais Erzbischof Feehan residirt, vor noch nicht 50 Jahren St. Cyr über Sumpf und Morast waten oder zu Pferde irgend einem Kranken die letzten Tröstungen der Religion bringen mußte? Und doch habe ich mit eigenen Augen im Pfarrhause von St. Marys noch das Dokument gesehen, mit den etwa 100 Unterschriften (meist französische Namen), worin diese kleine, hirtenlose Heerde im erstehenden Chicago 1833 den Bischof Rosati in St. Louis, dem das ganze Gebiet von Illinois und Wisconsin noch unterstand, um einen ständigen, den ersten Priester bat! Wer kann nach einer Rundfahrt durch die riesige Stadt, wenn er sich im Palmerhause, dem Monster-Hotel von Eisen zu Tische niedersetzt und oben auf der Speisekarte die Zeichnung eines Blockhauses, von Sumpf und Morast umgeben, mit der Ueberschrift: „Palmerhaus 1833" erblickt, wer kann, sag' ich, sich des Ausrufes erwehren: „Ist das möglich!"

Nein, es ist eine Thatsache. New-York und Boston mit über

---

1) Seither ist die Zahl der katholischen Kirchen wohl weit über 100 gestiegen.

einer Million und 400,000 Einwohnern sind noch immerhin etwa 250 Jahre alt, aber Chicago brachte es in 50 Jahren zu über einer halben Million [1]). In New-York und Boston zählt man die Gräber von bereits 8 Generationen, in Chicago wandelt theilweise die erste noch durch die blühende Metropole. Wasser und Feuer haben sich vereint, Chicago zu dem zu machen, was es ist.

Von Marquette's und Joliet's Ankunft 1673 habe ich bereits Erwähnung gethan. Der ursprüngliche Platz, dessen eine französische Karte, veröffentlicht gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, unter dem Namen „Fort Checagou" erwähnt, leitet seinen Namen von „Checcaqua", eine Indianerbenennung für „stark", „mächtig", sowie für eine hier am Ufer häufig angetroffene Zwiebel her, war aber nichts weniger als nur der Embryo einer Stadt oder geordneten Ansiedlung. 1804 baute erst die Regierung Fort Dearborn, berühmt durch das im Jahre 1812 hierselbst wüthende Indianergemetzel, dessen Bildskizze den Umschlag meines Führers durch Chicago schmückt. Der schon genannte Hubbard reiste im Herbst 1828 von Chicago nach Detroit, ohne auch nur einer Spur von Ansiedlung oder einem weißen Manne zu begegnen. Bis 1832 war Alles westlich und nördlich von Chicago noch vollendete Wildniß. 1833 erst errichtete er nach eigener Erzählung das größte Ziegelsteinhaus, ward die Ansiedlung organisirt und erhielt endlich im Jahr 1837 Stadtrechte.

Hier ist der große Sammelplatz des Schlachtviehes, welches vom fernen Texas, wie von den Prairien des Westens zu Tausenden und Tausenden hieher befördert wird, um in den berühmten „Stock Yards" geschlachtet und in allen Formen von Fleischartikeln in die Welt versendet zu werden. Chicago ist jedenfalls auch die „Porkopolis" par excellence. Seine „Stock Yards" sind gewiß eine seiner Hauptmerkwürdigkeiten, deren Besichtigung mir bei diesem Besuche durch Rev. R., der mit einem der Partner des Riesengeschäftes, einem irischen Katholiken, befreundet ist, ermöglicht wurde. Die Berichte von der Ausdehnung des Geschäftes klingen unglaublich, aber nur dem, der nicht selbst diese Stadt beständigen Gemetzels besucht hat. Diese Viehgärten umfassen ein Gebiet von 350 Morgen Landes, 1500 Hirten und Arbeiter sind darin beschäftigt. Zehn Eisenbahnlinien führen das Vieh zu und das Fleisch ab. Die Zahlen der hier täglich und jährlich geschlachteten Schweine, Ochsen rc. gehen in's Fabelhafte.

---

1) Jetzt schon ein und eine halbe Million.

Auch diese Beschreibung wolle der Leser mir ersparen. Wir überfliegen bloß die Stadt und ihr Treiben. Wie entsprechend solchem Verkehr müssen nicht die Paläste sein, wo für Austausch des Handels in der öffentlichen Meinung gesorgt wird! Eigentliche Steinkolosse ragen die Gebäude der „Postoffice", des „Courthaus", der „Börse", verschiedener „Banken", der neuen „Bahnhöfe", der „Zeitungspaläste" und der enormen „Hotels" über das Häusermeer empor[1]). Wo so viel Geld erworben und umgesetzt wird, wird selbstverständlich auch viel für eigene Bedürfnisse ausgelegt und verschwendet. Die enormen und luxuriös eingerichteten Hotels von Chicago bedürfen keiner eingehenden Besprechung. Der Leser kennt oder mag sich einen Steinkoloß oder Eisenpalast vorstellen, wie wir deren schon in San Francisco getroffen, der Millionen von Dollars gekostet, für Tausende von Fremden Zimmer enthält, mit allem ausgerüstet ist, was Verkehr, Comfort, Genußsucht &c., nur wünschen kann, ja der, wie jetzt das Palmerhaus in seinem Erdgeschoß einen mit fabelhafter Pracht ausgestatteten Rasirsalon besitzt, in dessen Boden der Eigenthümer — wohlgemerkt als rentable Reklame — Silberdollars als Verzierungen eingesenkt hat. Palmerhaus, Grand Pacifichotel, Shermanhaus, Tremonthaus, Hotel Richelieu &c. heißen diese Burgen des Luxus.

Von Chicago's Parken ließe sich abermals eine ausgedehnte Beschreibung geben. Wie dem New-Yorker Gelegenheit geboten ist, im Centrum seiner tumultuosen Handelsmetropole sich in Gottes freier Natur zu ergehen und deren Prachtleistungen anzustaunen, indem er sich im Central-Park verliert, so hat die Wunderstadt Chicago dem fieberhaft thätigen Publikum den Genuß der Natur und Ruhe, als das beste Mittel der Erholung und Erfrischung von des Tages Mühen und Plagen nicht vorenthalten wollen. Chicago hat vielleicht mehr gethan, als New-York und San Francisco in Pflege, Anlage und stetiger Verschönerung seiner Parke. Ich spreche wohlgemerkt nicht von einem Central- oder Golden Gatepark, sondern von Parken. Die Parkanlagen Chicago's bilden ein vortrefflich planirtes, schon weit in der Cultur vorgeschrittenes, die ganze Stadt umgrenzendes System von Parken. Ich lasse meine Leser heute allein deren breiten Chausseen befahren, den Duft der üppigen Flora einathmen, um sich für den Staub und Rauch der Stadt zu entschädigen, das Auge an den wechsel-

1) Selbstverständlich hat erst die letzten zehn Jahre und zumal bei Gelegenheit der Weltausstellung Chicago seinen vollen Phönixflug genommen.

vollsten Anlagen weiden, die von Baumgruppen aller Art und Formation beschattet und von künstlichen Quellen, Springbrunnen und Fontainen bewässert werden. Man unterscheidet die Abtheilung der Süd-Parke, zu der der elegante Drexelpark mit einer 450′ breiten Eingangspforte und der „Grand Boulevard“ gehört; die West-Parke mit Douglas- und Centralpark; die Parke der Nordseite, mit dem hervorragenden, die Seeufer streifenden, nunmehr über 310 Acker ausgedehnten, durch eine Art zoologischen Garten belebten Lincolnpark. Die Stadt hat enorme Summen ausgeworfen, um hier dem Publikum, das zumal an Sonntagen stromweise in diese künstlichen Gärten hinauszieht, eine Erholung zu bieten. Was die Entwickelung und Verschönerung eines solchen Stadtkomplexes für fabelhafte Summen fordert, kann nur der ahnen, der nebst den Kosten der Parkanlage, das riesige System der Abzugskanäle, das in seiner Großartigkeit einzige Etablissement der Wasserwerke, das vortrefflich organisirte Feuerlöschwesen und so manches andere in Rechnung zieht.

Längs der Südseite des Sees, an der Michigan- und Wabash-avenue zumal, ziehen sich aber auch in endlosen Reihen die Paläste und Residenzen der Krösusse von Chicago hin. Keine „Street-Cars“ dürfen auf diesen Avenues die Ruhe der Palastinsassen stören und nur die leicht beräderten „Buggies“ und „Carriages“ fliegen neben einander auf und ab. Von den Erziehungsinstituten, Schulen, Akademien, Theatern, Hallen, ja selbst von den Kirchen Chicago's will ich besser schweigen. Eine Detailschilderung führte mich zu weit. Besonderes in ihrer Art weisen übrigens diese in Chicago so wenig auf, wie anderswo; wer die amerikanischen Einrichtungen einmal gekannt und gesehen, dem sind dieselben, seien sie zu New-York im Osten, oder in Chicago im Centrum, oder in San Francisco im äußersten Westen der Vereinigten Staaten nichts Neues.

Auch von den Kirchen Chicago's, sofern ich die Tempel all' der verschiedenen Sekten und Denominationen meine, schweigt man besser. Eine amerikanische Stadt ist ja stets eine kirchenreiche und der Yankee muß wenigstens einen Tempel bauen und sehen, wenn er auch nie hinein geht. Die protestantischen Kirchen, vielleicht die Lutherischen ausgenommen, die wirklich noch Volkskirchen sind, sind eben meist entweder die Luxustempel der Millionäre, oder die Hallen, worin ein berühmter „Speaker“ seine Sonntagslektures zum Besten gibt und so auf seine Weise „Geld macht“, oder die eleganten Tempel, wo die „Ladies“ auf reichen Polstern Sonntags den Vormittag zubringen, um sich in

den Worten eines süß redenden „Preachers" geistige und durch Schwenkung ihres im Sommer unvermeidlichen Fächers körperliche Erfrischung zu verschaffen. Im Ernste betrachtet, ist dieses ganze Kirchenwesen mit verschwindenden Ausnahmen eitel Humbug und eine Ironie auf die Einheit, den Ernst und das Wesen der Religion des Gekreuzigten. „Sam Jones", dem jüngst in Chicago Tausende zugeströmt, hat vielleicht noch relativ gesundere Worte gesprochen, als all' die Rhetoriker in den „Fashionable Churches", deren Stühle mit rother Seide und Sammt gepolstert sind. Unter den Kirchen gibts eben auch in Chicago für den ruhigen Beobachter und consequenten Denker, der nicht nach Styl und Polster und Advertisements die geistige Gemeinde beurtheilt, nur eine Kirche, die den kühnen Anspruch auch in Chicago erhebt, Christi einzig wahre Kirche zu sein, die Chicago's erstes Gotteshaus errichtet, die Illinois die ersten Gottesboten gesandt, die in ihren Tempeln ein Credo singt, die von ihren Kanzeln nicht der Menge schmeichelt, sondern das ungeschmälerte Evangelium eines gekreuzigten Gottmenschen verkündet, deren Kirchen, obwohl zahlreich bereits, äußerlich relativ noch arm und kunstlos aussehen, aber jeden Sonntag von einer Gläubigenmenge dicht gedrängt sind, die nicht von Geldtyrannen und Millionären ihre Mittel geborgt oder erhalten, sondern die in überwiegender Mehrheit Alles vom Volke, vom arbeitenden Manne, von der verdienenden Klasse hat — also die Kirche des Volkes, somit die wahre Kirche Amerika's, die Kirche ist des Evangeliums, das den Armen gepredigt wird. Auch sie zählt Reiche zu ihren Kindern, aber ihre Charakteristik ist, wie überall, daß sie ist die Kirche des Volkes und in diesem Wurzel hat. Auch sie wird einst in Chicago monumentale Tempel errichten und hat bereits begonnen, wie die Kathedrale, die St. James-, die Jesuiten-, die Redemptoristen-Kirche u. s. w. beweisen, aber sie ist vorerst auf Bau und Pflege des geistigen Tempels bedacht. Stolz aber triumphirt auf jeder katholischen Kirche und Schule das Zeichen des Gekreuzigten und wäre es nur von rohem Holze, denn an einem Holzkreuz ist die Herrschaft der Welt erworben worden und in dieser oder jener Form erinnert dieses Zeichen auch die wachsende Stadt Chicago, daß sie dienen muß Demjenigen, von dem geschrieben steht: Christus vivit! Christus vincit! Christus regnat!

Vor 200 Jahren hat Marquette hier das erste Kreuz errichtet. Beinahe der dritte Theil vom jetzigen Chicago ist nun katholisch und unter den Kirchen ist die wahre auch die stärkste Kirche. Der im

Jahre 1844 gegründete und 1880 zum Erzbisthum erhobene Kirchensprengel ist vielleicht die reichste Diözese in den Vereinigten Staaten und der grandiose Umzug, mit welchem Katholicität und Stadt den im Jahre 1884 von Rom zurückkehrenden Erzbischof Patrick Feehan empfing, war Beweis genug, welches Ansehens sich der Katholicismus in der öffentlichen Meinung Chicago's erfreut.

Freilich haben wir mitsammen Chicago noch gar nicht gesehen. Kein „Buggy" fährt so schnell, als ich mit meiner geistigen Begleitschaft an Allem vorbei und vorüber geeilt. Es schadet aber auch nichts, denn Chicago, möchte ich sagen, wächst unter der Hand. Hätten wir Alles gesehen, und kämen nach Jahresfrist wieder, so böte es des Neuen Stoff genug für eine lange Betrachtung. An Wachsthum und Bedeutung dürfte keine andere Stadt mehr mit Chicago rivalisiren wollen. Es erübrigt mir deshalb noch, wie auf Chicago's Vergangenheit und Gegenwart auch auf seine Zukunft einen Streifblick zu werfen. Daß in dem Gebiete der Union nur von einem Wettstreite zwischen zwei Städten, nämlich New-York und Chicago die Rede sein kann, wird allgemein zugegeben. Daß New-York, die ältere der rivalisirenden Schwestern, die Vortheile des Meeres und dadurch des Import- und Exporthandels für sich hat, ist ebenso unbezweifelt. Daß Chicago, die hoffnungsvolle jüngere Schwester, aber die Seen des Inlandes beherrscht, im Centrum des riesigen Continentes liegt und den Transport des Landes controlliren wird, dürfte ebenso Niemand bestreiten. Wem gehört die Hegemonie? Wessen Vortheile werden die Größe der Stadt bedingen? Wir wollen der Zukunft nicht vorgreifen, aber die Gründe, mit welchen ein scharfer Beobachter in einer östlichen Zeitschrift für den Triumph Chicago's und des Nordwestens über New-York und den Osten eintritt, scheinen uns nicht zu verachten.

Wir haben, sagt genannter Beobachter unter dem Titel: „The Claims of Chicago. die Ansprüche Chicago's", keinen Maßstab, die künftige Größe unserer Städte zu beurtheilen, als die Thatsachen der Vergangenheit. Nicht die See, sondern das Land, vorausgesetzt dieses und das Klima sei gut, bringen den Städten bleibendes Wachsthum und Bedeutung. London, Paris, Wien und Berlin sind seit Jahrhunderten Großstädte, und was sie sind, verdanken sie dem fruchtbaren Lande, in dem sie günstige Stellung einnehmen. Huc, ein Jesuitenmissionär, der zehn Jahre in China zubrachte und mit Kenntniß der Sprache Land und Leute studirte, ist erstaunt ob dem Handel von

Canton, Shangai und Peking, aber seine Verwunderung steigt in Betrachtung jener Tripelstadt von Han-yang, Wochang-fou und Han-kow im Centrum Chinas, die acht Millionen Einwohner hatte und einen Transithandel trieb, der den Handel in den Seehäfen bei weitem überbot. Wenn aber günstige Lage, Transithandel, Bodenreichthum, Anlage zu einem Weltmarkte Größe, Population, Bedeutung und Wachsthum der Städte bedingt, wie es auch natürlich, da nur die überschüssige Production dem Export, aber die Massenproduction alle dem innern Handel zufällt, dann dürfte die Zukunft, wenn nicht alle Berechnungen trügen, die Palme Chicago zuneigen. Darüber herrscht kein Zweifel, daß das Missisippithal, in das die Einwanderung erst in neuerer Zeit zu strömen begonnen, eine immense Bevölkerung haben wird und einen Handel entwickeln kann, von dem wir kaum die ersten Pulsschläge fühlen. Das große Waizenfeld des Continents von der östlichen Grenze Ohio's bis zur westlichen von Nebraska und von der südlichen von Kentucky bis zum Peace River in den britischen Besitzungen mißt 1500 Meilen vom Osten zum Westen, 2000 Meilen vom Süden zum Norden, also ein Areal von 3,000,000 Quadratmeilen fruchtbaren Landes, welches nur zu einem Drittel bevölkert in viel weniger dichtem Maaße, als dies bei England, Belgien und China der Fall ist, 200 Millionen Leute halten müßte. In diesem unermeßlichen Gebiete, für diesen entsprechenden Handel, wäre Chicago, das in vierzig Jahren von 6000 auf 600,000 Seelen angewachsen, vermöge seiner Lage, seiner Eisenbahnen, seiner Seewege der natürliche Marktplatz, und hier würden die Producte Europa's und der östlichen Staaten, die Erzeugnisse Asiens und des Südens, der maßlose Ertrag der westlichen und nördlichen Waizenfelder ihren Umtausch finden!

Facta loquuntur! Nach dem wäre es nicht zu verwundern, wenn Chicago in fünfzig Jahren fünfmal so groß wäre, als es jetzt ist. Allerdings muß dann das zerstörende Element, das im Geheimen wirkt, völlig ausgerottet werden und darf nicht bloß der Ausbruch der Anarchie, sondern müssen deren Prinzipien im Keime erstickt werden. Auch Chicago wird nicht den Himmel erobern und es ist in der Geschichte dafür gesorgt, daß keine Bäume, auch nicht die Cedern emporsprossender Städte und Reiche in die Wolken wachsen. An den großen Welt- und Handelsstädten des Orients hat sich die Zeit schon lange gerächt, und die Ruinen Babylon's und Ninive's im britischen Museum zu London erinnern täglich auch die Riesenstadt an der Themse an die

Prophezeiung Macaulays vom „Reisenden, der gestützt auf einem gesprengten Pfeiler der Londonbridge die Ruinen von St. Paul zeichnet.“ Auch Chicago wird einst lernen, daß nur einer und zwar einer Gottesstadt das Wort Daniels gilt: „Ipsum stabit in aeternum“, aber es wäre doch zu früh, jetzt bei seinem siegreichen Aufgehen an seinen Niedergang zu denken. In den Berechnungen der ungewissen Zukunft aber will ich mich nicht verlieren. Daß ich hier, wie in andern Stellen meiner Aufzeichnungen wiederholt diesen Träumereien und Berechnungen verfallen bin, halte ich übrigens nicht bloß entschuldbar, sondern gerechtfertigt. Amerika ist das Land der Zukunft und jeder Stein hier zu Lande ist ebensosehr ein Meilenzeiger in die Zukunft, wie jede Ruine Europa's ein Wegweiser ist in's Labyrinth seiner Geschichte und Vergangenheit. Wenn nach den Regeln der Rhetorik die glänzendsten Partieen der Peroration dem Schluß der Rede zufallen sollen, so war in der That Chicago der rechte Platz, um daselbst unter Hinweisung auf diese Wunderstadt meine Aufzeichnungen abzuschließen. Die flüchtige Durchfahrt durch Chicago's Weichbild diente dazu, die auf meiner ganzen westlichen Fahrt empfangenen Eindrücke aufzufrischen und zu rekapituliren.

Selbst nach dem Maßstab des amerikanischen Touristen darf ich meine Fahrt eine sehr große und ausgedehnte nennen. Zu Wasser und zu Land, über Berg und Thal, mit Eisenbahn, Boot und Fuhrwerk habe ich über fünftausend Meilen zurückgelegt. Die Repräsentanten der verschiedensten Menschenrassen: Kaukasier, Neger, Indianer, Mongolen, Mexikaner; die Leistungen der wilden Natur, wie die des Menschenlebens in seinen verschiedensten Phasen; Wüsten, erst der Civilisation erschlossen und Städte im vollen Wachsthum einer ungebändigten Jugend sind vor meinem Auge aufgetreten und vorbeigezogen. Meine Eindrücke, die ich bereits von Amerika hatte, wurden wenig verändert. Ich darf sagen, dieser Ausflug nach dem Westen hat nur bestätigt, was ich früher im Osten erfahren. Und welches sind, wenn ich sie in meinem Geiste selbst ordnen will, die Haupteindrücke, welche diese Fahrt neuerdings meiner Erinnerung und Auffassung aufgeprägt?

Amerika, d. h. die Vereinigten Staaten, sind — das ist mein Erstlingseindruck — ein enorm großes Land und unbegrenztes Ländergebiet. Der Bürger dieses Landes weiß zwar, daß sein Vaterland von zwei Oceanen begrenzt ist, eine Welt für sich bildet; er ist an große Verhältnisse gewöhnt, aber erst eine Fahrt durch dieses zu Zweidrittheilen noch unbevölkerte Gebiet läßt uns ahnen, welche

Nation einst hier sich entwickeln muß. Dem Europäer ist eine eigentliche Schätzung der Größe dieses Landes einfach unmöglich. Weil der europäische Continent in so viele Nationen- und Völkergebiete sich theilt, und man dort gewöhnlich nur von „Amerika" hört, als wäre es ein Gebiet wie Oesterreich, Spanien und die Schweiz, so macht man sich von seinen Verhältnissen keine rechte Idee. Diese beginnt erst zu dämmern, wenn Vergleichungen angestellt werden und wir melden können, daß z. B. der einzige Michigansee den Umfang des Königreiches Bayern hat, Dakota zehnmal so groß ist als die ganze Schweiz und Texas ganz Deutschland aufnehmen könnte.

Amerika ist — und das war mein zweiter Haupteindruck — trotz seiner gewaltigen Entwickelung und seines steigenden Wohlstandes und Ansehens noch dem Jugendzeitalter, hier im Westen der Pionierzeit nicht entwachsen. Das sieht und fühlt man erst auf einer Fahrt nach dem fernen und äußersten Westen. Alles gibt davon Zeugniß: die noch brach liegenden unermeßlichen Prairien, die nur von der Nothwendigkeit geschaffenen Straßen, die Städte, die von einer Stadt nur den Namen und die Zukunft haben, die großen Städte mit ihren Reihen von Holzhäusern, Holztrottoirs, unbebauten Plätzen, die Eigenthümlichkeiten des sozialen, oft die kleinsten Gebräuche des häuslichen Lebens, deren ganze Erklärung im Pionierzustand des Landes und der Jugend der Nation zu finden ist. Bruchtheile aller Nationen leben und handeln bunt durcheinander. Wohl ist englische Sprache und englisches Wesen vorherrschend, aber das noch starke Hervortreten der verschiedensten nationalen Eigenthümlichkeiten beweist, daß der Amalgamirungsprozeß zu einer Nation im Vollsinn des Wortes noch lange nicht vollendet. Amerika braucht sich dieser Jugend nicht zu schämen und wir rufen ihm vielmehr stolz zu: „Nemo contemnat adolescentiam tuam! Niemand verachte deine Jugend." Die neue Welt soll nur bekennen, daß sie auf Kosten der alten groß und mächtig wird, und es wäre ein Zeichen geistiger Bornirtheit, wollte der Amerikaner in vermeintlichem Nationalstolz auf Den herabsehen, der von jenseits des Wassers gekommen, auf europäische Sitten und Geschichte, auf Alles, was noch nicht völlig „amerikanisch" ist. Ohne jene, die gekommen, und ohne Europa's Erfahrung, Entwickelung, Reife wäre eben Amerika noch heute eine große Indianerreservation.

Amerika ist ferner — und das ist der dritte lebendige Eindruck meiner Reise — ein Land ganz unberechenbar großer Zukunft. Von dem, was Amerika sein wird, sehen wir bei all' seiner gegen-

wärtigen Größe nur einen verschwindenden Bruchtheil. Die Erinnerung an das, was ich von der Zukunft des Mississippithales und Chicago's gesagt, wird helfen auf Amerika's gesammte Zukunft zu reflektiren. Alles vereint sich, diese Zukunft unbegrenzt zu machen, wie der über das Land gewölbte, sternbesäete Horizont. Von zwei Meeren begrenzt, vermittelt es den Verkehr zwischen Europa, Asien und Australien. Die Völkertheile, die sich hier zusammenfinden, erschöpfen ihre Energie im Wettkampf um die Palme des Erfolges und alle Eigenthümlichkeiten leisten den größten Resultaten Vorschub. Der Boden ist noch jungfräulich und die Schätze der unfruchtbaren wie fruchtbaren Erde ungehoben und unerschöpft. Von europäischen Vorurtheilen, Beschränkungen, Belastungen, Militärdruck u. s. w. frei, entwickelt hier das Volk seine Macht und fühlt der Mann in seiner Hand die Palme des Erfolges gelegen, wie der französische Grenadier zu Napoleons Zeiten seinen Marschallstab im Tornister zu tragen wußte. Alle Vortheile der alten Welt können hier benützt, alle Hindernisse derselben und ihre Fehler vermieden werden. Die Regierungsform ist vielleicht die vollendetste aller bisherigen und daß sie keiner Militärmacht zur Aufrechthaltung bedarf, ist ihre glänzendste Apologie. Wenn ein europäischer Krieg den alten Continent einmal in zwei feindliche Lager spalten sollte, so wird Onkel Sam als der Dritte sich in die Faust lachen und Nutzen aus der Lehre und den Vortheil aus dem Streite ziehen.

Und die Kirche Amerika's! Es gibt nur eine, vor der die Nebelbilder von Kirchen verschwinden und ihr, ihrem Wachsthum, ihrer Zukunft galt stets unser erster Blick. Ihre Lage ist hier ganz verschieden von der in der alten Welt und Geschichte. Diese Lebensordnung, wie sie hier gegenwärtig herrscht, hat die Kirche nicht, wenigstens nicht direkt geschaffen. Obschon katholische Missionäre zuerst den Continent bebaut und mit ihrem Blute besprengt, kam doch die wahre Kirche in diese Vereinigten Staaten, wie eine, ja wie die geringste unter vielen stolzen Denominationen und in der Pflanzung wilden Sektengestrüppes schlug das Senfkörnlein der Wahrheit seine Wurzeln. Jetzt steht es da, als mächtige Ceder. Wollen wir von Kirchen reden, so ist sie die mächtigste. Um in Beurtheilung ihrer Lage nicht zu übertreiben, müssen wir nur, wie ich schon einmal betont, auseinanderhalten die Thatsache des großen Abfalles Vieler, die hier geboren oder von drüben gekommen, und die Thatsache des wunderbaren Wachsthums der Kirche als solcher, ihres Organismus, ihrer Institute, ihrer Diener, ihres Einflusses, welch' letzterer im Steigen

begriffen nach und nach die erste Thatsache schwächen und an der Kirche und dem Lande der Zukunft des Herrn Wort verwirklichen wird: „Fürchte Dich nicht, Du kleine Heerde, es hat dem Vater gefallen, Dir das Reich zu übergeben."

Wir schließen die Augen nicht vor den Gefahren, die hier wahrem, tiefem, solidem Christenthume drohen. Wir glauben sogar, daß ohne die „Divine agency" der katholischen Kirche, wie Cardinal Manning diese allein siegende Gewalt in der Kirche nennt, das Christenthum hier keinen Bestand hätte. Auf jene allein bauend aber verzagen wir nicht bloß nicht, sondern glauben, daß die katholische Kirche eine riesige Aufgabe zu lösen hat. Gewiß ist, daß das fieberhafte materielle Streben, das Alles durchdringt, dem christlichen Geiste und Leben gefährlich ist, aber ist trotzdem und in solcher Atmosphäre das Senfkörnlein nicht erstickt, sondern stark geworden, wer wird dem Baume und seinem segnenden Einfluß nicht vertrauen! Gewiß ist das bekenntnißlose Schulwesen und öffentliche Leben einer gewaltigen Lawine gleich, die Kirche und Bekenntniß zu zertrümmern vermöchte, aber bevor das geschieht, wird die Lawine selbst zerfallen und in eigenem Verderben sich auflösen, um zu beweisen, daß ohne Christus es kein Fundament der Staaten und Erziehung gibt. Gewiß wäre es eine folgenschwere Verblendung der Katholiken, wenn sie ob der gegenwärtig ungehinderten Gründung von Diözesen, Gemeinden, Instituten sich eine kampflose Zukunft träumten, gefährlicher Verweltlichung verfielen, innere, geistige Erstarkung in Gebet, Studium und Prinzipientreue vernachlässigten und so den Geist in ihren Bauten sich versteinern ließen. Das aber wird nicht geschehen, wenn nicht alle Anzeichen trügen.

Die Periode materiellen Schaffens muß vorangehen und der geistige Bau wird um so mächtiger sich erheben. Des Herrn Wege sind unerforschlich und im Ausbau des öffentlichen Lebens in Amerika bewahrheitet sich vielleicht der philosophische Grundsatz als Norm göttlichen Waltens bezüglich der Kirche: „Primum in intentione et ultimum in executione." Gewiß ist, daß nur das Christenthum der Endzweck der Geschichte. Gewiß ist, daß nur die katholische Kirche die konkrete Form, die Trägerin und Garantie des Christenthums ist und Gott deshalb sie vor Allem im Auge hat „sicut pupillam oculi." Unleugbar ist zudem die Thatsache, daß der praktische Sinn des Volkes, der im Allgemeinen loyale Amerikaner, das zerbröckelnde Wesen des Sektenthums, die Einheit und die Macht der Kirche deren Wachsthum

mächtigen Vorschub leisten, wenn — nur wir Katholiken selbst unsere eigene hohe Aufgabe kennen und erfüllen. Schon hat das III. Plenarconcil die Verordnungen für solidere Feststellung kirchlicher Verhältnisse erlassen. Wie eine wohlgeordnete Armee rückt die Kirche langsam und friedlich vorwärts und ist in ihren Pionierbischöfen, Priestern und Ordensleuten immerfort „bound west“. Bald wird, im Jahre 1889[1]), das erste Centennar sich vollenden, daß sich die Kirche hier organisirt hat, und deren Bestand an jenem Datum, wird die beste Prophezie der Zukunft sein.

Im Geiste bin ich nun in diesen Aufzeichnungen in die Zukunft und örtlich westlich gewandert. Wie ich daran bin, dieselben zu schließen, sehe ich durch's Fenster meines Zimmers im Palmerhause den Michigansee. Am 1. Juli hatte ich St. Francis verlassen und morgen am 1. September hoffe ich wieder daselbst einzutreffen.

Wahrhaft, ich habe Grund genug, die Reise, die ich mit dem „Itinerarium“ begonnen, mit einem tiefgefühlten Te Deum laudamus zu schließen.

---

1) Dieses Jubeljahr, in dessen Verlauf der Verfasser selbst Bischof geworden, ist inzwischen längst gefeiert.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02778 9125
Antiquariat
Gilhofer & Ranschburg
Wien, I., Bognergasse 2.

